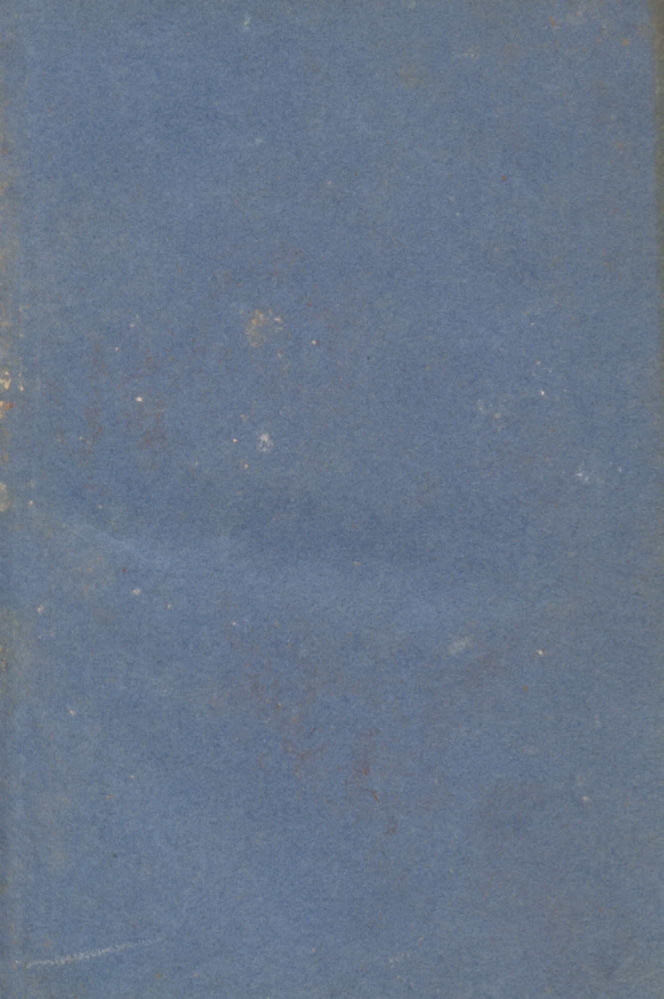








J. Ramberg del
A. W. Böhm sc.

Minerva.

Taschenbuch

für

das Jahr 1820.



Zwölfter Jahrgang.

Mit 8 Kupfern.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.


BIBLIOTEKA

Uebersicht des Inhalts
des zwölften Jahrgangs der Minerva.

Erklärung der Kupfer.

Schiller's Empfang
in
den Räumen des Lichts.

Zur Erklärung des Titelkupfers.

Es hat, seit Epheu und Lorbeer Dichterschläfe umkränzten, und seit steinerne und — papierne Pantheons erbauet wurden, auch nicht an Dichterhimmelsfahrten und Vergötterungen gefehlt in allerlei Klangweisen und Stoffen. Um nur gleich bei'm Urborn alles Gesanges in der profanen Welt, bei'm Homer selbst stehen zu bleiben; so kennt jeder, der auch nur einen flüchtigen Blick auf die Alterthumskunde in Bildwerken gethan hat, jene Apotheose Homers, die sich mehr als ein Jahrhundert im Hause Colonna in Rom erhielt, vom Meister Archelaus aus Priene, wo erst Jupiter dem Sängerinnenchor der neun Musen das alte: mit Zeus den Anfang! zurufen, und der alte Olen durch die Stiftung des pythischen Orakels den epischen Hexameter erschaffen muß, ehe der Weltkreis den verklärten Sänger der Iliade und Odyssee krönen, ehe die von diesem Urdichter ausgegangenen andern Dichtungsarten ihm, dem Vater, einen kindlichen Hymnus singen können *). Noch einfacher, und darum vorzüglicher, ist eine zweite Vergötterung Homers in erhabener Arbeit auf einem silbernen Becher, der sich, als

*) Die beste Abbildung, da die im Tischbeinischen Homer versprochene noch nicht erschienen ist, findet sich in der zweiten Hülfstafel zum Pio-Clementino, T. I. Aber selbst Visconti hat die alles belebende, oben angedeutete Hauptidee nicht deutlich aufgefaßt. Nur sie bringt Einheit in diese vierfach über einander gestellten Figurenreihen. Vergl. Creuzer's Atlas zur Symbolik, Tafel 46.

Winckelmann ihn sah, im Herkulanischen Museum in Portici befand, jetzt aber im Museo Borbonico prangt, wo der dem Göttersitz auf Adlersflügeln zueilende, verschleierte Homer — denn verschleiert treten die Sterblichen in den Kreis der Unsterblichen — rechts von der personifizirten Ilias, einer kriegerischen Frau, einer Virtus im alten Sinne, links von einem Genius mit Ruder und Schiffermütze, den Helden der Odyssee vorstellend, eingefaßt, und mit singenden Schwänen und hängenden Masken durch schwebende Laubgewinde zierlich überschattet wird *). In unsern Tagen sind besonders die Bühnenapotheosen der dramatischen Dichter fast zur Ungebühr vervielfältigt worden. Einige Theater halten sich eigene Büsten dazu. Man kann ja nicht wohlfeileren Kaufs wegkommen, als durch die Bekränzung einer Gyps-Büste die sterblichste aller Unsterblichkeiten uns vorüberzuführen.

Auf einem andern Wege hat die dichtende und bildende Kunst berühmte Dichter nach ihrem Tode dadurch gefeiert, daß man ihre Ankunft in den Wohnsitzen der Seligen, im Elysium, in epischer und dramatischer Form besang und in allegorischen Bildwerken darstellte. Hat nicht schon Horaz in jenem stets bewunderten Liede, worin er seine Rettung vor einem drohenden Baumsturz besingt, sich selbst eine solche Ankunft im Elysium, wo Sappho ihre unglückliche Liebe, Alcäus seinen Tyrannenhaß aushaucht, vorphantasirt **)? Wer erinnert sich nicht an die bekannten Kupferstiche, Voltaire's und Rousseau's Ankunft und Bewillkommung im Elysium vorstellend? Bei'm ersten fehlt der boshafte Freron, bei'm zweiten Voltaire selbst als Rousseau's unversöhnlicher Gegner nicht. Fürwahr, es ließen sich ganze

---

*) Tischbein's Homer in Bildern, I. 3. p. 23. oder Millin's Galerie mythologique, pl. 149. n. 549. S. Meyer zu Winckelmann's Werken, VI. II. 123.

**) Horaz Oden, II. 13. Die Szene hat der mit dem Geiste des Alterthums vertraute Nikolas Poussin in seinem Elysium dargestellt.

Sammlungen solcher elysischer Bewillkommungsszenen in Gesang und Bild veranstalten *). Die Sache ist auch hier leicht abgethan. Es sind ja wieder nichts, als die alten Gespräche im Reiche der Todten, mit einem neu aufgefärbten poetischen oder artistischen Purpurlappen behangen.

Dies bald in der Höhe, bald in der Tiefe Huldigung darbietende Phantasiespiel älterer und neuerer Kunst kann eine sehr ernste Seite gewinnen, wenn wir, in das höhere Alterthum zurückgehend, auf den Ursprung dieser Vorstellungen merken. Schon Heraklit, in dessen dunkel scheinender Physiologie die Grundfäden aller spätern Philosophemen über das Wesen der Seele auszufinden sind, kannte trockne und feuchte Seelen. Die spätere Mystik fand in jenen, die trocknen, die dem Aether, dem Urfeuer verwandten aufsteigenden, in diesen, die feuchten, die in den dichten Urstoff, die feuchte Materie, sich eintauchenden und herabsteigenden Seelen. Das ist der Weg hinauf und hinab, wozu es keines Spiegels aus Arkadien bedarf, um in lang aufsteigender Linie des mystischen Stammbaums, der seine Wurzel im Orient, in Zerduschts Lehre hat, Seligkeit und Verdammniß, Himmel und Hölle, angeknüpft zu sehen. Die ganze dämonische Psychologie des Plato beruht darauf **). Dies ist nun aus der spätern, geheimen Lehre

---

*) Der sogenannten Tombeaux nicht zu gedenken. Man erinnere sich nur an das allegorische Tombeau de Voltaire, wo die durch d'Alambert, Katharina II., Oronoko und Franklin repräsentirten 4 Welttheile, die das Grab des Dichters zu kränzen gekommen waren, vom blinden Vorurtheil der Unwissenheit mit Eselsohren und Fledermausflügeln zurückgescheucht werden!!

**) J. Matth. Geßner's Vorlesung, de animabus Heracliti, bleibt hier klassisch. Vergl. Böckh in den Heidelberger Jahrbüchern für Philologie, 1808. u. I. und Creuzer im Dionysius und in der Symbolik, III. 448. ältere Ausgabe.

der Mysterien und der bessern Gnosis auch in die allgemeine Vorstellung des Lebens und in die Symbolik der bildenden Kunst übergegangen. Die bessern, dem Lichte verwandten, nach Licht durstenden Seelen, die Heroen der Menschheit, steigen nach ihrer Entkörperung, welches doch nur eine Entkerkerung ist, unmittelbar zu den Lichtkörpern am Firmament, zu dem Gestirne empor, wie schon Virgil in seinem auch auf Mysterien begründeten, aus Anklängen geheimer Weihen zusammengesetzten Todten- und Schattenreich mit ausdrücklichen Worten ausspricht *). Von dorther, aus den Sternen, läßt Cicero in seinen Büchern von der Republik, den ältern Scipio, um seinem Enkel im Traum zu erscheinen, in dem noch vorhandenen berühmten Fragment, herabkommen. — Wo aber noch mit sterblichen Schlacken und Flecken verunreinigt, der Geist wandern und auf andern Wegen gesäubert werden muß, da muß er hinabsteigen in den Orkus, da treibt der unerbittliche Merkur die Seele der schwarzen Herde der Schatten zu. Dies sagt uns unter andern sehr deutlich eine zuerst von Spon edirte griechische Grabschrift, deren merkwürdige Beziehung auf die ältesten geheimen Weihen Griechenlands, auf die samothrazischen Mysterien, uns der auch als Forscher des religiösen Alterthums hochwürdige Bischof Münter in Kopenhagen aus vertrauter Bekanntschaft mit den Geheimnissen der alten Welt aufgeschlossen hat **). Da heißt es in Beziehung auf beide Seelenbahnen, auf die Auffahrt und Abfahrt, ausdrücklich:

In zwei Schaaren sind aber gesondert die Seelen der Todten;
Eine, die unstet irret umher auf der Erde, die andre,
Welche den Reigen beginnt mit den leuchtenden Himmelskörpern.

---

*) Aeneide, VI. 730.

**) Erklärung einer Inschrift, welche auf die samothrazischen Mysterien Bezug hat, in seinen antiquarischen Abhandlungen, S. 186. 230 f.

Auf dem berühmten Sarkophag auf dem Kapitol, der unter der Benennung des Panfilischen Marmors bekannt ist, und den Cyklus des menschlichen Lebens in den deutungsreichsten Bildern vorüberführt, ist auch dieser doppelte Weg der Seelen bei der Gruppe, welche den letzten Akt dieses vielgestalteten Lebensdrama's, den Tod, vorstellt, sehr sinnreich angedeutet. Wir sehen zu gleicher Zeit da die Himmelfahrt eines Heros im feurigen Zwiegespann, und die Hinabfahrt (um nicht das böse Wort Höllenfahrt auszusprechen) einer Psyche, die Merkur rasch in die Arme faßt und fortführt, eine nur von wenig Auslegern ganz verstandene, doch dem Aufmerksamen ganz deutlich vor Augen gestellte Allegorie *). Machen wir hiervon auf das vorliegende Titelkupfer, welches auch ein Hinauf, die Himmelfahrt eines uns Deutschen hochverehrten Genius, deutsam vor's Auge bringt, im Geist des wahrhaft geistreichen Erfinders dieser Allegorie eine weitere Anwendung.

Es galt, unserm Schiller, hier zum Schluß von einer Reihe bildlicher Darstellungen, die in diesem der Minerva geweiheten Taschenbuche nach und nach zu einer kleinen Gallerie aus des Dichters dramatischen Werken sich ordnete, bevor wir nicht ohne tiefe Trauer von ihm Abschied nehmen, noch ein kleines Ehrendenkmal zu setzen, welches zugleich die schicklichste Verzierung auf dem Titelblatte dieses Jahrganges darböte. Da entstand in der unerschöpflichen, fruchtbaren Phantasie des Künstlers, dessen Zeichnungen seit 12 Jahren in einer langen Reihenfolge so oft, und allem Tadel zum Trotze, den Momus auch hier zu spenden nicht unterließ, mit so vielem Rechte bewundert worden sind, die Idee einer Apotheose, die mit dem Weg hinab, mit der Ankunft im Elysium, gar nichts zu schaffen hat, und so ver-

---

*) S. Museum Capitolinum, T. IV. tab. XXV. oder auch nur Millin's Galerie mythologique, pl. XCIII. 383.

suchte er's, den zu dem ätherischen Raum des Lichts sich aufschwingenden Dichter auf einer Wolke getragen zu seinem geistigen Ahn, Shakspeare, zu bringen.

Ueber den Einfluß, den der unsterbliche Repräsentant des romantischen Drama der modernen Zeit, Shakspeare, auf Schiller's Bildung zum Trauerspieldichter gehabt hat, ist von Kunstrichtern und Beurtheilern des Schiller'schen Theaters schon zur Gnüge gesprochen worden. „In allen ältern Werken Schiller's," sagt einer der scharfsinnigsten Kritiker, dessen Aufsatz einst in der Leipziger Literaturzeitung mit Nutzen gelesen wurde, jetzt aber manche Verbesserung erhalten hat *), „spricht Shakspeare mit." Wir wissen aus den Nachrichten über sein Leben, daß, nachdem er durch Göthe's Götz von Berlichingen und Gerstenberg's Ugolino die früheſten Anreizungen und Erweckungen zum Versuch im Trauerspiel erhalten hatte, er später auf Shakspeare aufmerksam gemacht wurde, und daß dies durch seinen damaligen Lehrer, den nachmaligen Prälaten Abel in Schönthal, geschah, dem er so viel verdankte **). Eine neue Welt erschloß sich hier dem nach Ungeheurem greifenden, die prosaische Natürlichkeit, die damals auf das französische falsche Pathos in ganzen Wasserströmen gefolgt war, gleichsam instinktmäßig fliehenden Jüngling mit der hohen Dichterweihe. Wir erinnern uns, wie er in vertrauter Unterredung die Eindrücke schilderte, welche ihn bei'm ersten Lesen der Shakspeare'schen Dramen nach Wieland's Uebersetzung, für welche er dem Bearbeiter stets dankbar blieb, ergriffen; und wie besonders die Reihe der historischen Dramen aus Englands früherer Geschichte seine Vorliebe zum historischen

---

*) Bouterwek über Schiller's Genie und Schriften, in Bouterwek's kleinen Schriften, Th. I. S. 221. vergl. S. 228.

**) In Schiller's sämmtlichen Werken, Th. I. S. VII.

Trauerspiel auf immer begründete. So blieb auch in der Folge seine Neigung für Shakspeare stets seine entschiedenste Dichterliebschaft, wiewohl seine reflektirende, fast immer zugleich räsonnirende und darstellende Poesie mit des großen Britten spiegelheller Objektivität nie recht in Einklang zu bringen war, und das ideale Hinaufsteigen vom Natürlichen zum Idealen, welches Shakspeare und Göthe charakterisirt, ihm, der sich immer nur unter allgemeinen Betrachtungen und sententiösen Reflexionen aus der Ideenwelt zur Natur herabsenkte, stets fremd blieb. Dunkler oder heller wurde Schiller sich dies in der letzten Periode selbst bewußt, und die Verschmelzung des Romantischen mit dem Antiken, die in seiner Braut von Messina so gewaltige Gestalten hervorbrachte, war nur ein Beweis, wie er diesen Mangel auf einem andern Wege zu ersetzen suchte.

Nirgends hat sich seine innige Anerkennung des alles überflügelnden brittischen Genius lebendiger ausgesprochen, als in der berühmten Elegie, welche er Shakspeare's Schatten überschrieb. Sie fällt in die polemische Periode der Xenien, und man mag sie am besten charakterisiren, wenn man sie einen Pfeilbund nennt, der durch die Parodie auf Ulysses Besuch im Schattenreich, im eilften Gesang der Odyssee, und die dramatische Form der Unterredung mit dem großen Schatten zusammengehalten wird, da in den Xenien nur einzelne Pfeilspitzen hin und her schwirren, oder auch verwundend eindringen. Einen ehrwürdigen Zorn, über die Alltäglichkeiten und Erbärmlichkeiten des Tages zürnend, ruft Schiller dem in Verwunderung beredten Schatten da zu:

Nichts mehr von diesem tragischen Spuk. Kaum einmal im Jahr
Geht dein geharnischter Geist über die Breter hinweg!

Derselbe Shakspeare, aber nicht mehr der bloße Schatten, der doch erst Opferblut trinken müßte, um Erinnerungsvermögen und Sprache zu bekommen,

— denn er selbst leider war nicht mehr zu sehen,

nein, er selbst steigt aus den obern Regionen, von der

Wolken Glorie umstrahlt, herab, um den von der Erde emporgehobenen, ihm vielfach befreundeten Dichter als seinen jüngern Bruder zu bewillkommen, und in die Wohnungen des Friedens, auf einen der Sterne, auf welchen die Heroen der Vorwelt thronen, ihn mit Ruhm bekränzt einzuführen.

Daß der Herzerhebende, wie Schiller vorzugsweise oft genannt worden ist, nun selbst von einer Wolke emporgehoben und hinaufgetragen wird, mag für das moderne malerische Prinzip, in welchem Ramberg hier seine Zeichnung entwerfen mußte, völlig in der Ordnung und ganz untadelhaft seyn. Die alte, von reinplastischen Formen ausgehende, von der überall vorherrschenden Skulptur überall beherrschte Malerei bediente sich der Wolken nie als eines hebenden und tragenden Kunstmittels, und es ist bei andern Veranlassungen schon erinnert worden, daß, wo wir dergleichen auf geschnittenen Steinen und selbst auf alten Gemälden abgebildet finden, dies sogleich den Verdacht der Unechtheit und Einschwärzung moderner Ideen in die antike Kunstwelt vollkommen begründet. Wenn auf der berühmten tiberianischen Sardonyx-Gemme im königl. Gardemeuble, nun aber im Antikenkabinet zu Paris, die Apotheose des Augusts in den obern Regionen vorgestellt wird, während unten Tiberius thront und die noch lebenden Mitglieder der Familie Augusts in mannigfaltigen Gruppen ihn umgeben: so erblicken wir den zum Olymp eilenden neuen Gott, den Divus Augustus, auf dem Flügelroß emporsteigen, indem Aeneas, der Stammvater, ihm auf der andern Seite die Weltkugel darreicht *). So erheben sich vergötterte Kaiser und Kai-

---

*) Diese im Journal London und Paris, im 10ten Jahrgang von 1807, St. VIII. S. 314, wozu auch eine Abbildung des großen Kameo gegeben ist, von uns ausgesprochene Erklärung ist durch das, was neuerlich dagegen erinnert wurde, keineswegs erschüttert worden. Die beste

serinnen und was sonst auf alten Kunstwerken in den Lüften schwebt, da wo dem Künstler die eigene, göttliche Schwungkraft von Innen nicht zuzureichen schien, immer auf beflügelten Thieren, auf feurigen Rossen, oder von Genien getragen zum Himmel. Wir befinden uns hier aber im christlich-mystischen Prinzip, nach dem alles, was gen Himmel fährt, von Wolken aufgehoben und emporgetragen wird, weil diese dem beleuchtenden Reflex der Strahlen und dem anmuthigsten Farbenreiz im Helldunkel am meisten zusagen *). An Licht fehlt es auch hier nicht, wo ja zwei glänzende Geister, von einem Genius des Lichts, der zu dem im Lichte festgehaltenen (?) Kranze einen zweiten fügt, überschwebt und einer himmlischen Glorie überstrahlt, sich umarmend begegnen.

Shakspeare erscheint uns selbst in der sehr verkleinerten Figur mit wahrer Porträtähnlichkeit. Unter den hundert verschiedenen Porträts, die der Britte von seinem Lieblingsdichter vorweiset, ohne welchen ja die ganze englische Literatur eine andere Gestalt, eine weit dürftigere, haben würde, wurde von Kennern stets das vor der alten Original-Folio-Ausgabe von 1623 stehende Porträt für das echteste gehalten, da es noch von Zeitgenossen des Dichters herrührt. Wer die sogenannte Shakspeare-Bibel, oder die von Stockdale 1790 in Royal-Oktavo veranstaltete, mit Ayscough's Noten und Register ausgestattete Ausgabe besitzt, findet dies

---

Abbildung dieses Achates Tiberianus bleibt immer noch die von Tristam gegebene. Man kann ihn aber auch in genauen Schwefelabgüssen von Mionet in Paris kaufen.

*) Man denke z. B. an die magischen Effekte in Schönberger's Hebe. Doch haben auch neuere Maler im echten Geist der Antike oft statt der Wolken tragende Genien gewählt. Man erinnere sich der Apotheose der heil. Cäcilie in Dominichino's Cyklus dieser Heiligen in der Kirche St. Louis des François in Landon's Oeuvre de Dominichino, T. I, n. 7.

Porträt von W. Sherwin nach jenem Originalkupfer dem Titelblatte gegenüber fein nachgestochen. Die durch Vervielfältigung ähnlicher Porträts aller Worthies neuerer Zeit vielfaches Verdienst sich erwerbenden Münchener Lithographen haben so eben auch Shakspeare's Porträt, von Artaud gezeichnet und Selb aufgetragen, in ihre Bilderreihe aufgenommen. Es ist dasselbe alte Bild. Und so erhält man für wenige Groschen eine vollkommene Porträtähnlichkeit. Auch Ramberg hatte diesen Typus vor Augen, und es ist ihm gelungen, sie auch in dieser Kleinheit der Hauptsache nach treu wiederzugeben. Das Kostüm ist der schwarze bis oben zugeknöpfte Rock mit dem Hemdüberschlag jener Zeit, ganz so, wie ihn die Marmorstatüe in Lebensgröße vorstellt, die ihm 124 Jahre nach seinem Tode auf seinem Denkmal in der Westminster-Abtei die Liebe der Britten errichtete *). Die hochgewölbte Stirn gibt ihm ein kluges, die Milde um Wangen und Lippen ein freundliches Ansehen. Die brittische und ausländische Muse hat sich heiser gesungen in Grabschriften und Lobpreisungen auf diesen hochbegabten Sohn der Natur. Doch ist vielleicht eine der neuesten Inschriften auf ihn, welche Lucian Bonaparte auf die Mauer des Hauses, das einst Shakspeare in Stratford bewohnte, mit Bleistift geschrieben haben soll, noch wenig bekannt worden, und mag daher wohl auch hier noch ihre Stelle finden **):

The eye of Genius glistens to admire
How Memory hails the sounds of Shakspeare's lyre,
One tear I shed to form a chrystal shrine
To all, that's great, immortal and sublime.

---

*) Amor publicus posuit heißt es in der dunkelfarbigen Marmortafel über dem Haupte der Statüe. S. Ueber W. Shakspeare, von Eschenburg. (Zürich, 1787.) S. 18. und die Abbildung des Grabmals in dem von R. Ackermann herausgegebenen Prachtwerke: Westminster Abbey and its Monuments, Vol. II. pl. 27. p. 103.

**) S. New Monthly Magazine 1818, July, p. 544.

welches in einer extemporirten freien Uebersetzung ungefähr so viel sagen würde, als:

Des Genius Auge glänzt bewund'rungsvoll,
Sieht er des Danks und der Erinn'rung Zoll,
Den alle Völker, alle Zeiten
Dem Laut von Shakspeare's Lyra weihten;
Doch eine Thräne, die ich weine,
Wird zum krystall'nen Altarschreine,
Der Größe, der Erhabenheit
Geweiht und der Unsterblichkeit.

Auch Schiller's Porträtähnlichkeit wird niemand verkennen. Immer wird Dannecker's hochkräftiges Werk, die kolossale Büste, die er von seinem ihm vielfach befreundeten Zeitgenossen schuf, das stehende Musterbild, der Prototyp für alle Porträts des unsterblichen Dichters bleiben, und die Hauptzüge, so weit sie in diese Kleinheit zusammengepreßt noch zur Aehnlichkeit werden konnten, sind auch hier die jener Büste, an welcher der Großherzog von Weimar, als er sie vor nicht langer Zeit besah, zwei ihm selbst die schönste Weihe verkündigende Rosen fand, und an der Schiller's Witwe lange schweigend saß, und dann ihren Söhnen zurief: Kinder, küßt dem Manne die Hand, der Euern Vater so fortleben ließ *). Nur die Stirnfalte, in welcher der dem Werke, das ohne ihn geschaffen worden, nicht holde König Friedrich die Räuber sitzen sah, fehlt hier, wogegen die Grazie des anmuthigen Mundes, in welcher Dannecker, jene unfreundliche Bemerkung zurückweisend, die sanftduldende Valois (Elisabeth in Don Karlos) erblickte, nicht ganz vermißt werden wird. Man hat in Weimar selbst mehrere Porträts des Einzigen nach allerlei Vorzeichnungen herausgegeben. Ramberg versichert, darunter

---

*) S. die durch vielseitige Andeutungen sich empfehlenden Reisebemerkungen von Aug. Klingemann, unter der Aufschrift: Kunst und Natur, Th. I. S. 185.

das, was Hr. Schmidt nach Mad. Simoneau gestochen hat, vorzüglich im Auge gehabt zu haben. Allein vor allem, was der Grabstichel und die Aetznadel in Schiller's Bildnissen hervorbrachte, dürfte sich ein Profilporträt empfehlen, das vom Professor Gerh. v. Kügelgen, diesem geistvollen Seelenmaler, zugleich mit den drei andern Weimarischen Heroen, Wieland, Herder und Göthe, in Weimar gemalt, und schon in mannigfaltigen Kopien vervielfältigt, auch in Wachs gebildet worden ist *). Denn obgleich der Künstler nur schwache Erinnerung von dem Lebenden in sich selbst bewahrte, als er's nach seinem Tode ausführte, und nur Jagemann's über den Verstorbenen genommene Maske und andere Hülfsmittel dabei befragen konnte: so sind ihm doch die hohe, eine mächtige Werkstätte umwallende Stirn, die mächtig hervortretende, doch sein gebogene Nase und die Lieblichkeit des Mundes, wunderbar gelungen. Denn der Geistvolle sah ihn in geistiger Beschauung. Schiller's Kostüm ist das malerische eines faltigen Mantels, welchen auch Kügelgen scharlachroth um seine Schultern gelegt hat. Ramberg läßt diesen Mantelüberwurf, dem wohl etwas weniger Shawlartiges und mehr Breite zu wünschen wäre, in großen, wellenförmigen Falten hinwallend weit über den Wolkensäumen herabfließen. Abgesehen von dem Würdevollen und Malerischen einer solchen Drapirung, ist sie auch auf jeden Fall symbolisch und deutsam in ihrer Bezeichnung für den ersten Tragödiendichter Deutschlands, dem noch kein anderer die Palme streitig machte. Wer auch nur oberflächliche Kenntniß des Alterthums besitzt, wird hierbei sogleich an den prächtigen Schleppmantel des alten griechischen Heldenspiels denken, dessen kolossale Formen im beschuhenden Kothurn,

---

*) Alle vier Porträts, die der Künstler zu verkaufen nie bewogen werden konnte, wird der Kunsthändler Artaria in Mannheim durch den Grabstichel der fertigsten Kupferstecher nach und nach allen ihren Freunden zugänglicher machen.

wie in der hochaufgethürmten Kopfmaske, auch in der Staatsrobe offenbar wurden, welche diesen auf tragische Hochgestalten berechneten Gliederbau der Tragöden umfloß, und da er hier nicht, wie bei der faltenreichen Palla der Frauen, mit den Armen aufgefaßt wurde, sondern mit Agraffen über der Schulter befestigt lang nachschleppte *), der Figur ein vorherrschendes, majestätisches Ansehen gab. Dies Syrma — dies war der eigentliche Name dieses tragischen Schleppmantels — wurde so sehr das Abzeichen aller Theaterrepräsentation im Trauerspiel, daß die römische Sprache sich desselben noch häufiger zur Bezeichnung des grandiösen Trauerspiels bediente, als wir in ähnlichem Fall das Wort Kothurn gebrauchen. Im Gegensatz von so manchem neuern Bastard unserer tragischen Bühnenerzeugung, wo hohltönende Phrasen mit ungesunder Aufgedunsenheit die erbärmlichste Blöße bedecken, mag daher wohl auf Schiller's nie in Bombast ausartende Erhabenheit der Vers des römischen Epigrammendichters angewendet werden:

> Such' in unserm Gedicht nicht Schwulst der gedunsenen Blasen,
> Uns're Muse, sie schleppt keinen unsinnigen Schweif **).

---

*) S. Sabina oder Toilette einer Römerin, S. 417 f. Millin hat in seiner Description de Vases antiques, T. I. p. 68, 10. die enganliegende Tunika der Flötenspielerinnen, die allerdings auch, das Syrma der Tragödie nachahmend, einen Schlepp hat, damit verwechselt. Dies gehört aber, wie schon aus Pollux VII, 69 ersichtlich, blos der Tragödie und Theaterrepräsentation.

**) Martialis IV, 49. A nostris procul est omnis vesica libellis, Musa nec insano Syrmate nostra tumet. Vergl. Ramler's Martialis im Auszuge II, 214.

So begegnen sich nun in goldumsäumten, diesmal nicht, wie in Hogarth's Komödiantenbude *), und auch wohl auf andern namhaften Bühnen, aus solidem Pappendeckel zusammengekleisterten Wolken — sie erinnern vielmehr an jene, die im Homer die Thürhüterinnen des Olympos, die Horen, vor den Pforten des Himmels vor- und zurückschieben — die zwei hohen Genien des Drama's in England und Deutschland. Des jüngern Ankömmlings Apotheose wird dadurch sinnreich vollendet.

Bis ein neuer Lucian uns auch das Gespräch, womit sie sich ihre Gefühle mittheilen, mit diplomatischer Genauigkeit aufzuzeichnen sich für berufen achtet, gnüge uns die Pantomime und das beredte Gebehrdenspiel beider Oberpriester in Melpomenens Heiligthum. Der ganze Gest des ehrwürdigen Altmeisters, der den Ankommenden umarmen will, geht von jener Gebehrde, die von den Malern der heiligen Geschichte dem erhabenen Meister und Kinderfreund gegeben wird, da wo er die einladenden Worte: lasset die Kindlein zu mir kommen, zu jener Akollade über, womit einst der Ebenbürtige nach dem Ritterschlag aufgenommen wurde. Es ist der unverkennbarste Ausdruck des freudigen Erstaunens, der herzlichsten Erwiederung, womit der Ankommende selbst beide Arme weit ausbreitet und vor sich hin bewegt mit der schwebenden Gestikulation, die der Britte waving nennt **). Ob in der weiten Oeffnung beider Arme zugleich das Ermessen der Größe liegt, von welchem der scharfsinnige Lehrer der Mimik ***) die Bemerkung macht:

---

*) S. Lichtenberg's Erklärung Hogarthischer Kupferstiche, I. 38.

**) S. Austin's Chironomia or a Treatise on rhetorical Delivery. (London, 1806. in 4.) pl. 9. fig. 91. wozu aber die Erklärung p. 343 nicht recht paßt.

***) v. Seckendorf's Vorlesungen über Deklamation und Mimik, Th. II. S. 175. Auf den zu

„Alles körperliche Große wird durch aus einander gehende Arme im Allgemeinen und wirklich messend angedeutet, und dieser Gest wiederum wird sinnbildlich auch auf's Gesicht angewandt;" muß die Ideenfolge bestimmen, in welcher man diese Bewillkommungsszene mit einem feierlichen Zwiesprach begleitet denkt.

Ihm, der einst das große Wort gesprochen: dem Verdienste seine Kronen — was so oft im bunten Lampenfeuer gebrannt, aber auch in tausend deutscher Jünglinge hochgehobener Brust die Flamme ruhmbegieriger und ruhmwürdiger Begeisterung entzündet hat — ihm darf selbst bei dieser Apotheose, durch Shakspeare's Umarmung ihm gesichert, der Dichterkranz nicht fehlen. Und hält auch über seinem Haupte nicht die stolze Siegesgöttin, wie auf so vielen alten Siegesdenkmälern, den Lorbeerkranz, und bekränzt ihn auch nicht die Mutter Erde, wie auf dem gepriesenen Wiener Kameo den ersten Beherrscher der römischen Welt nach dem dalmatischen Triumph *): so reicht doch auch hier der Genius des Ruhms dem verklärten Dichter einen von seinen drei Kränzen, die er in Caracci's Gemälde an dem gehobenen Arm aufrecht hält. Und da keine Bekränzung, bis auf die scherzende, womit der Strohkranz überreicht wird, herab, ohne einen Dichterspruch vorgenommen werden kann: so denken wir uns, daß mit dem Kranze, den der herabschwebende Genius für Schiller's Schläfe bestimmt, er sich aus dessen unsterblichem Liede, das Glück überschrieben, folgender Anrede bediene:

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,

---

diesem Werke gehörigen Kupfern gehört die 2te Figur der VIII. Tafel ganz hieher.

*) S. v. Köhler's Abhandlung über zwei Gemmen der K. Sammlung in Wien, p. 14. und den dazu gehörigen Kupferstich.

Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Ein erhabenes Loos, ein göttliches, ist ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt;
Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter
Einen Adler herab, trägt ihn zu seinem Olymp! —

Der hohen, himmlischen Erscheinung zuzuschauen, gelüstet selbst Engeln und Genien. So durfte auch hier bei der himmlischen Weihe und Apotheose unsers Schiller's die Theilnahme der Zuschauenden uns nicht ganz vorenthalten werden. Zwei Genien und eine Muse machen den Chor zu diesem zwischen Himmel und Erde aufgeführten Duodrama. Sie blicken von unten in süßes Staunen vertieft hinauf, und erinnern durch Stellung und Aufblick sehr lebhaft an jene hundertmal kopirten Engel unter der verklärten Gottesmutter in Rafael's berühmter Madonna mit dem heil. Sixtus auf der Dresdener Gallerie. Daß die zwei Genien die Vorsteher und Choragen der lyrischen und dramatischen Dichtkunst sind, daß die belorbeerte Muse mit der Gedächtnißtafel die Vorsteherin der Historiographie uns darstellt, dazu bedarf es nicht erst des auslegenden Buchstabenwitzes. Das höchste Entzücken malt sich in den Mienen und in dem begeisterten Aufblick des Genius in der Mitte, der uns durch die Halbmaske, welche er in der Linken herabhält, als der über die Bühne gebietende Genius des Trauerspiels sich ankündigt. Täuscht uns selbst nicht ein leeres Phantasiespiel, so ließ dieser Genius, als ihm von seinem Staunen die Sprache zurückgekehrt war, folgende Worte von sich vernehmen, die er vom Dichter selbst gelernt haben könnte:

Du erschufst das Große aller Zeiten,
Auf den Bretern, die die Welt bedeuten,
Sah'n wir's groß an uns vorübergehn.

Der zweite Genius hat es mit dem unauflöslichen Bunde der Tonkunst und Dichtkunst zu thun. Es ist der Schutzgeist der lyrischen Poesie. Flammenartig weht sein Haupthaar, zum Zeichen des Feuers der Begeisterung, das in ihm lodert, und er ruft auch jetzt dem Dichter zu, was dieser in der Huldigung der Künste, zum Empfang der erhabenen Maria Paulowna in Weimar, ihn zu sprechen gelehrt hatte:

Dich hält kein Band, dich fesselt keine Schranke,
Frei schwangst du dich durch alle Räume fort.
Dein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und dein geflügelt Werkzeug ist das Wort.

Auch was die Geschichtsmuse, die keusche, vom Dichter nie entweihte Klio, statt der Rolle, die wir in den Händen dieser Muse in den berühmten Herkulanischen Musengemälden erblicken *), auf eine Tafel jetzt einzuschreiben nachsinnend sich anschickt, wird nicht schwer zu errathen seyn. Es sind Schiller's eigene Worte:

Er hat alles geseh'n, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt.
Er saß in der Götter urältestem Rath,
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Auch in dem bekannten Relief im Palaste Colonna, Homer's Apotheose vorstellend **), die Geschichtsforschung, die Hi-

---

*) Pitture d'Ercolano, T. II. tav. 2. vergl. Millin's Galerie myth. XXII, 65.

**) Am besten auf der zweiten tavola aggiunta zum Pio-Clementino, T. I. Eine noch treuere Kopie wird in dem bald bei Cotta fortzusetzenden Bilder-Homer von W. Tischbein gegeben werden.

storia, auf dem Altar, der vor dem vergötterten, thronenden Homer aufgerichtet steht. Es ist bekannt, daß Schiller's Revolution der Niederlande mit seinem Don Karlos, seine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs mit seinem Wallenstein in der genauesten Verbindung steht, und daß er überhaupt zu allen seinen historischen Trauer- und Heldenspielen die genauesten geschichtlichen Forschungen und Vorarbeiten anstellte. Sehr sinnreich hat Ramberg dies besonders dadurch angedeutet, daß sich hier die Muse der Geschichte noch in das Ende des langen tragischen Mantels halb eingehüllt zu haben scheint. Sängen diese drei Genien in gemeinschaftlichem Chor, was könnte anders von ihren Lippen ertönen, als was dort in einer andern Beziehung in der Huldigung der Künste ausgesprochen, später aber in der seinen Manen in Regensburg von Benzel Sternau veranstalteten Feier schon sehr sinnig auf seine Apotheose angewendet wurde:

Ach, du gehst in's ferne Land,
Und dein Herz blickt in die Ferne! —
Fesseln möchten wir dich gerne
An das alte Vaterland!

Bei der schon mehrmals angeführten Apotheose Homer's laufen unten am Throne des verherrlichten Sängers einige Mäuse ganz geschäftig hin und her. Es ist uns nicht unbekannt, daß die herkömmliche Auslegung dieses sinn- und deutungsvollen Denkmals hierin eine Anspielung auf jene komische Heldenepopöe oder Travestirung, die Batrachomyomachie, oder, wie wir es nach Meister Rollenhagens Uebertragung zu nennen pflegen, den Froschmäusler zu beziehen pflegt, welche eine alte Ueberlieferung bereits dem Homer zugeschrieben, aber die verständigere Kritik in ein weit späteres Zeitalter verwiesen hat. Indeß hat es doch auch nicht an lachenden Auslegern gefehlt, die in diesen Mäusen, die ihres verderblichen Annagens der gelehrtesten Pergamente und Papiere wegen schon ein alter Satiren-

dichter garstiges Ungeziefer genannt hat *), ungefähr dieselbe Opposition gegen den göttlichen Dichter fanden, die man auf alten ägyptischen Denkmälern, im Gegensatz eines dem Osiris heiligen Tempelthieres, da entdeckte, wo der dem bösen Typhon geweihete Esel erscheint **). Auch Schiller'n hat es bei seinem Leben, und als ihn der friedliche Genius abgerufen hatte, nicht an allerlei nagenden, seine Dichterehre anfeindenden Widersachern gefehlt, denen wir aber durch bestimmtere Erwähnung zu viel Ehre anthun würden. Ob nun, was da von unten herauf die Tatzen emporstreckt, zu diesen Widersachern gehört, bleibt unentschieden. Wir glauben vielmehr, daß es die Hasenpfötchen einer weit possirlichern Gattung von Geschöpfen sind, die, wenn von Affen die Rede war, schon das Alterthum ein lächerliches Zerrbild des Menschen genannt hat, wir meinen die nachäffende Nachahmerbrut. Wie viel ist nicht auf Schiller's Lyra nachgefingert und nachgeklimpert worden? Wer hat nicht auch einmal ein Lied an die Freude gesungen, nicht die drei centnerschweren Worte einmal in leichtes Krämergewicht umgewogen, die drei Worte des Mohrs gewähnt, die Würde der Frauen verkündigt und die Glocke getauft? Und wo begegnen uns nicht auf der Bühne, oder, weil ja unter 50 gedruckten Schauspielen nur fünf aufführbar sind, wenigstens in den Lesebibliotheken, in dem, was man uns jetzt als Trauerspiel verkauft, fast auf jedem Schritte Erinnerungen aus Schiller's Helden- und Schicksalsfabeln? Wir wissen ja, was einem Dichter begegnete, der in eigener Originalität uns eine Jungfrau von Orleans geben wollte! Nur einem

*) Opici rodebant carmina mures. Juvenal, III. 207.

**) S. Creuzer's jedem Alterthumsforscher unentbehrliche Commentationes Herodoteae, P. I. p. 271 ff.

Müllner mag es gelingen, die feindlichen Brüder in der Braut von Messina in seiner Albaneserin durch sich selbst zerstörende Bruderliebe zu überbieten! Nur selten wird ein nachahmender Nachklang so passend in die Anspielung eingreifen, als der Schluß des herrlichen Monologs der Sophia im zweiten Akt von Raupach's Fürstin Chawanzi *), verglichen mit dem berühmten Schluß in Thekla's Monolog. Wie viele Mißgeburten gegen ein lebenslustiges, kräftiges Kind, in dessen Horoskop nicht der Malefikus kindischer Nachahmung vorherrschte! Nun, dies sind eben die Hände und Finger, die da unten heraufgreifen und als wahre Extremitäten von Gigantenbrüderchen **) in des kolossalen Genius Maske und Saitenspiel täppisch einfallen. Sie erinnern, wenigstens da, wo sie in die Lyra eintappen, an das alte, freilich etwas derbe, aber nun einmal höflich nicht zu umschreibende Sprichwort: Meister Langohr will die Leier spielen ***).

Zwei Palmenbäume rechts und links, mit jungen, aus dem Stamme lustig hervortreibenden Palmensprößlingen, bilden gleichsam die unvergänglich-perennirenden, unverwelk-

---

*) S. Dramaturgische Dichtungen von Raupach, S. 329.

**) Juvenal, IV. 98.

***) Das griechische ὄνος αὐτολυρίζων möchte schwer zu übersetzen seyn. Die an dem Esel bemerkte Eigenschaft, daß er oft aufzuhorchen scheint und die Ohren bewegt, als wenn er's verstände, hat auch einem zweiten verwandten Sprichwort, dem allbekannten asinus ad lyram, den Ursprung gegeben. Wenn wird W. Tischbeins apologetischer Lebenscyklus des so verkannten Thieres in einer Reihe geistreicher Zeichnungen endlich erscheinen?

lichen Pilaster und Strebepfeiler des Ehrenbogens, durch welchen wir diese apotheosirende Bewillkommungsszene erblicken. Durch Palmen also zur Palme, welche dem Vollendeten am Ziele winkt! ruft dieser Anblick uns zu. Doch wird uns Niemand Schuld geben, daß wir Schiller's Verdienst überschätzten, was die Franzosen und Britten uns so oft zum Vorwurf machten. So wie oben Schiller's Lorbeerkranz der kleinere war, so ist auch der Palmbaum zu seiner Seite nicht der reichere an Zweigen. Dem Verdienste so viel Palmen, als ihm gebühren!

Es mußte einem wahrhaft edeln Britten, dem es in Weimars schönsten Blüthentagen vergönnt war, mit den großen, damals einträchtig und harmonisch zusammenlebenden Genien, besonders aber mit Schiller, in den angenehmsten, literarischen und freundschaftlichen Verhältnissen zu stehen, der Schiller's Maria Stuart, Göthe's Paläophron und Neoterpe in meisterhaften Uebersetzungen den Britten bekannt machte, und an Klopstock englische Uebersetzerproben zum Behuf seines Kampfes mit Griechen und Römern lieferte, völlig unbenommen seyn, in einem sinn- und klangvollen deutschen Gedichte nach Schiller's Tod gesungen, in ihm den wiedererschienenen Apollo Musagetes selbst zu erblicken, wenn er voll Begeisterung ausruft:

Wer bist du, dessen mächtigem Befehle
Wie eines Gottes, folgt das Menschenherz,
Der bald zur Lust erhebt die frohe Seele,
Bald sie hinabstürzt in den tiefsten Schmerz?
Auf dessen Wink entsteigen ihrer Höhle
Die Furien, auf dessen Wink der Scherz
Einhertritt, und die hehren Huldgöttinnen
Den schönen Tanz der Himmlischen beginnen? u. s. w.

Bist du, fährt er fort, der Schwan von Theben? Bist du Sophokles, Aeschylus, Arion, Orpheus? Nach allen

diesen Fragen schließt der Bewundernde, von Schiller selbst in deutsche Sängerweise eingeweihte Dichter:

> Nein! Sterblichen fließt nicht der Himmelsquell!
> Apollo Musaget vermag's allein,
> Die Gabe aller Musen zu vereinen!
> Preis dir, der uns gewürdigt, zu erscheinen *)!

Die uns Deutschen, und dem gefeierten Dichter, der doch seine am meisten vollendeten Dramen noch immer Versuche zu nennen pflegte, gar wohl ziemende fromme Scheu würde uns kaum erlaubt haben, die Apotheose unsers Lieblings in den blendenden Glanz einer solchen Epiphanie und Apollo-Erscheinung zu tauchen. Doch freuen wir uns der Huldigung, die ihm ein Ausländer erweiset, dem gleichfalls alle Musen- und Grazienkünste zu Gebot stehen, und der hier auf zwei Altären, dem der Freundschaft, und dem des Choranführenden Apollo zugleich, den Göttern wohlgefällig, opferte.

Doch haben Schiller's Manen wohl schwerlich je ein wohlgefälligeres Todtenopfer, eine schönere Huldigung empfangen, als bei jenem geistreich geordneten, mit allen

---

*) S. Gedichte von J. Charles Mellish, Esq. Hamburg, bei Perthes. 1818. 182 S. in 4. Mellish, jetzt brittischer Generalkonsul in Hamburg, lebte in den Jahren 1796 — 1798 in Weimar und Jena. Im N. deutschen Merkur und Schiller's Musenalmanach stehen Gedichte von ihm. Das oben erwähnte Gedicht an Schiller steht in der Sammlung S. 44 ff., und ist mit zwei passenden Vignetten, die den Apollo Musagetes im Vatikan und wie er aus dem Aether wieder herabsteigt uns zeigen, fein verziert.

Schwesterkünsten, deren Chorag Göthe selbst war, geschmückten Maskenzug in Weimar im December 1818 während der Anwesenheit der Kaiserin Mutter, Maria Feodorowna, wo, nachdem die Komödie und das feinere Drama Göthe's eigene Schöpfungen vorübergeführt hatten, die Tragödie sich meldet, und die Musenbilder von Schiller's Werken, von der Braut von Messina, Wilhelm Tell, Wallenstein und Demetrius, der Erhabenen, die hier Maskenschau hielt, in kunstreich verschlungenen, meisterhaft drappirten und maskirten Gruppirungen vorführte, und in großen Sprüchen, die Göthe sie gelehrt hatte, mit harmonischem Wechsel des Sylbenmaßes und Reimes dem Zuge selbst vom Dichter die Ausdeutung gegeben wurde.

Da sprach Aurora auch das stets lebende Wort aus:

> Uns zum Erstaunen wollte Schiller drängen,
> Der Sinnende, der alles durchgeprobt,
> Und unserm Geist gebietet's anzustrengen
> Das Werk, das herrlich seinen Meister lobt *).

Fürwahr, man kann Schiller's idealisirende Reflexionspoesie, seine ganze dramatische Laufbahn, auf der er, alles versuchend, sich selbst nie genügte, ja selbst die Art, wie ihm oft bei mitternächtlichen Stunden die höchsten Erscheinungen, die süßeste Minne der ihm da am liebsten besuchenden

---

*) Wer hat Göthe's **Festgedichte, Weimar, den 18. December** 1818. (Stuttgart, bei Cotta. 1819. 88 S.) mit den mannigfaltigsten Gefühlen, und dem Wunsche, Augenzeuge solcher Herrlichkeit gewesen zu seyn, nicht noch einmal vor seiner Phantasie vorbeigehen lassen? Die beliebte Stelle steht S. 56. Göthe spricht nun selbst davon in seinem **Westöstlichen Diwan, p.** 398.

Muse zu Theil wurde, und wie er der spröden Wirklichkeit mit Riesenkraft oft seine für immer geschaffenen Charaktere abrang, nicht treffender bezeichnen, als durch den alles umfassenden Vers, mit welchem wir auch diese Andeutungen schließen:

Der Sinnende, der alles durchgeprobt.

Böttiger.

Gallerie

zu

Schiller's Gedichten.

Zwölfte und letzte Schaustellung.

Phädra. Macbeth. Turandot.

I.

Szene aus Phädra.

Wir haben noch keine Biographie Schiller's, wie sie seyn soll. Selbst der neueste Versuch in den Zeitgenossen, wo einzeln viel Zweckmäßiges zusammengestellt ist (St. XV.), ist nur Mosaik. Der sie abfaßte, hat Schiller'n schwerlich genau gekannt. Auch mag es dem, der das noch lebende Weimar kennt, einleuchten, daß eine solche Biographie jetzt noch als unreife Frucht fest am Baume hängt. In einer künftigen Biographie also wird sich vieles noch nicht Gesagte über das sagen lassen, was zwischen Schiller und Göthe, als dieser, theils durch die alle Zeitalter und Formen umfassende Universalität seines Genius, der bald in Griechenland in seiner Iphigenie und Achilleis, bald in der romantischen Ritterzeit in seinem Götz, bald auf der strenggeregelten Bühne des Auslandes seine Blumen pflückt, theils aber auch, in fürstliche Wünsche sich fügend, Voltaire's Mahomet deutschte und auf die Bühne brachte, in freien Ergießungen verhandelt wurde. Das inhaltschwere Gedicht an Göthe, nach der Aufführung seines Mahomets im Jahre 1800, in Schiller's Gedichten, umfaßt in gediegenen Stan-

zen die Endpunkte und Resultate des Streits. Schiller selbst endete damit, daß er Racine's bewunderte Phädra selbst übertrug und den Urtext zur Seite als Taschenbuch vorbereitete. Denn er erlebte die Herausgabe nicht. Das Stück ist seitdem fast über alle Bühnen Deutschlands auf Kothurnen, die den deutschen Fuß oft sehr drückten und schnürten, hinweggeschritten. In Weimar erhob das gefeierte Wolfische Ehepaar, sie die Phädra, er den Theramen, zu schöner Bedeutsamkeit. Das Stück heißt Phädra. Den, den französischen Bühnen so viel näher verwandten Seneca auf den Euripides pfropfend, hatte Racine, den fromm-galanten Hof seines Ludewigs im Auge, das Bewußtseyn ausgesprochen, das französische Zartgefühl in ihrer ehebrecherischen Liebe nicht verletzt zu haben. Im antiken Trauerspiel ist Hippolyt der Held des Stücks. Auch stirbt er auf der Szene, wo Diana erscheint und ihm die heidnische Seligkeit verkündigt. Phädra ist dort schon in der ersten Hälfte des Stücks verschieden. Hier fällt erst mit ihrem Tode der Vorhang. Der verliebte Hippolyt spielt eine klägliche, um nicht zu sagen, alberne Rolle, und verunglückt auch in der Ordnung fast auf allen deutschen Bühnen. Racine sagt ja selbst in der Zueignung seines Stücks an die Herzogin von Bouillon: cet heros paroitra comme il a du être à Paris, und Schiller war nicht der Mann, ihm den Pariser Firniß abschaben zu wollen. Also kann in diesem Stücke eigentlich nur die Rede von der Phädra seyn. Doch bleibt allerdings auch für den Theseus, wenn der rechte Meister, wie ein Eßlair, ihn vor unsern Augen in aller Heroenform wieder zu erwecken und zu gestalten weiß, ein frischer Epheukranz übrig. Wir haben des großen Talma Spiel in dieser Rolle mit Bewunderung gesehen. Es sagt, wer mag es leugnen, dem französischen Kothurn vortrefflich zu, und mag hoch gestellt werden. Doch wir kehren zur Phädra zurück. Hätte nur Schiller die erste tragische Schauspielerin Deutschlands noch darin erblickt! In ihr kann eine deutsche Künstlerin sich zwiefach verherrlichen, wenn ihr der große Wurf gelun-

gen, mit außerordentlichen Kunstmitteln die französische konventionelle Unnatur durch deutsches Gemüth und Wahrheit von innen heraus zu überwinden. Dann ist aber auch Schiller's einzige und reinste Absicht, warum er Todte erweckte, — der Recensent der Schiller'schen Phädra in der Leipziger Literaturzeitung (1806, Nr. 75) parodirte bei dieser Wiedereinführung französischer Trauerspiele durch Göthe und Schiller jene Worte im Macbeth: „Sonst wer einmal den Geist ausblies, blieb todt, jetzt stehn sie wieder auf und jagen uns aus Logen und Parterre" — vollkommen erreicht. Gruß und Dank der deutschen Phädra, auf die es anwendbar gefunden wird, womit Schiller seine Stanzen an Göthe schließt:

> Ein Führer nur zum Bessern soll sie werden;
> Sie komme, wie ein abgeschiedener Geist,
> Zu reinigen die oft entweihte Szene,
> Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene!

Gruß und Dank also der größten jetzt unter uns lebenden tragischen Schauspielerin, Sophia Schröder, die — unsere Wiener Freunde mögen es nicht übel deuten! — die Schauspielerin des deutschen Volks heißen sollte, und daher auch in Dresden, Leipzig und überall als die unsre begrüßt werden darf, daß sie den seltenen Verein äußerer Gaben und innrer Berufsweihe mit so schöpferischer, plastischer Kraft auf diese Darstellung verwendet, und uns dadurch, daß sie Siegerin auf fremdem Boden ist, eine glänzende Genugthuung an dem Dünkel verschafft, der dort an der Seine noch immer behauptet, daß wir weder eigentliche Trauerspiele, noch auch tragische Schauspieler besäßen. Es trifft sich durch eine eigene Verkettung der Umstände, daß manche unter uns die echt-französische Vorstellung der Phädra, die von den ersten Künstlern des théatre français in den Jahren 1811 — 1813 in Dresden und Erfurt aufgeführt wurde, noch im frischen Andenken haben. Unsre Vergleichung gründet sich also nicht auf fremder Augen und Ohren Zeugniß. Die gerühmte Künstlerin,

die unsern Augen damals die Phädra vorführte, bewährte alles, was eine mehr als hundertjährige Ueberlieferung auf diese Bravour-Rolle gestellt und zur Schule gemacht hat, wich kein Haar von der streng eingeübten Regel und hatte — wer wollte dies leugnen — erschütternde Momente. Aber innere Wahrheit und Verschmelzung zu einem idealen Ganzen fehlte. Die konvulsivische Losgebundenheit zwischen der feierlichen Abgemessenheit in Recitation und Aktion — die Seele der französischen Darstellungen im Trauerspiele — gestattete sich die seltsamsten Sprünge und Uebertreibungen, und rechtfertigte vollkommen das treffende Urtheil A. W. Schlegel's: „Der tragische Schauspieler der Franzosen betrachtet eine Rolle mehr wie eine Mosaik glänzender Stellen, fürchtet stets zu wenig zu thun und macht stets das Einzelne auf Unkosten der natürlichen Wahrheit und psychologischen Skala geltend.“ Mad. Schröder hat den Charakter der Phädra in innrer Anschauung klar ergriffen und, wie es nun zur äußern Gestaltung kommt, im wahren Doppelgesicht sich selbst erblickt. Nun bedarf es keiner falschen Toilettenkünste, keiner Schlagschatten und Schlaglichter. Sie scheint nirgends! sie ist! Racine selbst müßte sich freuen, sich so verstanden oder — erklärt zu sehn. So weit geht tiefes Gemüth über blos eingeübte Kunstleistung. Nur dadurch wird das, was die Franzosen le delire de la passion nennen und in der Rolle der Phädra über alles schätzen, nicht mehr schreiender Gegensatz zarter Weiblichkeit und rücksichtloser Buhlerei. Mit zauberischem Feuer malt unsre deutsche Phädra in der Geständnißszene gegen Hippolyt ihre nun einmal offenbare Schwäche aus. Sie gibt sich nicht besser, als sie ist. Aber es ist Krankheit, Zorngericht der ihr ganzes Geschlecht bethörenden und verderbenden Venus. Sie bereut, sie kehrt in sich zurück. Aber dies ist wieder nicht die Reue, die Dryden meint: Repentance is the virtue of weak souls. Auch diese Reue ist Kraft. Und so erringt sie das Schwierigste in einer Rolle, deren Zurückstoßendes, Empörendes A. W. Schlegel vor allen französischen

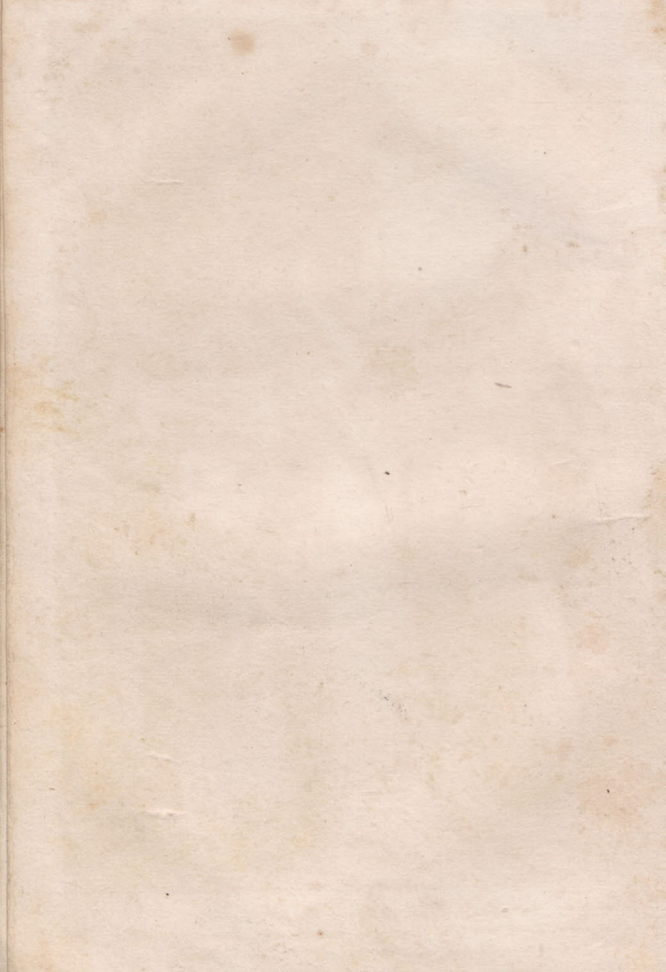


H. Ramberg. del. — Stoelzel Dj. sc. 1814

Phaedra II^r Aufz. V^r Auftr.

Phaedra. Leih mir dein Schwert, wenn du den Arm nicht willst.

Oenone. Königin, was machst du? Grosse Götter!



Kunstrichtern, La Harpe's Bewunderung zum Trotz, unwidersprechlich dargethan hat *), so daß wir am Ende wünschen, daß solch ein Weib durch erlaubte Gegenliebe glücklich geworden wäre.

1.

Selbstmord statt der Blutschande.

Wenn Boileau, Racine's Zeitgenosse und Miterleuchteteter in Ludwigs des XIV. Hoffsonne, den berühmten Lobspruch auf seines Kollegen, Racine, Phädra aussprach:

> Et qui voyant un jour la douleur vertueuse
> De Phédre malgré soi perfide, incestueuse,
> D'un si noble travail justement étonné
> Ne benira d'abord ton siécle fortuné?

so meinte er, wie sich aus Vergleichung einiger andern Stellen zeigen läßt, vorzüglich die von den Franzosen stets

---

*) In der 1807 in Paris selbst von ihm herausgegebenen Comparaison entre la Phédre de Racine et d'Euripide. 108 S. in 8. Man kann diese strenge aber wahre Würdigung der hochgepriesenen Racine'schen Phädra nicht höher ehren, als wenn man sie den würdigsten Epilog zu Lessing's Dramaturgie nennt. Sie ist damals in Paris zwar verspottet, aber nicht widerlegt worden. Schlegel's Didaskalie verdiente es, von einem der Dramaturgie kundigen Deutschen übersetzt und mit solchen Winken und Anmerkungen ausgestattet zu werden, als es von den ältern, unserer Bühne viel zu früh entrissenen v. Collin in seiner Uebersetzung, Wien, 1808, geschehen ist.

in der Phädra am meisten bewunderte fünfte Szene des zweiten Akts, wovon der Schluß der Gegenstand des vorliegenden Kupferstichs ist. Die Franzosen können nicht satt werden, die Delikatesse und Feinheit zu bewundern, womit Racine die liebeskranke Königin dem Hippolyt ihre rasende Leidenschaft endlich erklären läßt, wo doch, um mit Batteux zu sprechen, die Gemahlin des Todten dem Sohn des Todten ihre Liebe bekennt *). Wie ganz anders hat Euripides in dem Trauerspiel, woraus Racine die Hälfte seines Stoffes entlehnte, das weibliche Zartgefühl der Phädra zu schonen gewußt! Sie überlebt ihr Geständniß nicht, und dies Geständniß selbst thut sie nur ihrer Amme und dem Chor von Trözenerinnen, die um sie herum stehen, nie aber an Hippolytus selbst. Was thut aber die Racine'sche Phädra? Sie glaubt, Theseus sey todt, so wenig dies der fromme Sohn, Hippolyt, glaubwürdig findet. Indeß Phädra glaubt's, weil sie's wünscht. Eine Frau, die sich sogleich nach dem Tode ihres Gatten wieder zu verheirathen beeilt, mag wohl an die famöse Witwe von Ephesus erinnern, aber von Zartgefühl kann da unmöglich die Rede seyn. Dies kommt noch weit mehr in's Gedränge, wenn eine Frau einem jungen Menschen zuerst die Liebe erklärt. Was soll man nun erst von einer solchen Frau sagen, welche einen fast göttlichen Heros zum Gemahl hatte, aber kaum von seinem Tode unterrichtet, hinläuft, seinen Sohn zu verführen, in Gegenwart desselben das preiswürdige Andenken des Vaters herabwürdigt und, was La Harpe doch einen Meisterstreich

---

*) L'épouse du mort déclare son amour au fils du mort. Batteux. Und doch sagt selbst einer der strengern französischen Kunstrichter, der kritische Herausgeber von Voltaire's Werken, Palissot, in seinen Mémoires pour servir à l'histoire de notre Littérature ausdrücklich von dem vergötterten Racine: c'est à l'école de Sophocle et Euripide que Racine apprit à les surpasser. T. II. p. 295.

des Genies zu nennen beliebt, ihre Gattenliebe dadurch fortzusetzen behauptet, daß sie das Ebenbild des Vaters im Sohn zu erblicken glaubt? Doch alle diese und weit mehr Unstatthaftigkeiten hat der scharfsinnige Beurtheiler der griechischen und französischen Tragödie, A. W. v. Schlegel, so treffend aus einander gesetzt *), daß weiter darüber zu sagen nur Nachteulen nach Athen tragen hieße.

Die Szene, die uns Ramberg's Griffel hier vorgezeichnet hat, ist die berühmte Effektszene, wo Phädra, nachdem sie alle Pfeile ihrer lüsternen Augen und wahnsinnigen Liebesreden vergeblich verschossen hat, endlich vom unerbittlichen, sie mit Abscheu zurückweisenden Hippolyt den Tod erfleht, und dieser nur abwehrende Bewegung macht, worauf sie ausruft:

Triff, oder bin ich deines Streichs nicht werth,
Mißgönnt dein Haß mir diesen süßen Tod,
Entehrt deine Hand so schwächlich Blut,
Leih mir dein Schwert, wenn du den Arm nicht willst,
Gib! —

ihm das Schwert, womit er umgürtet ist, gewaltsam entreiset, und sich damit — zum Schreck der Zuschauer und des Dichters, dessen ganzes Trauerspiel zugleich mit erstochen würde — die Todeswunde in die Brust beigebracht hätte, wenn nicht die treue Dienerin und Amme, Oenone, ihr in's Schwert fiel und sie verzweiflungsvoll von der Bühne wegzöge.

Es ist eine alte Bemerkung, die schon der Vater Brumoy gemacht und A. W. v. Schlegel in seinen Vorlesungen wiederholt hat **), daß Racine den Verfasser der latei-

*) Comparaison entre la Phédre d'Euripide et celle de Racine, p. 22 ff.

**) S. Réflexions sur l'Hippolyte de Sénéque in Brumoy Théatre des Grecs, T. II. p. 245 der ältern Ausgabe, und Schlegel's dramatische Vorlesungen, Th. II. S. 29.

nischen Tragödie, welche den Namen des Seneka an der Stirne trägt, gewürdigt habe, nebst vielen andern auch diese Liebeserklärung von ihm zu erborgen. Der Einfluß dieses sogenannten tragischen Seneka, oder vielmehr des tragischen Stelzenläufers, der vielleicht in dem zur Schwulst und Unnatur gesteigerten Zeitalter der Lukane und Statiusse sich's beigehen ließ, unaufführbare und unaufgeführte Tragödien aus griechischen Sujets aufzustellen, auf Corneille, Racine, Rotrou und die andern ältern tragischen Dichter der Franzosen ist so groß, daß er in der That auch über das hinaus, was schon Lessing in seiner Dramaturgie und nun auch Schlegel darüber bemerkt haben, noch eine besondere Beleuchtung verdiente. Das härteste Urtheil, welches zuletzt auch Schlegel darüber ausgesprochen hat, scheint, wenn man diese Mißgeburten und Phantome des römischen Kothurns selbst genau zu prüfen sich die Geduld nimmt, noch immer viel zu zahm und milde zu seyn. „Jeder tragische Gemeinplatz wird bis auf den letzten Athemzug abgehetzt, alles ist Phrase. Mit Witz und Scharfsinn wird der gänzliche Mangel des Gemüths überkleidet. Vom Mißbrauch jeder Geisteskraft ist das Beispiel gegeben. Weitschweifigkeit mit epigrammatischem Lakonismus. Die Personen sind riesenhafte Marionetten, die von einer unnatürlichen, vor keinem Greuel sich entsetzenden Leidenschaft in Bewegung gesetzt werden.“ Nur zu viel ist davon auf die tragische Bühne der Franzosen übergegangen. Manches ist sogar, um den Effekt im grellsten Licht noch mehr hervorzuheben, von den französischen Tragikern noch überboten worden. Doch davor bewahrte den feinen, zarter fühlenden Racine gewöhnlich sein Geschmack oder guter Genius. Ein Beispiel davon mag selbst der hier im Bild dargestellte Schluß dieser Szene seyn. Beim Seneka stürzt sie sich in der widerwärtigsten Liebestollheit in Hippolyt's Umarmung *). Da ergrimmt der Jüngling, der keuschen Diana keuschester Liebling, er packt sie bei den Haaren und will sie Dianen

*) In Seneka's Hippolytus, V. 705 ff.

opfern, indem er das aus der Scheide gezogene Schwert gezückt. Phädra fleht um den sie von aller Liebespein heilenden Todesstoß. Da ruft Hippolyt: geh, lebe. Ich mag mich nicht mit solchem Blute besudeln. Und nun wirft er selbst das Schwert, als wäre es blos durch den Willen seines Trägers schon entweiht, von sich weg. Nun erst ruft die Amme: Alles ist entdeckt. Was starrst du, geliebte Seele *)! Laß uns ihn selbst des Frevels anklagen u. s. w. So weit ließ es denn doch Racine nicht kommen. Bei ihm erfleht sich Phädra blos den Tod von Hippolyt, reißt ihm das Schwert von der Seite, und versucht's, sich damit zu tödten. Immer noch der erträglichste Ausweg. Denn eine Griechin führt keinen Dolch bei sich. (Die Grillparzer'sche Sappho hört eben dadurch auf, eine Griechin zu seyn.) Und welch ein Moment für eine Schauspielerin, die dies auf der französischen Bühne mit Blitzesschnelle recht kräftig auszuführen versteht! Sie muß ja mit dem lautesten Beifall bedeckt den glorreichsten Abgang haben.

Werfen wir einen Blick auf die Darstellung der Szene in vorliegender Kupfertafel. Die Szene, heißt es in der griechischen Inhaltsanzeige, ist zu Trözen (denn so nicht, Trezene, soll es nach dem Griechischen lauten) **). Dies haben nun die Franzosen so verstanden, als sey es vor den Thoren des Palastes des Theseus in Trözen. Dies ist in sofern ganz unrichtig, als Theseus nie in Trözen, wohin er sich nur auf seiner Jahresflucht wegen der Ermordung

---

*) Wie konnte der neueste Herausgeber des tragischen Seneka, Bothe, die Worte V. 719: Deprensa culpa est, anime, der jetzt erstarrten und verstummten Phädra in den Mund legen wollen? S. Senecae tragoediae. Recognovit Fr. H. Bothe. (Leipzig, 1819.) Vol. II. p. 149 f.

**) Doch kommt bei'm Ptolemäus auch Trözene vor. In alten Inschriften bei Chishull Antiqu. Asiat. p. 164 auch wohl Trozon.

des Palles in's Exil begeben hatte, einen Palast gehabt haben kann. Es muß die Königswohnung des alten Großvaters, des Pittheus gewesen seyn, in dessen Vorhof die Szene dieser Tragödie gedacht werden mag. Hier war allerdings eine Stoa, ein Portikus mit dorischen Säulen, ganz an seiner Stelle, und weit zulässiger, als wenn bei einem sehr namhaften deutschen Theater der Vorplatz an der ländlichen Villa der Sappho nicht nur mit einer Säulenstellung — was bei einer bloßen Privatwohnung allerdings schon gegen das Uebliche sündigt, aber vom Dichter selbst so angeordnet steht — sondern sogar mit den Caryatiden aus dem Pandroseum in der Burg von Athen aufgeputzt erscheint. Denn daß, wo die Szene einen Königspalast vorstellt, ein Peristylion, ein viereckter Hof mit einer auf Säulen ruhenden Gallerie vorgestellt wurde, leidet keinen Zweifel *). Eine andere Frage ist, ob die freie Aussicht auf's Meer, die auf unserm Kupfer sogar durch ein im Hintergrunde halb sichtbares Ruderschiff angedeutet wird, mit der antiken Szenerei ganz in Einklang gebracht werden könnte? In diesem Vorhofe kann nun auch ein marmorner Halbsitz mit Löwentatzen, so wie er hier vorgestellt ist, gar füglich angebracht seyn, wie sie jedem Reisenden noch begegnen, der auf der bekannten Gräberstraße zum Thor des wiederausgegrabenen Pompeji gelangt **). Sehr lobenswürdig ist die von Ramberg angegebene Weihe des Platzes durch die Bildsäulen des Königs Neptun und der Stadtbeschirmerin Minerva. Denn — so erzählt die alte Ueberlie-

---

*) S. Genelli's Theater zu Athen, hinsichtlich auf Architektur, Szenerei u. s. w. erläutert, S. 63.

**) Also keine Rasenbank, oder ein anderer Nothbehelf dieser Art. Ein Sitz der Art hieß bei den Griechen exedra. S. Valkenaer zu Herodot, p. 531. ed. Wess. Bei den Römern solium. Auch Hemicyclium.

ferung *) — nachdem sich beide Götter über den Besitz von Trözen gestritten hatten, vereinigten sie sich dahin, daß sie beide hier gemeinschaftlich verehrt würden, welches auch noch durch die Münzbilder dieser Stadt bewiesen werde. Ramberg hat selbst durch die Stellung der Beiwerke, die er beiden Götterstatüen gab, sich als einen gelehrigen Zögling der Alterthumskunde bewiesen. Denn der schützende Neptun ist auch ein beruhigender, und als solcher hat er den einen Fuß auf das Vordertheil eines Schiffs, oder auf seinen Liebling, den Delphin, aufgestützt **). Der hier abgebildete stützt sich auf die Prora, auf das Vordertheil eines Schiffs. Das eigenthümliche Beiwerk der Athene Polias, der Burgvögtin, um dies Beiwort ganz richtig zu übersetzen, ist der hinter dem großen Schilde sich hervorschlängende Burgdrache, die Schlange, welche als Ur- und Orakelfetisch der Burg von Athen, dem später eingeführten Neith- oder Minervendienst zwar gewichen war, aber sich doch immer noch als guter Genius des Orts erhielt, und sich bei mehr als einer Gelegenheit bedeutungsvoll hinter den Schild der heiligen Jungfrau geflüchtet hatte ***). Wir glaubten uns bei dieser Erklärung den Dank der aufmerksamen Theaterdirektionen zu erwerben, welche die Szene der Phädra echt-alterthümlich zu dekoriren Lust hätten. Sie dürften dann nur der hier angedeuteten Vorschrift folgen.

---

*) Bei'm Pausanias II, 30. 6. Golzius hat nach der Stelle des Pausanias eine Trözenische Münze mit dem Minervenkopf und dem Neptunus-Dreizack erdichtet. S. Eckhel Doctr. Num. Vet. T. II. p. 292.

**) So in der seltenen Statüe im Dresdener Augusteum in Becker's Augusteum, T. II. pl. XL.

***) So auch bei der Minerva Giustiniani. S. Iupiter Olympien par Quatremère de Quincy, pl. VIII. IX. und im Text p. 242.

Auch im Kostüm der hier erscheinenden Heroenfiguren war unser Ramberg mit lobenswürdiger Genauigkeit aufmerksam. Mit Vernachlässigung alles Anstandes, der hier tiefe Trauer geboten hätte, erscheint Phädra zur Unterredung mit Hippolyt festlich geschmückt. Man hat ihr hier einen Rosenkranz gegeben. Die Myrten hatte sie ja, nach der Aussage des Pausanias, als sie im verliebten Wahnsinn des schönen Hippolytus gymnastische Uebungen belauschte, zerpflückt, und daher trug der Myrtenstock dort nur zerlöcherte Blätter *). Jeder andere Kranz aber hätte ein Opfer bedeutet. Wir finden also nichts dem Geiste des Stücks, wie es nun einmal gedichtet ist, noch dem Ueblichen Widersprechendes darin, daß auch unsere Phädren mit einem Rosenkranz auf dem Haupte hier in die Szene eintreten.

Da wir es einmal mit dem Kostüm zu thun haben, und darüber selbst nach dem, was Talma und Millin für die griechische Bekleidung in der Phädra **), so wie Genelli neuerlich bei uns für das griechische Choragium überhaupt gethan haben, doch immer noch mancher ärgerliche Zwiespalt in der Kostümirung unserer — man verzeihe hier, wo die ungeschickte Nachahmung es gebietet, das Schiller'sche Wort — griechenzenden Schauspieler und Schauspielerinnen obwaltet, so mag hier auch noch etwas über die Bekleidung der Phädra und des Hippolyt da stehen, wie sie Ramberg gewiß nicht ohne Rücksprache mit einsichtsvollen Kennern hier aufgestellt hat. Phädra hat außer dem langen Unterleibrock, der allerdings in bestimmten Fällen auch einen

---

*) Pausanias I, 22. 2. II, 32. 1.

**) Vorzüglich empfehlungswerth ist Millin's auch besonders abgedruckter Aufsatz: Observations sur le costume théatral im Magazin encyclopedique vom Jahr 1811. Er verdiente wohl in dem Wiener Journal der Moden und des Theaters besonders bearbeitet zu erscheinen.

Schlepp haben könnte, wie aus der einzigen Nachricht über die Theatergarderobe beim alten Grammatiker Pollux unleugbar hervorgeht *), noch einen zweiten obern Leibrock, der nur bis über die Knie herabgeht. Der Schnitt dieses obern Leibrocks hat etwas Modernes und dürfte sich nur mit Mühe aus echten alten Denkmälern erweisen lassen. Aber sehr verständig ist angenommen, daß diesem Gewande, welches wir farblich anzunehmen geneigt sind, Sterne eingewirkt waren. Phädra führt ja durch ihre Mutter Pasiphae ihren Stammbaum zum Sonnengott hinauf, und ist eine Enkelin des Helios. Da ist dies Sternengewand zugleich andeutend, und dergleichen Andeutungen liebte und lobte das Alterthum **). Eben daher ist es ungemein schicklich, daß die Einfassung und Verbrämung dieses obern Leibrocks diejenige Art von Verzierung hat, welche man im Alterthum die wellenförmige nennt. Auch dies hat eine Beziehung auf Phädra. Denn sie ist ja aus Kreta über's Meer nach Athen gekommen ***). Die Sache ist freilich nur eine Klei-

---

*) Man unterscheide nur den Syrtos sc. Chiton, der allerdings dem tragischen Frauenkostüm zugehörte (s. Pollux IV, 118.), und einen Schlepp hatte, wie bei unserer Phädra, und das Syrma, welches blos zur Citharödentracht und für den Schleppmantel der Minerva gehört. Genelli in seiner Abhandlung vom Kostüm im Theater zu Athen hat S. 90 beides verwechselt. Ueber den Schleppmantel oder die Syrma der Tragöden und Citharöden s. Toilette einer Römerin, S. 418.

**) S. Millin Description de Peintures de vases antiques, T. II. p. 71. 102. 110. und Böttiger's Vasengemälde, Th. II. S. 141.

***) Muster dieser Bordüre gibt Tischbein's Homer in Bildern im II. Heft unter der Titelvignette mit Heyne's Erklärung.

nigkeit und kann leicht als Pedanterie lächerlich gemacht werden. Wenn aber einmal dieser Leibrock nicht ohne eine einfassende Stickerei nach einem gewissen Muster, nicht ohne eine sogenannte Arabeskenbordüre seyn kann, warum sollte da nicht ein Muster gewählt werden, welches außerdem, daß es die Bedingung erfüllt, schmückend und zierlich zu seyn, auch noch eine bestimmte Beziehung und Andeutung hätte? Der untere Leibrock hat Ermel, die bis zum Ellbogen herabgehen und den Oberarm bedecken. Hier hat indeß Ramberg, dem man ja darüber keinen Vorwurf machen kann, wenn er bei seinen genialen Zeichnungen nicht alle antiquarische Bilderbücher nachschlägt und mit der Gewissenhaftigkeit eines Saumaise oder Visconti auch das Geringste erwägt, zuweilen mit einander verwechselt. Nichts kommt häufiger in alten Skulpturen und auf Vasengemälden vor, als die der Länge nach aufgeschlitzten, aber mit Spangen oder Knöpfchen (bottoncini nennen es die italienischen Antiquarier) wieder zusammengefaßten Oberermel der Tunika. Allein es liegt in der Natur dieser Tracht, daß so geschlitzte Ermel auf's engste anliegen *). Denn die Tracht selbst sollte ja eben die runde Schönheit des Oberarms, die in ihrer üppigen Fülle selbst das engumfassende Gewand gesprengt habe, bildlich andeuten. Es versteht sich daher von selbst, daß eine zweite, allerdings auf alten Vasengemälden häufig vorkommende Tracht, wo diese Halbermel der Tunika in faltigen Bauschen frei herunterhängen und sogenannte Hängeermel bilden, da, wo die geschlitzten und mit Agraffen

---

*) Man sehe z. B. die Libera auf einer griechischen Vase in Millin's Peintures, T. II. pl. XXV. p. 39. So ein Gewand heißt beim Pollux Schistos. Die Muse kam oft so gekleidet vor. S. Visconti zu Pio-Clementino, T. II. p. 18. Schon Philippus Rubenius und Gisbert Cuper zur Apotheose Homer's, p. 143 f. haben die Sache zur Genüge erläutert.

wieder zusammengefaßten Oberermel vorkommen, nicht füglich gebraucht werden könne. In unserm Bilde ist beides mit einander verwechselt, ein Fehlgriff, den wir oft auch in den Frauengarderoben unserer nachahmenden Bühnentrachten verschuldet sahen.

Hippolyt's Kleidung kann keine andere seyn, als die gewöhnliche des heroischen Zeitalters, eine kurze, bis an die Knie reichende Tunika, der mit einer Agraffe (fibula) über der rechten Schulter zusammengehaltene Mantel, das kurze Schwert und die zwei Spieße *), gerade so, wie wir den Telemachos in der Odyssee in die Versammlung oder über Land gehen sehen. Denken wir an Homer, so erinnern wir uns auch des Verses (Odyss. II, 11.):

Nicht er allein: ihm folgten zugleich schnellfüßige Hunde.

Und so hätte wohl auch Ramberg, der so gern ein Hausthier anbringt, ein Paar Hunde neben den reisefertigen Hippolyt stellen können, wenn er nicht ein Mißverständniß befürchtet, und geglaubt hätte, man könne glauben, man wolle damit Hippolyt, der eben zum edeln Waidwerk ausgehe, anzeigen, was der Fabel nach hier nicht der Fall seyn kann. Daß aber Hippolyt überhaupt ein Günstling der Jagdgöttin sey, wird hier auf eine andere Weise sehr sinnreich angedeutet. Man bemerke nur die Stickerei, die um den Mantel des jungen Heros läuft. Die edelste Jagd nach der Löwenjagd, die des Ebers, ist da abgebildet. Nichts war gewöhnlicher, als solche am Rande in den Bordüren eingestickte Figuren. Man erinnere sich nur an die Chlamys des Jason beim Apollonius von Rhodus, und an die als Preis für den Sieger gegebene Chlamys im Virgil, wo auch eine Jagd eingestickt war **). Genelli muthmaßet, daß

---

*) Zwei Spieße hat Cephalus auf einem Vasengemälde. S. Millin Peintures de Vases, T. II. p. 52.

**) Apollonius in Argonauticis I, 721 ff. Virgil's Aeneide V. 250 ff. Man vergleiche den 4ten Exkurs von Heyne zum 5ten Gesang der Aeneide.

vielleicht der Euripideische Hippolyt jene Art von leichtem Umwurf auf der Bühne gehabt habe, den Pollux durch das Wort Dionysiaka, ein Bacchusmäntelchen, bezeichnet *). Wenn wir nur genau wüßten, worin dies eigentlich bestanden. Eben so wenig dürfte sich aus dem berühmten Sarkophag, der jetzt in der Domkirche von Girgenti, dem alten Agrigentum, in Sicilien, zum Taufbecken dient, und die merkwürdigen vier Reliefs aus dem Hippolytus des Euripides hat, etwas für die Kostümirung unsers jungen Heros lernen lassen **). Denn da erscheint er auf der einen vorzüglich gut gearbeiteten langen Seite, indem er im Begriff ist, auf die Jagd zu gehen, in der plastischen Nacktheit der alten griechischen Skulptur und von der ihm vom Rücken herabhangenden Chlamys selbst ist nur wenig zu sehen. Damit wird den Hippolyten auf unsern heutigen Bühnen sehr wenig gedient seyn. Auf einen kleinen Umstand in unserm Bilde dürfen wir übrigens kaum aufmerksam machen, da ihn der aufmerksame Beschauer leicht von selbst findet. Der überraschte Hippolyt scheint ganz mechanisch noch einmal nach dem ihm schon entrissenen Degen zu greifen, und läßt, indem er mit der andern Hand eine Bewegung zur Phädra

---

*) Genelli's Theater zu Athen, p. 91 f.

**) Dieser von Bartels in seinen Briefen über Sicilien, Th. III. S. 463 ff. fast zu hochgestellte Sarkophag (vergl. Kephalides Reise, I. 273) ist abgebildet in D'Orville Sicula c. V. p. 90 und in St. Non Voyage pittoresque, T. IV. P. I. p. 204. pl. 82. Die Amme hat dem von der Jagd zurückgekehrten Hippolyt die verrätherische Schreibtafel übergeben. So hat der Künstler gerade den schwächsten und kaum als Nothbehelf zu entschuldigenden Zug mit dem Liebesbrief (s. Valkenaer's Anmerkungen zum Hippolytus des Euripides, p. 255) für sein Kunstwerk angewendet!

zu macht, unwillkührlich einen der beiden Spieße der Hand entgleiten. Die Intention des Künstlers ist ausdrucksvoll. Doch ist nicht anzurathen, dies auf Werken der bildenden Kunst, in der Skulptur wie in der Malerei, häufig anzuwenden. Es bleibt ein in der Schwebe befindlicher und gleichsam in der Luft festgehaltener Körper immer etwas höchst Gezwungenes und Unnatürliches.

In der Phädra hat der Künstler Scham auszudrücken gesucht. Daher das weggewandte Haupt, die niedergeschlagenen Augen. Damit wäre also im Bilde die Weiblichkeit selbst beim heftigsten Ausbruch der Leidenschaft am Schluß der Szene, mit besänftigender Milderung, geschont. Und das ist, wo alles im Bilde auf Einen Moment zusammengedrängt werden muß, gar nicht zu tadeln. Auf der Bühne selbst würde in diesem letzten entscheidenden Moment der Ausdruck der Scham alles verderben, ja, wie man zu sagen pflegt, kaltes Wasser in die Flamme gießen. Da muß die mildernde Scham gleich Anfangs eintreten. Es sey uns gestattet, anzuführen, wie Melpomenens Hohepriesterin, Sophia Schröder, die in der Phädra das Höchste ihrer Kunst erreicht, dies darzustellen pflegt. Bei ihr gilt keine kunstreich berechnete Milderung, keine Vorbereitung, die, wenn sie der Zuschauer ahndet, alle Illusion auf der Stelle zerstört. Alles tritt vollendet aus der Situation selbst hervor. Es ist, weil es so seyn muß. Das Herrlichste scheint nur die Geburt des Augenblicks zu seyn. Es erregt Lächeln, wenn die mit dem Schwert an der Hüfte Hippolyt's im voraus liebäugelnde Schauspielerin eher darauf hinblickt, als bis sie eben im unstäten Blicke des Wahnsinns einen Augenblick vor dem Worte: „leih' mir dein Schwert!" ihr Auge darauf fallen läßt. Um die Lächerlichkeit vollkommen zu machen, darf nur auch Hippolyt vorher schon das Schwert heimlich vorschieben und locker machen, welches wir auch schon vor unsern Augen erlebt haben. Darum wird wohl auch kein Verständiger das tiefergreifende Spiel, wie sie zur Unterredung mit Hippolyt vortritt, und die ersten zwei Reden ganz mit gesenktem Haupte und die Augen niederwärts heftend aus-

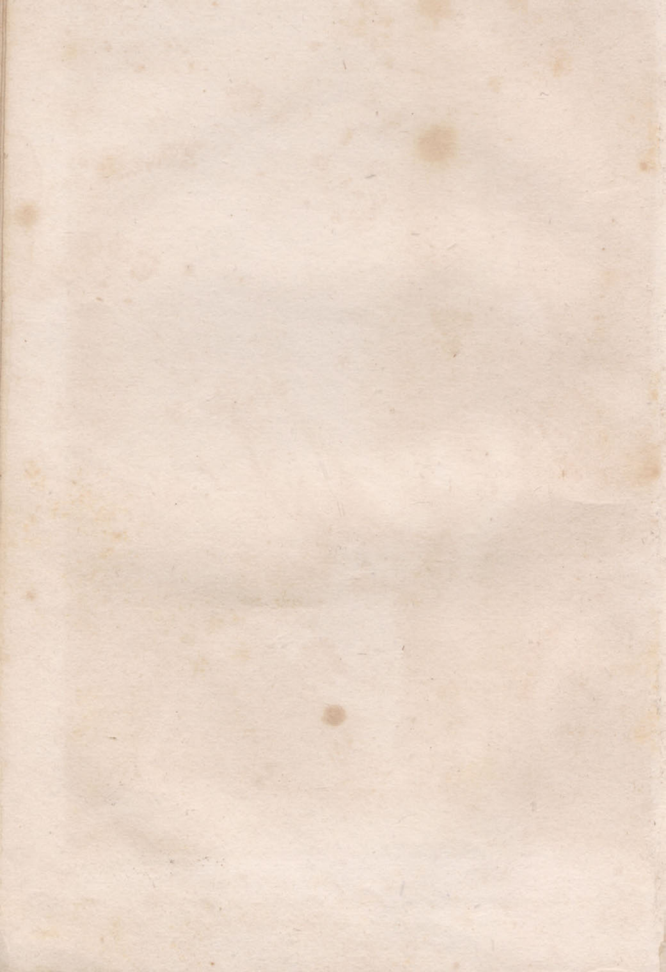
spricht, für eine Vorbereitung auf die Augenblitze rechnen, die, wenn sie nun das Auge zum Hippolyt aufschließt, wie elektrische Funken hervorsprühen. Sie will ja nur für ihren Sohn bitten. Aber sie weiß zu gut, welche Gefahr ein Blick auf den geliebten, frischen Jüngling ihr bringen würde. Als sie nun aber durch Hippolyt's Versicherung, Theseus könne doch noch leben, gereizt aufblickt und ihn vor sich sieht, da hört alle Scham auf, da erblickt und liebkos't sie im Hippolyt den verjüngten Theseus, da kommt das mit unaussprechlicher Zartheit und verführerischer Verwirrung zauberisch in eine Pause, die in jedem Gliede ihres Körpers Pause war, hervorgehauchte: „so wie ich — dich sehe!" zum Vorschein. Und da nur erst das Dich heraus ist, wie steigt da in jedem neuen Satze die Gluth des Tones und die Geberde! In der letzten alles enthaltenden Rede kann man, wie sie es spielt, füglich eine vierfache Steigerung annehmen. Die erste beginnt mit den Worten: lerne Phädra kennen und ihre ganze Raserei. Ich liebe! Hier scheint aus ihrem in Gluth getauchten Gesichte auf einmal alle Scham gewichen zu seyn. In tief anklingender Wehklage macht sie das Zorngericht der Götter zur Quelle ihrer verbrecherischen Liebe, wie es denn überhaupt Vorschrift seyn muß, auf allen Stellen, worin die Schuld auf die zürnende Venus gewälzt wird, das größte Gewicht zu legen. Unvergeßlich wird jedem, der ihn hörte, der Ton seyn, womit sie den Vers deklamirt, der gleichsam alles Entsetzliche zusammenfaßt: „des Theseus Witwe glüht für Hippolyt." Denn in ihm entzündet sich der Vorsatz, sich selbst zu morden, wenn Hippolyt ihr seinen Arm dazu nicht leihen will.



H Ramberg del. Schwerdgeburth sc.

Phaedra. IV. Aufz. II. Auftr.

Theseus. Jetzt fleh ich dich, Erschütterer der Erde!
Räch' einen Vater, der verrathen ist!



2.

Gebet um Rache.

Pittheus, der mütterliche Großvater des Theseus, gab vor, sein Enkel Theseus sey ein Sohn Neptuns. Darauf gründete sich später die Sage, Neptun habe dem Sohn versprochen, ihm drei Bitten im Leben zu gewähren. Die ersten zwei waren bereits in Erfüllung gegangen. Theseus war glücklich aus dem Labyrinth und aus der Unterwelt zurückgekehrt. Die dritte hatte sich Theseus auf die dringendste Gefahr erspart *). Als er nun erfährt, daß Hippolyt in der Abwesenheit des Vaters der Mutter Blutschande angemuthet habe, vergißt er im Zorn jede von der Vorsicht gebotene Nachfrage, jedes menschlichere Gefühl, und fleht Neptun, als um Gewährung der letzten der ihm vergönnten Bitten: Räch' einen Vater, der verrathen ist! Dies ist auf vorliegendem Blatte abgebildet.

Das griechische Alterthum dachte sich seine Heroen ganz unbändig in der furchtbarsten Aufwallung des Zorns und Hasses. Wer nicht zürnen und hassen kann, kann auch nicht lieben. Daher die gräßlichsten Verbrechen und Mordthaten, daher die blutigsten Fehden, die Zerstörung ganzer Städte, das Verderben ganzer Familien. Man erinnere sich nur an die berühmte Ode im Horaz, worin der Dichter den Widerruf an das von ihm in spitzigen Jamben geschmähete Mädchen singt **), und die eben durch den Gegensatz der gewaltigsten Zornszenen aus der Heroenwelt mit einem verliebten Wortwechsel einen Anstrich von Ironie, oder, wie

---

*) Valkenaer zu Euripides Hippolytus, p. 258. Die Erklärer zu Cicero, Off. I. 10. haben schon alles beigebracht.

**) Oden I, 16.

wir sagen würden, Humor bekommt, der dem sinnigen Leser fast unwillkührlich ein Lächeln abnöthigt.

> Zorn schwang Thyestes tief in des Untergangs
> Abgründe. Zorn war thürmender Städte auch
> Verderben —

Achilles, das Ur- und Musterbild aller Heroen, wüthet fast durch die ganze Iliade in unversöhnlichem Zorn, und was auch der großherzige Verkündiger der Humanität, Herder, in seinem geistreichen Aufsatz über die Humanität des Achilles, über seinen Unmuth, zur Milderung dieser achilleischen Zornsucht vorbringen mag *), Achilles wäre ohne diese Ausstattung aus des Löwen Brust — denn dafür erklärt das Alterthum den Zorn in der Fabel vom Prometheus dem Menschenbildner — nicht der allgepriesene Hauptheros der Hellenen gewesen. Da haben noch kein Sotion und kein Seneka ihre moralischen Strafpredigten gegen die kurze Raserei des Zorns (ira furor brevis) abgefaßt. Der durch keine Verfeinerung erweichte und gezähmte Geist dieser Kraftmenschen — sie mögen in der nordischen Edda, in den Nibelungen, oder im griechischen Epos erscheinen — wüthet rücksichtlos. So muß nun auch Theseus in der Rolle gedacht werden, die ihm nach Euripides und Seneka des Tragikers Vorgang Racine in der Phädra zugetheilt hat. Ein zahmer Theseus ist hier das lächerlichste Unding. Daher muß der Schauspieler, welcher den Theseus zu spielen wagt, sich ganz in jene heroische Zornsgluth hineinphantasiren können. Ein solcher Theseus ist, der allgemeinen Versicherung aller urtheilsfähigen dramatischen Kunstrichter zu Folge, Eßlair, welchen Klingemann in diesem Stück zugleich mit der

---

*) Eigentlich über die Humanität Homer's im dritten Bändchen der Briefe zur Beförderung der Humanität und daraus in den Werken für schöne Literatur und Kunst, VII. S. 100 ff.

Schröder auftreten zu sehen, sie als Theseus und Phädra vermählen zu können, noch vor Kurzem für das Wissenswertheste, was ein echter Theaterfreund begehren könne, erklärte *). Denn obgleich die Repräsentation des Heros schon durch Eßlair's stattliche Figur kräftig unterstützt, in dieser Rolle vorherrschend ist **), so weiß er doch gerade in dieser fluchenden Betszene alles zusammenzufassen, was der Zorn Erschütterndes und Furchtbares hat. Dem Dichter des Yngurd schwebte diese Szene gewiß vor Augen, als er im dritten Akt auch seinen Heros, nachdem er vergeblich die Gottheit angerufen, im lebendigsten Ausbruch des Zorns sich selbst dem Teufel übergeben läßt. Es ist bekannt, daß Eßlair auch als Yngurd für unübertroffen gehalten worden ist.

Ramberg hat sich bei der Darstellung dieser Szene vor jeder Klippe bewahrt, an welcher sowohl Kostüm als Geberden unserer gewöhnlichen Theseusspieler auf der Bühne zu scheitern pflegen. Theseus ist aus einem Kriegszug zurückgekehrt, mithin behelmt, geharnischt und mit ehrnen Beinschienen angethan. Sein rundes argolisches Schild — ein anderes gab es damals nicht — lehnt indeß an dem Sockel der Säulenstellung. Aber die Armatur des Theseus ist nicht, wie sie gewöhnlich unser französirendes Theaterkostüm bildet, römisch, etwa wie die Gestalt eines römischen Imperators ***), sondern nach griechischen Musterbildern angedeutet. Bei'm Helm ist an keinen Federbusch zu denken, sondern ein Roßschweif flattert an einer Art von Kamm oder einem breiten Metallstreifen, der vom Scheitel hinab zum Nacken

---

*) Klingemann's Kunst und Natur, oder Blätter aus meinem Reisetagebuche, Th. I. S. 330.

**) S. die gründliche Anzeige in den Hamburger Originalien 1818. Beilage zu n. 94.

***) Wie z. B. Antonin der Fromme in Becker's Augusteum, Tafel 135. Vergl. Lens über das Kostüm, Fig. 31.

läuft, drohend herab. Der Brustharnisch ist in der Form vorgestellt, in welcher uns dergleichen bei'm Homer *) und auf den griechischen Vasengemälden vorkommen. Da es manchem Schauspieler sehr willkommen seyn dürfte, einen recht prächtigen Agamemnonischen Panzer mit aller Kunst der Metallmalerei oder Toreutik sich machen zu lassen, so rathen wir ihm, sich aus dem Tischbeinischen Vasenwerk eine Musterzeichnung verfertigen **), und von einem antiquarischen Freund sich die Nachricht, wie die Alten das Email in Metall färbten, aus Quatremère's klassischem Werke ***) im Auszuge mittheilen zu lassen. Da wird es ein stattlich Panzerhabit, das vielleicht von Seiten der Zuschauer noch rauschendern Beifall erntet, als die darin eingezwängte Schauspielerpuppe.

Daß der unter dem Brustharnisch hervorgehende, nur bis an die Knie herabreichende, enggefaltete Leibrock Ermel hat, welche auch den Oberam bedecken, läßt sich durch Beispiel auf allen Bildwerken entschuldigen. Nur die Fußschienen dürfen nicht fehlen. Es versteht sich, solche, die vom Knie herablaufend die Schienbeine bedecken, keineswegs aber den Hintertheil des Fußes und die Waden einschließen. An einen Feldherrnmantel, an ein Chlamys ist hier nicht zu denken. Sehr richtig hat der unterrichtete Zeichner auch die Stellung des Betenden so abgebildet ****), daß er mit

---

*) S. Ilias **XI**, 19—28. mit Millin's Kommentar Explication des peintures des vases, T. II. p. 28.

**) S. Tischbeins zweite homerische Sammlung, Th. I. Tafel 4. und den Kommentar in den Vasengemälden II, 70—86.

***) Iupiter Olympien, p. 63 ff.

****) Hoch gen Himmel ausgestreckte Hände, so daß die ausgebreitete Handfläche die von oben kommende Göttergabe empfangen könnte, war die einzige Art, die Götter um etwas anzuflehen (**manus supinae** der alten Römer, vergl.

dem rechten Fuß kniet, übrigens aber als Betender die Hände so empor hält, wie die Alten mit gehobenem Arm und flach ausgebreiteten Händen, womit man die Gabe der gütigen Götter zu empfangen pflegt, zu beten pflegten. Die Sache ist jetzt so oft selbst in dramaturgischen Blättern *) aus einander gesetzt worden, daß es allerdings die Harthörigkeit oder Selbstgenügsamkeit eines gewöhnlichen Schauspielers verräth, wenn er auch heute noch darin sich vergreift.

Hinter Theseus, dessen ganze Figur sehr lebhaft an eine Flaxmannische Zeichnung zu Aeschylus Sieben gegen Theben, wo die sieben Helden schwören, erinnert **), steht mit der Geberde des Entsetzens und des abwehrenden Schrecks Hippolyt. Es hat ihm ja eben der ihn verfluchende Vater die schrecklichen Worte zugedonnert:

Entfliehe, Verräther, ohne Wiederkehr!

Stanley zu Aeschylus, p. 743 ed. Pauw.) Unter den Christen kam zuerst durch die Staurodulie oder die Verehrung des Kreuzes die Sitte auf, beide Arme lang auszustrecken und so die Gestalt eines römischen Kreuzes zu bilden. Wir haben von Hildebrand eine eigene Schrift: Rituale orantium. S. Ilithyia oder die Hexe, S. 51. Unser Händefalten ist eine orientalische Unterwürfigkeitsgeberde, und ist durch die Kreuzfahrer zuerst nach Europa gekommen.

*) S. Zimmermann's belehrende Anmerkungen in den Originalien 1818, Beilage zu n. 94.

**) In den Flaxmannischen Umrissen die 11te Tafel. Vergl. Stolberg's Aeschylus, S. 80.

3.

Die sich selbst Bestrafende.

Phädra fühlt das Gift in ihren Adern. Sie wankt, umgeben von einer Schaar ihrer Dienerinnen, heraus in die Vorhalle oder in den Vorhof. Das schreckliche Geheimniß mit sinkender und immer mehr gebrochener Stimme enthüllend, spricht sie über sich im voraus das fürchterliche Verdammungsurtheil aus, das sie in jener schrecklichen Vision schon früher an sich vollzogen sah. Sie ist von ihren Dienerinnen, nachdem ihr die Knie gebrochen und die Kräfte zusammengesunken waren, nicht auf ein Sopha oder einen Rasensitz — beides ist gleich unschicklich und unüblich — sondern auf einen steinernen Halbsitz (ein Hemicyklion) gebracht worden, das wir auch schon im ersten Blatt zu diesem Stücke erblickten. Sie erscheint ganz schmucklos mit aufgelöstem Haar und herabfallenden Locken, mit dem ersterbenden Blick das Tageslicht suchend, das sie durch ihre Unthat befleckte. Ein dunkles Obergewand verhüllt die durch Krampf zusammengezogenen Glieder. Da sich die Agraffe der innern weißen Tunika an der linken Schulter gelöset hat, so ist diese herabgesunken, und die verhüllte Brust, von Schmerz und Todesangst aufgetrieben, ganz sichtbar. Sie ist, wie es in dieser Situation seyn muß, unbeschuht, in bloßen Füßen. Man hat zur Unterschrift die Worte gewählt:

Ein Gift flößt' ich in meine glüh'nden Adern,
Das einst Medea nach Athen gebracht *).

---

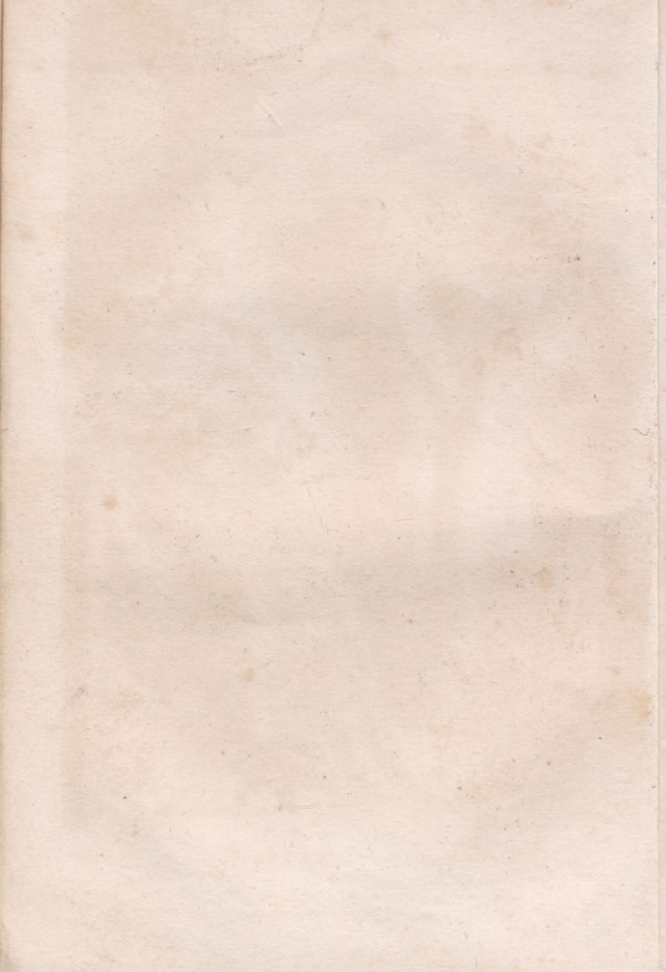
*) Man hatte viele Sagen im Alterthum von der Giftverbreitung, wodurch Medea ganz Thessalien mit Giftkräutern angefüllt haben sollte. (S. Vasengemälde, Th. II. S. 185.) Auch hatte nach einer alten Sage Medea in Athen den Theseus vergiften wollen. (S. Valkenaer zu Euri-



Ramberg del. Schwerdgeburth sc

Phaedra. V.te Aufz. VII.te Auftr.

Phaedra. Ein Gift flösst' ich in meine glühenden Adern,
Das einst Medea nach Athen gebracht;
Schon fühl' ich es zu meinem Herzen steigen.



Auch legt Mad. Schröder im Vortrag dieser Stelle einen besondern Nachdruck auf diese Art der Selbstvergiftung, und macht dabei ein wahres Gorgonengesicht des Graus erregenden Schmerzes, ein Spiel, das allerdings durch das überwältigende Gefühl des physischen Schmerzes in diesem Augenblick gerechtfertigt werden kann *). Indeß scheint doch die ganze Miene und Stellung der Sterbenden, wie sie Ramberg der Phädra gibt, mehr den Schluß der letzten Rede der Phädra zur Unterschrift zu fordern:

Phädra. Der Tod raubt meinem Aug' das Licht.
Panope. Ach, Herr, sie stirbt. —
Theseus. O, stürbe doch mit ihr
Auch der Erinnerung so schwarze That!

Theseus ist unbewaffnet, im Purpurmantel, ein bloßes Königsband (Diadem) läuft um sein jetzt von Entsetzen sich sträubendes Haar, wobei wir die auf beiden Schultern herabfallenden Bandenden darum nicht unbemerkt lassen wollen **), weil sie putzlustigen Theseusspielern — der Schauspieler ist

---

pides Hippolytus, p. 267. 2.) Dies hat Racine hier geschickt benutzt.

*) Man könnte die so stark hervorgehobene Bezeichnung dieses Medeengifts im Spiel der Schröder allerdings als Effektspielerei tadeln, wenn nicht das Geberden- und Mienenspiel im vollkommensten Einklang mit dem Vortrag von der Künstlerin vorzüglich auch auf Darstellung des physischen Schmerzes und des qualvollen Verscheidens angelegt wäre, also gerade dieser Vers die Rechtfertigung ihres Spiels enthielte. Auch Müllner ertheilt der Wahrheit dieser Bezeichnung seinen Beifall im Morgenblatt 1819, n. 204.

**) Man verlängerte das weiße Band, das sich um die Haare schlang, zu beiden Seiten, und ließ es auf die Schultern herabfallen. Dergleichen Bandverlängerungen hießen taeniae, lemnisci S. Casaubonus zu Sueton's Nero, c. 24 und Visconti zum Pio-Clementino, T. VI. p. 22. 4.

oft weit eitler und spiegelgefälliger, als die Schauspielerin — einen willkommenen Zusatz zu seinem Königskostüm geben können, Falls ihm anders nicht beifallen sollte, daß es wohl etwas lächerlich seyn dürfte, wenn Theseus gerade in dieser Situation auf seinen Königsschmuck so viel Sorgfalt gewendet hätte. Ein anderes fordert das Bild — da darf auch diese Charakteristik oder Bezeichnung nicht fehlen — ein anderes das leidenschaftliche Bühnenspiel. Panope, welche die Sterbende auffängt, hat auf die steinerne Bank einen Teppich breiten lassen, wovon man hier einen Theil auf den Boden herabgefallen erblickt.

Es verdient bemerkt zu werden, daß uns aus dem Alterthum selbst noch zwei Vorstellungen der von Liebesqualen verzehrten Phädra übrig geblieben sind, deren Vergleichung mit diesen modern antiken Bildern nach der Schillerisch-Racine'schen Phädra von mehr als einer Seite lehrreich seyn könnte. Die eine Querseite des schon oben erwähnten großen Sarkophags in der Domkirche zu Girgenti in Sicilien stellt uns die Phädra dar im Kreise ihrer Dienerinnen, in tiefsten Schmerz versunken, und allen Trost, selbst die Linderung der Musik durch zwei neben ihr angebrachte Citherspielerinnen, verschmähend. Hören wir, was **Bartels** davon sagt *), der den Ausdruck in der Figur der Phädra bewundernswürdig findet, und eher dadurch fehlt, daß er zu **viel** darin erblickt. Wir bedienen uns zum **Theil** seiner Worte, denn in vielem weichen wir durch die Abbildung geleitet von ihm ab. Traurig sinkt Phädra, unterstützt und getröstet von ihren Begleiterinnen, auf ihren Sessel nieder. Körperliche Größe zeichnet sie unter allen ihren Umgebungen aus, wie der Adel ihres Blicks und Anstands. Sie stützt sich mit der linken Hand auf den Sessel, der keine Armlehnen hat; die Rechte trägt, als sey sie der Her-

*) **Briefe über Kalabrien und Sicilien**, Th. III. S. 465 — 468.

ein zur unerträglichen Last geworden, eine ihrer Dienerinnen. Armspangen umschließen an beiden Armen die Handwurzel. Ihr Schmerz ist zur Empfindung herabgestimmt, und ich sah nie sanfte Melancholie richtiger gezeichnet *). Welch ein Unterschied, wenn man die entblößten Theile der Phädra mit denen des Hippolyt vergleicht, jene Weichheit mit den scharfen Kontouren des männlichen Körpers vergleicht! Phädra's Untergewand ist ein Meisterstück: nachlässig fällt es in Falten längs ihren Körper hinab, und ist über der Hüfte, nur mit einem schmalen Gürtel gebunden. Der Mantel bedeckt ihr nur die untern Theile von der Hüfte herab. Sie blickt mit gesenktem Haupte zur Amme sich um, und so trägt selbst die Seitenwendung des Kopfs zur Grazie der ganzen Figur bei. Die Amme lüftet und hebt den Obertheil des Mantels, womit sie sich vorher den Kopf, zum Zeichen des größten Schmerzes, eingehüllt hatte. Noch sieben andere Gefährtinnen stehen ihr zur Seite, in den Gesichtszügen werden Verschiedenheit des Charakters, und in jeder neue Schönheiten entdeckt. Unter Phädra's Stuhl guckt versteckt ein Amorino hervor. Liebe war der Grund ihres Kummers. So ist Ursache und Wirkung vortrefflich angedeutet **). Die Citherspielerinnen, welche ohne Theilnahme gegen-

---

*) Wir können freilich nur nach den Kupferstichen urtheilen, die wir in Dorville's Sicula, p. 90, und in St. Non's Voyage Pittoresque de Naples et de Sicile, T. IV. p. 204. p. 82. vor uns haben. Aber in diesen Abbildungen ist nicht Melancholie, sondern der höchste Grad des Schmerzes sichtbar. Damit stimmt ein neuerer Augenzeuge, Kephalides, überein. Reise durch Sicilien, I. 273. wo es heißt: Verzweiflung zeigt sich in jedem Theile des Gesichts. —

**) Man vergleiche, was wir über ein altes Vasengemälde, die Liebesbethörung der Helena dem Paris gegenüber vorstellend, bemerkt haben in der Urania von 1820, S. 486.

wärtig zu seyn scheinen, und die Spuren eines mystischen Korbes unter dem Stuhl scheinen auf ein Thesmophorienfest, das Phädra besuchen wollte, oder auf eine bacchische Weihe hinzudeuten. — Dieselbe Szene, mit derselben symbolischen Andeutung der Ursache und Wirkung finden wir nun auch in einem zweiten alten Kunstwerk, welches wir auf die in Liebe verzweifelnde Phädra lieber als auf die Cleopatra oder Dido beziehen möchten, wie andere Erklärer gethan haben. Auf einem silbernen Medaillon, der hinten einen Haken zum Aufhängen hat, in erhabener Arbeit, der sich in den Alterthümern Herkulans unter den Bronzi d'Ercolano befindet *), erblicken wir eine im höchsten Schmerz hinsterbende schöne Frau auf einen Sesselthron (wie der Fußschemel besagt) hingesunken, und von einer ihr im Rücken stehenden, am Kopf behaubten (mitrata) alten Sklavin, offenbar ihrer Amme, in die Arme gefaßt. Man sieht es, daß die Alte, ihr Trost einzusprechen, physische und psychische Linderungsmittel anzuwenden bemüht ist. Zwischen die durch den herabgesunkenen Mantel doppelt verhüllten Knie der agonisirenden Frau steht in trauernder Stellung, das Köpfchen schmerzlich auf die Aermchen gestützt, ein Amorino. Auf einem mit Myrtenranken umwundenen Fußgestell steht das Bild der Venus mit dem Apfel (die Siegerin also, sie hat verderbend gesiegt) und zwei Tauben umflattern sie. Ein umgestürzter Feigenkorb ist unter dem Sitz sichtbar. Dies hätte die Herkulanensischen Akademiker, die dadurch auf die Natter geleitet wurden, welche in Feigen versteckt zur Cleopatra gebracht worden seyn soll, auf dasselbe mystische Körbchen, dem Abzeichen der Bacchusfeier, hinführen sollen, welches auch auf dem Sarkophag von Girgenti unter dem Sitz der Phädra erblickt wird. Auch diese Vorstellung hat viel Ausdruck und

*) S. Antichitá d'Ercolano, T. V. p. 255 ff. der Originalausgabe, oder in den Antiquités d'Herculanum (von David), T. VI. p. 62. pl. 108.

selbst für das Uebliche Belehrendes. Es wäre gewiß sehr nützlich, wenn Theaterdirektionen, die nicht blos für den Seckel sondern auch für die Kunst Sinn haben, und ihre Anordnung weder dem Einfluß eines einseitigen, rollensüchtigen Regisseurs, noch dem Zahlenbret eines spekulativen Kassiers unterzuordnen genöthigt sind, von diesen beiden alten Denkmälern durch einen geschickten Zeichner Musterbilder verfertigen ließen, und, fern von aller pedantischen Kleinmeisterei, bei Kostüm und Szenerei verständigen Gebrauch davon zu machen nicht unterließen!

Wie vieles ließe sich noch über den ganzen Ton und über Kolorit und Haltung dieser Schiller'schen in reimfreien Jamben übergetragenen Bearbeitung der Racine'schen Phädra im Allgemeinen bemerken, was wohl auch bei unsern Phädra- und Theseusspielern auf der deutschen Bühne Beherzigung verdiente! Wenigstens sollten sie alle so viel Bildung besitzen, um das französische Original mit der Uebersetzung genau vergleichen zu können, zu welchem Ende eben Schiller auch die erste Ausgabe mit der zur Seite gedruckten Urschrift veranstaltete. Ein verständiger Beurtheiler hat mit Recht bemerkt *), daß zwar Schiller in seiner Uebersetzung die Anlage des Ganzen nicht umändern konnte, aber in einzelnen Ausdrücken und Wendungen überall Leere und Nüchternheit, die aus dem alexandrinischen Reimgeklingel trotz aller Tiraden doch nur zu oft im Französischen hervortritt, durch Verstärkung der Bilder und Gedanken zu ersetzen, und so alles dem deutschen Sinn und Bedürfniß mehr anzupassen gesucht habe. Immer bleibt es aber ein unersetzlicher Verlust, daß nicht auch von der Phädra eine Uebersetzung ganz im Metrum des Originals und mit Beibehaltung des Reims versucht wurde. Wir kennen alles, was der neueste geschmack-

*) Hamburger Originalien 1818, Beilage zu No. 94.

volle Uebersetzer von Voltaire's Zaire, Peucer in Weimar, in seiner gediegenen Einleitung *) gegen den Alexandriner für den fünffüßigen Jambus angeführt hat. Doch kommt es auf einen Versuch an, was eine Uebersetzung in gereimten Alexandrinern, etwa wie der viel geübte und kunstfertige Robert Theramen's Erzählung neulich zur Probe aufstellte **), von wahren Schauspielern jetzt auf einer mit Zucht und Klugheit verwalteten Bühne gesprochen für Wirkung hervorbringen würde.

---

*) Klassisches Theater der Franzosen, No. I. Zaire von Voltaire. Uebersetzt von Peucer. (Leipzig, Brockhaus. 1819.) S. LXII ff.

**) Im Morgenblatt von 1819, n. 195.

II.

Szene aus Macbeth.

Was ist nicht seit hundertjähriger Erörterung und Darstellung des Shakspeare'schen Macbeth alles über das Stück, und die Art, womit es zuerst auf der brittischen, dann auf der deutschen, zuletzt auch auf der französischen Bühne (doch hier freilich sehr verändert) vor den staunenden, Grauenerfüllten Zuschauern vorübergeschritten ist, über diese einzige Schicksalsfabel, der die größten Kenner den Preis vor allen Trauerspielen des unsterblichen Britten zuzuerkennen von jeher geneigt waren, vernunftet und vernünftelt worden? An falschen Auslegungen und Mißverständnissen hat es weder auf brittischem noch deutschem Boden gefehlt. So ist es z. B. kaum begreiflich, wie man im Charakter des Helden, im Macbeth selbst, der doch, das Innere so herausgekehrt, mit sonnenhellen Zügen von seinem ersten Eintritt auf der Hexenheide an bis zu seinem letzten Zweikampf einem jeden Unbefangenen sich abmalt, sich so abgeschmackt vergreifen und behaupten konnte, seine Tapferkeit sey gleich von Hause aus nur eine gemachte, auf innere Berathung und Selbstüberredung beruhende Entschlossenheit, nicht unerschütterlicher Muth und Heldensinn gewesen, ja er sey, recht betrachtet, stets feigen Gemüths und sehr tief unter dem zweiten Tyrannen aus Shakspeare's Schöpfung, unter Richard III. Wird dadurch nicht sogleich der ganze herrliche Plan des Dichters von

Grund aus zerstört? Wollte Shakspeare nicht in diesem furchtbaren Trauerspiel uns recht klar vor's Auge legen, wie der edelste, kräftigste, muthigste Held, aber von hochanstrebendem Ehrgeiz gestachelt — der innere Versucher wird nun zum Hexen- und Teufelsspuk — einer tief angelegten, höllischen Versuchung unterliegt, aber auch da, wo der erste Frevel zu allen übrigen unaufhaltsam fortreißt, das innere Gepräge des angebornen Heldenthums, das wenn auch noch so sehr verdunkelte göttliche Ebenbild in sich nicht ganz auszulöschen vermag, indem selbst in seinem verzweifelten Todeskampf sein tapferer Wille noch mit dem feigen Gewissen ringt? Dennoch hat ein nahmhafter brittischer Kunstrichter, William Whateley, in einer eigenen Schrift *) jene ungereimte Behauptung von Macbeth's ursprünglicher Feigheit aus dem Dichter selbst herauszudemonstriren versucht. Aber es gränzt an's Unglaubliche, daß selbst der hochgefeierte Herausgeber des Shakspeare, George Steevens, in der vollständigsten Ausgabe dieß Mißverständniß theilt **). Dies konnte der letzte brittische Roscius, der Garrick's Mantel wenigstens bei einem Zipfel aufgefangen hatte, J. P. Kemble, natürlich nicht so zahm ertragen, und schrieb daher um dieselbe Zeit, wo er selbst mit der Darstellung dieses Charakters seinen Abschied von der Bühne auf immer nahm, eine mit allgemeinem Beifall unter seinen Landsleuten aufgenommene Zurechtweisung so augenfälliger Ungereimtheit ***). Was ist über die Lady von jeher für Sinn und Unsinn aus-

*) Remarks on some of the Characters of Shakspeare. London, 1785.

**) In der letzten Ausgabe bei Isaak Reed vom Jahr 1803, in 21 Bänden. S. Vol. X. p. 296.

***) Macbeth and King Richard the third, an Essay in answer to Remarks on some of the Characters of Shakspeare, by I. P. Kemble. (London, Murray. 1817. 171 S.)

gegossen worden! Noch ist uns nichts bekannt, was in gedrängter Kürze erschöpfender über diesen in Weichheit und Härte gleich oft vergriffenen Charakter Macbeth's, mit welchem auch Müllner in seinem Yngurd in Wettkampf getreten ist, und über die Maschinerie der Hexen- und Gespenstererscheinungen gesagt worden wäre, als A. W. Schlegel's Andeutungen *). Vergleicht man damit noch, was Herder über den Gebrauch der wahren und trugverführenden Höllensage zur Schicksalsfabel, wie es kaum eine andere in neuerer Zeit gegeben hat, und über dies Hervorheben des stürmendsten Abgrunds der Seele von Macbeth und seinem Kakodämon, der Lady, in seiner Adrastea im großen Styl hingeworfen hat **): so wird man kaum noch anderer Fingerzeige und Aufklärung bedürfen, und wenigstens vor allen unanständigen Fehlgriffen gesichert seyn.

Viel ist von jeher über Schiller's Bearbeitung des Macbeth geklagt und erinnert worden. Nur zu gewiß ist es, daß Schiller der Sprache des Originals viel zu unkundig war, um nach diesem allein übersetzen zu können. Er mußte sich nur zu oft auf seinen Vorgänger verlassen. Sehr viele Stellen sind also nur den Hauptgedanken nach skizzirt, und da er doch auch wieder von den Seinen hinzuthun, aus eigener Palette hier ein Licht, dort einen Mitteltinte aufsetzen, das Ganze aber nach eigener Weise lasiren und firnissen wollte: so sind daraus selbst sinnentstellende Abweichungen in ziemlicher Zahl hervorgegangen ***). Die einzelnen Uebersetzerproben, die Her-

---

*) Ueber dramatische Kunst und Literatur, Th. II. Abth. II. S. 152 ff.

**) Herder's Werke zur schönen Literatur und Kunst, Th. XII. S. 251 — 260. Möchte nur Tiek mit seiner Forschung und Uebersetzung bald hervortreten!

***) So hat er z. B. im I. Akt im 11ten Auftritt die bekannten Worte der Lady: take my milk for gall, welches Johnson sehr richtig erklärt: take away my milk and

der auf Veranlassung seiner Kritik dieses Stücks in der Adrastea gegeben hat, lassen es in der That bedauern, daß ihm nicht bei irgend einem Lustwandel auf den besonnten Hügeln, die Weimar umkränzen, sein Genius zurief: übersetze dein Lieblingsstück — dies war ihm Macbeth, selbst weit über Hamlet — damit man erfahre, w i e Shakspeare übersetzt werden müsse. Am meisten ist wohl seine Vorstellung von den Hexen, die er um der famösen B ä r t e willen sogar durch Männer und durch Stelzschuhe spielen lassen wollte, indem er an die Aeschyleischen Eumeniden dachte, mit Recht getadelt worden. Jedermann kennt A. W. Schlegel's mißbilligendes Urtheil über diesen Fehlgriff, welches mit dem Ausruf endet: „Lege doch Niemand Hand an Shakspeare's Werke, um etwas Wesentliches daran zu ändern; es bestraft sich immer selbst!" Manches würde sich indeß durch wenige Federstriche abändern lassen, und wir halten es nicht für rathsam, bei dem jetzigen Standpunkt der Uebersetzerkunst, auf welchem die strengsten Forderungen mit vollem Rechte an jeden gemacht werden können, der es besser machen wolle, jetzt schon auf die Einführung eines neuen Textes bei unsern Bühnen zu bestehen.

1.

B a n k o ' s G e i s t.

Die Banket-Szene mit der Erscheinung von Banko's Geist ist zu bekannt, als daß sie einer erzählenden Auslegung bedürfte. Die vorliegende Abbildung ist nicht von Ramberg verfertigt, sondern nach H. Füeßly's großem Bilde in der Shakspeare's Gallerie verkleinert worden. Man muß dabei nicht

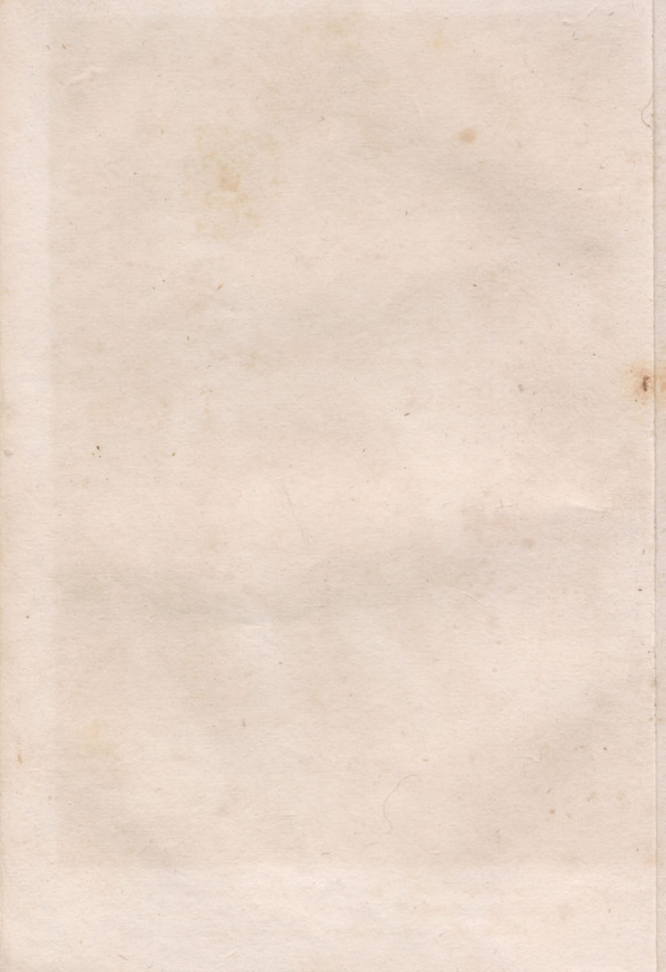
---

put gall into the place, ganz falsch übersetzt: u n d s a u g e t m e i n e M i l c h a n s t a t t d e r G a l l e. Also Milch-Vampyre!



A. W. Böhm sc.

Macbeth. IIIr Aufz. VIIIr Auftr.
Lady Macbeth. Seyd ihr ein Mann, Sir?
Macbeth. Ja und ein beherzter dazu.



an die szenische Darstellung denken, wo das Gastmahl mit dem leeren Stuhl in der Mitte der hintern langen Seite sich ganz anders gestaltet, und wo Macbeth, nachdem er vorne mit Banko's Mörder gesprochen hat, sich nun umwendet, und von da, nach dem ersten Verschwinden des Geistes, die Gesundheit Banko's und der übrigen Gäste ausbringt, und nun zum zweiten Mal den Geist des Ermordeten erblickt. Hier wirft er den Becher auf die Erde, und ruft mit steigendem Entsetzen aus: Hinweg, aus meinem Angesicht! Da umschlingt ihn die Lady und sucht ihn zu beruhigen, während die aufgeschreckten Gäste im stummen Erstaunen da stehen.

Der Maler ist mit großer Willkühr verfahren, indem er den Geist in eine Dampfwolke umhüllt, auf einer ganz andern Seite, nicht hinter dem Tisch, aus dem Boden auftauchen läßt. Es macht ein effektvolles Bild, wird aber auf der Bühne selbst nur mit der größten Schwierigkeit so vorgestellt werden können. Uebrigens stimmt dies Gemälde vollkommen mit der Meinung derjenigen überein, die behaupten, Banko's Geist, den weder die Lady noch einer der Gäste erblickt, dürfe auch in der dramatischen Vorstellung gar nicht zum Vorschein kommen, und auch nicht zur Anschauung der Zuschauer gebracht werden. Denn die Lady nennt es ja selbst nur Malerei seiner Furcht, und vergleicht dies von der Gewissensangst erschaffene Gesicht mit dem luftigen Dolch-Phantom, das ihn zu Duncan's Kammer begleitete. Was also nur in Macbeth's erhitzter Phantasie sich verkörpert, kann schwerlich von irgend jemand anders im Theater in körperlicher Wirklichkeit gesehen, wohl aber vom Maler als Vision, die nur dem Macbeth sichtbar ist, abgebildet werden. Da die Frage, ob Banko's Geist wirklich auf dem leeren Sitz hinter der Tafel den Zuschauern so gut, als dem blutdürstigen Tyrannen selbst erscheinen müsse, neuerlich in England wieder sehr lebhaft in Anregung gebracht, und auch von uns neuerlich in einer Theaterkritik berührt worden ist *): so

*) Abendzeitung von 1819, n. 212.

mag es, indem es zugleich den Sinn der vorliegenden Abbildung mehr aufschließt, wohl an seiner Stelle seyn, noch etwas über diese Sache hier anzuführen. Bekanntlich hatte Garrick zuerst im Jahr 1745 den wahren Macbeth wieder in unverstümmelter Form auf die Bühne von Drury-lane gebracht, nachdem er in einer ganz stümperhaften Bearbeitung von Sir William Davenant zugestutzt und von Barry mit großem Pathos nach dieser Verstümmelung gespielt worden war. Von nun an galt Garrick als der zweite Schöpfer dieses Stücks *), und alle, die nach ihm in dieser Rolle spielten, hielten sich mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit an die Ueberlieferung vom Spiele des großen Meisters. Auch Kemble that dies viele Jahre lang, beschloß aber endlich doch, eine wesentliche Verbesserung anzubringen, und ließ, als er am 12. December 1803 den Macbeth zu spielen hatte, Banko's Geist gar nicht mehr erscheinen, indem er bewies, daß dies völlig ungereimt sey. Allein, darüber entstand ein gewaltiger Lärm **). Man rief, der Schauspieler will's besser wissen, als der Dichter. Shakspeare'n selbst schwebte das sichtbare Erscheinen des Geistes vor. Er muß eben so gut, als Hamlet's Vater, und die Visionen, welche die Zauberschwestern dem Macbeth in der Höhle zeigen, zur wirklichen Anschauung gebracht werden. Es ist strafbare Verwegenheit, es anders machen zu wollen. Kemble fand damals nicht für gut,

---

*) Freilich hieß es damals: Macbeth has murdered Garrick. Aber die Dolchvision und Banko's Geist gehören zu dem Unvergeßlichen auf der englischen Bühne. S. Murphy's Life of Garrick, Vol. I. chapt. VII. p. 68 — 70.

**) Man lese nur, was vor Kurzem W. Dunlap in den Memoirs of G. Fred. Cooke. (London, Colburn. 1813.) Vol. I. P. 258 aus Cook's handschriftlichem Tagebuch davon berichtet hat.

den so laut gemißbilligten Verbesserungsversuch gegen die allgemeine Stimme durchzusetzen. Als er aber im Jahr 1817 diese Rolle zum letztenmal spielte, sprach er aufs neue seine Ueberzeugung laut aus, ohne jedoch selbst den Versuch zu erneuern. Die Frage wurde aber bei dieser Veranlassung aufs neue von allen Seiten beleuchtet und die Mehrzahl der urtheilsfähigen Kenner entschied für die Verbannung des sichtbaren Geistes. Höre man, was ein solcher in einer der gelesensten Monatschriften darüber sagt:

„Wir sahen, so sagt ein feiner Kenner *), neuerlich das Trauerspiel Macbeth, eine der erhabensten Schöpfungen von Shakspeare's großem Genius, mit aller Vollkommenheit der Schauspielkunst. Aber eine Ungereimtheit ist zu auffallend, als daß sie nicht öffentlich Rüge verdiente. Noch zu Garrick's Zeit war's herkömmlich, vor dem ehrgeizigen, aber unentschlossenen Than von Cawdor einen leibhaften Dolch aufzuhängen, der ihm den Weg zu Duncan's Schlafzimmer zeigte. Diese abgeschmackte Manier, den blos in der Phantasie des Mörders vorhandenen Mordstahl zu verkörpern, ist längst von der Bühne verbannt worden. Aber noch immer darf Banko's Geist seine blutigen Locken in der Banket-Szene schütteln, und doch ist dies eine eben so schreiende Sünde gegen den guten Geschmack und gemeinen Menschenverstand. Kemble, dessen richtigem Urtheil die Schauspiel-besuchende Welt so viel verdankt, wagte zwar einmal den Versuch, diesen übernatürlichen Geist auszuschließen; aber die Kunstrichter, ob im Parterr oder in der Gallerie, ist schwer zu sagen, verlangten mit großem Schrei den alten Geist und so hat sich seitdem kein Anderer gefunden, der ihn beschwören wollte. Fielding läßt den Schulmeister Partridge erklären,

*) In dem bei Colburn erscheinenden New Monthly Magazine von 1818. July. p. 493 f. Um dieselbe Zeit standen in der, in eben diesem Verlag erscheinenden, Literary Gazette manche lesenswerthe Aufsätze über Banko's Geist.

daß er in Hamlet's Entsetzen über seines Vaters Geist gar nichts Besonderes fände, denn er selbst war ja auch ganz außer sich vor Schrecken. Ist nun Banko's Erscheinung eine sinnliche Anschauung außer dem Anschauenden, so erregt Macbeth's Entsetzen nur eine schwache Vorstellung von seinen Gewissensqualen. Denn in der Art, wenn auch nicht in derselben Steigerung, müßte der Eindruck auf jeden Andern in derselben Situation wohl derselbe gewesen seyn. Ist aber im Gegentheil nur ein Phantasma in der innern Vision des Schauenden gemeint, so ist die Seelenangst eines sich selbst verdammenden Verbrechers, der im Augenblick der schrecklichsten Gewissensfolter den Schatten seines Schlachtopfers vor sich erblickt, mit jener furchtbaren Wahrheit in Ausdruck und Bildnerei abgemalt, die Shakspeare's Genius allein hervorzubringen vermochte. Gewiß der Dichter selbst meint so, denn der Geist erscheint ja dem Macbeth allein. Wo auch sonst der große Dichter Geister auftreten läßt, beobachtet er aufs strengste die Wahrscheinlichkeit in den Umgebungen. Da, wo z. B. dem Brutus sein böser Geist erscheint (im Julius Cäsar, im 4ten Akt), sind die Schildwachen alle eingeschlafen. Dadurch ist jede Verletzung des Glaubwürdigen vermieden. Wohl möglich, daß Shakspeare dem schlechten Geschmack seiner Zeitgenossen das Opfer brachte und die sichtbare Erscheinung auf der Bühne zuließ, aber seine wahre Absicht muß aus den Worten des Textes selbst bestimmt werden und da kann niemand den wahren Sinn mißverstehen. Fordert nun auch unser Zeitalter immer noch diese Körperlichkeit und muß das Gespenst vor unsern Augen seine Künste machen, so ist's ganz in der Ordnung, daß auch der sichtbare Dolch in der Dolchszene wieder aufgehangen werde. Denn den letzten zu verabschieden und den ersten zurückzubehalten, ist eben so viel, als ein albernes Pamphlet zu vernichten und es doch wieder beizubehalten, wenn die Abgeschmacktheiten einer neuen Ausgabe es zu einem Oktavband angeschwellt haben."

Gewiß es läßt sich sowohl für als wider die Sichtbarkeit des Geistes manches nicht Unerhebliches anführen. Was die

Mitspielenden auf der Bühne nicht erblicken, können doch die gleichsam draußen befindlichen Zuschauer ganz wohl auch mit ihren leiblichen Augen erschauen. Für sie ist gleichsam die ganze Verhandlung nur ein tableau mouvant und in Gemälden beleidigt auch eine Geister- und Engelerscheinung nie das Auge *). Ferner ist's ausgemacht, daß Banko's blutiger Geist stets und selbst bei der ersten Aufführung bei Lebzeiten des Dichters wirklich allen Zuschauern erschienen ist. Nun kann zwar, was in sich selbst ungereimt ist und der gesunden Vernunft widerspricht, durch keine Verjährung klug und verständig werden. Allein hier tritt doch der Fall ein, wo die Illusion durch das Erscheinen eher verstärkt als geschwächt wird, wie dies auch zu allen Zeiten so gefühlt und angenommen worden ist. Wer kann es wagen, zu behaupten, daß Shakspeare selbst die Absicht gehabt hat, den Geist nur als eine innere Vision in Macbeth's Spiel uns vorzuspiegeln **)? Der Hexenspuk und alles Uebrige ist sichtbar. Warum nicht auch Banko's Geist? Indeß hat doch auch die Weglassung der sichtbaren Erscheinung manches vor sich. Welchen Spielraum erhält die Phantasie, wenn das Ausmalen des gespenstischen Phantoms mit seinem Medusenhaupte allein der Einbildungskraft eines jeden überlassen bleibt?

---

*) Man vergleiche, was zu einer andern Zeit über Klärchens Erscheinung im Traum Egmont's und der Veranschaulichung dieses Traums in der szenischen Wirklichkeit bemerkt worden ist, in der Entwickelung des Ifflandischen Spiels in 14 Darstellungen S. 366. ff.

**) Dunlap in Cook's Memoirs I. 258. sagt sehr treffend: Shakespeare wrote in conformity to popular superstition, perhaps believed in the reality of such apparitions himself: and we should lose much of the characteristick essence of our great bard, if we should submit to have him pruned and lopped at the pleasure of players or managers.

Ist nur der Schauspieler, was er seyn soll, so wird uns bei seinem Spiele, wenn wir selbst auch gar nicht in den optischen Guckkasten blicken, noch weit unheimlicher zu Muthe werden und kalter Graus uns durch die Adern rieseln, wenn wir solche Wirkung der Gewissensangst gewahren. Oder ergriff vielleicht den Britten das Schrecken weniger beim Schopf, wenn Garrick den so oft besprochenen*) Theaterstreich ausgehn ließ und im Hamlet in der Unterredung mit der Mutter den Geist des Vaters nur in der Vision erblickend sich dermaßen entsetzte, daß er beim Aufstehen den Stuhl, auf dem er der Mutter zur Seite gesessen, mit den Fersen weit hinter sich schleuderte und umwarf? Man rechne dazu noch die durch Unfertigkeit des Maschinisten oder andere Fehlversuche so leicht verunglückende Versenkung und Hebung im Boden des Theaters, wodurch schon oft die lächerlichste Stockung und Unterbrechung gerade in dieser Szene verschuldet und alle Andacht der Zuhörer auf's empfindlichste gestört wurde. Was wäre also das Resultat von allem diesen? Wir haben es kurz und unbefangen in einer Anzeige des Spiels der Schröder, als Lady Macbeth, neuerlich ausgesprochen: „Alles kommt darauf an, wie Macbeth selbst gespielt wird; nur die aufgeregteste Phantasie und Kunstfülle des Schauspielers, die der blutige Lockenschüttler allein mit geistiger Intuition erblickt, kann hier entscheiden!" Man stelle einen Eßlair mit der ihm gleichen Schröder in diese Rolle zusammen, man lasse diesen von der Natur selbst zum Bühnen-Heros gestempelten Künstler die Geistererscheinung ohne allen Nothbehelf äußerer Phantasterei vorspiegeln, und niemand wird den mit vollem Recht hinausgewiesenen gespenstischen Geist vermissen oder zurückrufen. Wir bemerken übrigens hier noch, daß gerade in dieser Szene das Zuspiel der Lady der wahren Schauspielerin ein weites Feld für ihre Kunst eröffnet. Die Art, wie Füeßly sie hier vorgestellt hat, zür-

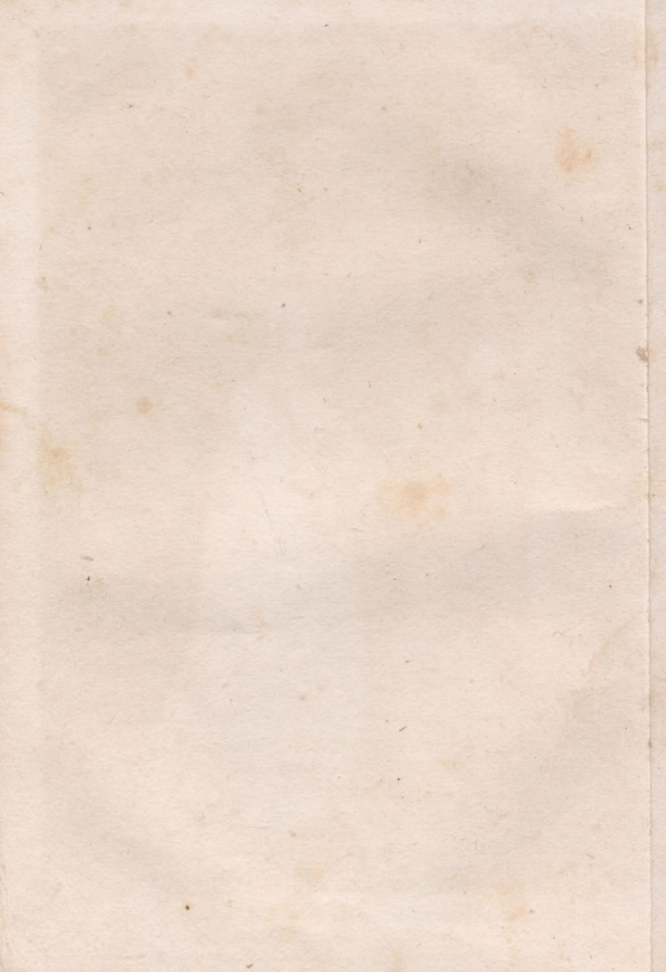
---

*) S. zum Beispiel in Lloyd's **Actor or Treatise on the art of playing p. 276.**



Westall del. H. Schmidt sc.

Macbeth nach Schiller. V. Aufz. I. Auftr.
Lady Macbeth — Arabiens Wohlgerüche alle
Versüssen diese kleine Hand nicht mehr.



nend der Zaghaftigkeit, die Angst beschwichtigend, ist voll Ausdruck. Die Schröder war in dieser Szene ganz untadelhaft. Wenn es einen heimlichen Donner giebt, so grollt er in dem furchtbar zugeflüsterten: seyd ein Mann, Sir! Wie herrisch entläßt sie zuletzt die Gäste, wobei Steeven's Kritik, daß das im Original eingeflickte Kind good night nur ein Einschiebsel der Schauspieler sey, uns sehr deutlich würde, und wie umschreitet sie, da alles abgetreten ist, noch einmal die ganze Tafel, dem Geisterspuk Trotz bietend und alle Teufel herausfordernd! So ist alles in Einem Stück! —

2.

Die Nachtwandlerin.

Wir sehen hier eine sehr verkleinerte Kopie des Gemäldes von Opie in der Shakspeare's Gallerie. Das Urbild dazu ist die berühmte Siddons, Kemble's Schwester, gewesen, die als Lady Macbeth in der Nachtwandel-Szene zu sehn, mancher Engländer oft 200 Meilen in die Stadt reisete. Es wird deutschen Theaterfreunden nicht unangenehm seyn, in diesem Bilde selbst die ganze Einrichtung der britischen Szenerei für diese allbesprochene Schlußszene des furchtbaren Drama's *) und die verzweifelnde Nachtwandlerin selbst **) zu sehn, von welcher Herder (Werke XII, 260.)

*) Ob Kron' und Szepter wirklich auf einem Nebentisch auszulegen wären, möchte zweifelhaft seyn. Aber sehr verständig ist der Arzt kostümirt, welcher so oft bei der Vorstellung ganz vernachlässigt wird.

**) Wem die Charaktere der Madame Bethmann, welche die Gebrüder Henschel in der Reihenfolge ihrer mimi-

eben so wahr, als scharfbezeichnend urtheilt: „Macbeth's Weib, die keine Hexe verführt hat, die Banko's Geist nicht siehet, spricht statt aller Aeußerung der den Tod suchenden Verzweiflung in Macbeth im Schlaf weit furchtbarer ihr Bewußtseyn im innern Busen; nachtwandelnd erscheint sie und wäscht umsonst das Blut von ihren Händen, dessen Flecken sie einst doch von Macbeth's Händen zu waschen so leicht fand."

Fragt man, welche Worte aus dieser Szene dem Bilde unterzusetzen sind, so würden wir zu nichts, als zum dreimaligen ausgestöhnten oh, oh, oh! rathen, weil damit der furchtbare Todeskrampf und Kampf im Innern seine höchste Spitze erreicht hat. Es sey uns erlaubt, hier noch einmal zusammenzufassen, wie die größte jetzt lebende tragische Schauspielerin in Deutschland, Sophia Schröder, diese Szene zu geben gewohnt ist, da uns der Genuß zu Theil wurde, sie zweimal in dieser Rolle, im Jahr 1817 und 1819, zu sehn. So werde wenigstens durch unsere Nachlässigkeit die gerechte Klage nicht vermehrt, die neuerlich auch der kunstreiche brittische Theoretiker über Mimik und Deklamation der Schauspieler, Gilbert Austin, wegen des schnell verschwindenden Eindrucks, den die spurlos über die Breter hinwandelnde Kunst des Mimen zurückläßt *), so laut erhoben

---

schen Darstellungen 1811 erscheinen ließen, zur Hand sind, wird die zwei letzten Blätter, welche die Bethmann als Lady in dieser Szene vorstellen, mit der hier abgebildeten Siddons vergleichen. Beide gehen, wie es denn nicht anders seyn kann, barfuß. Der Siddons Nachtmantel ist aber weit einfacher, als die verschlungene Draperie der Bethmann. Auch hütete sich wohl die Siddons, an beide Hände Armbänder über der Handwurzel zu tragen, die gerade hier beim Waschen sehr am unrechten Orte sind.

*) Austin's Chironomia or Treatise on rhetorical Delivery in dem vorzüglich merkwürdigen 10 Kapitel: on notation of gestures p. 279.

hat. Zwar ist auch uns in diesen Tagen der in mehrern Blättern von hochgeachteten Kunstrichtern laut genug ausgesprochene Tadel zugekommen, Sophia Schröder stehe in dieser Darstellung der gepriesenen Friederike Bethmann sowohl überhaupt, als auch darum nach, weil diese in dieser Szene noch weit mehr den Schmerz, der sie zerfleischt, ahnden ließ und dadurch selbst noch eine Art von Mitleid in der Brust der Zuschauer zu erwecken wußte, dahingegen die Schröder nur in plastischer und rednerischer Rücksicht groß erscheine, durch ihre höllische Kälte und Verhärtung aber alles Mitgefühl zurückweise. Allein wir verzichten hier auf jede Parallele zwischen Lebenden und Todten und wiederholen übrigens unser schon anderswo ausgesprochenes, aber nur durch eine genaue Zergliederung des ganz entweibten Unholds, wie ihn Shakspeare selbst uns vorführt, völlig zu begründendes Urtheil, daß die Schröder durch ihr Spiel der Idee des Dichters am nächsten kommt. Die durch Herrschgier entweibte Verbrecherin, die mit Galle statt Muttermilch säugen, Höllengeister, statt Kinder, an ihre Brüste legen, den lächelnden Säugling selbst aber von sich schleudern könnte, verträgt die Menschlichkeitsschauer und leise Zuckungen von überhand nehmenden Gewissensbissen nicht, die uns andere, sonst sehr preiswürdige Künstlerinnen in ihrem Spiel der Lady erblicken lassen. Das mildernde, menschliche Spiel, wie die große Bethmann es gab und besonders von der entscheidenden Szene an, wo sie der höllische Schreck und Fieberfrost bei dem Herausstürzen aus dem Schlafgemache Duncan's erfaßt, meisterhaft durchführte*), mag gewiß

*) Man sehe die meisterhafte Entwickelung dieses Menschlichkeitsschauers aus der Feder des mit dramatischer Kunst innig vertrauten Geschichtschreibers der Leipziger Bühne, in der Zeitung für die elegante Welt 1819. N. 174. dem wir bis auf dem Punkt, daß ein solches Spiel vorbereitend auf den sich in der Nachtwandler-Szene offenbarenden wirklichen Wahnsinn und völlige Geisteszerrüttung

weit gefälliger, ja auch versöhnender seyn. Aber ist es dann auch — vorausgesetzt, daß der Schauspieler, dem ein solcher Meister die Rolle zutheilt, den Meister zu meistern kein Recht hat — das Wahre? Mad. Schröder hat die ihr durch treue Ueberlieferung mitgetheilte Darstellungsweise der Siddons in allen vor Augen, wo es ihr zuträglich scheint; sie hat ohne eben Nachahmerin zu seyn, was sich bei einer so originellen Künstlerin schwerlich denken läßt, doch vieles davon auch in ihr Spiel aufgenommen *). Dahin gehört z. B. die mehrmals deutlich bezeichnete wahre Neigung zu ihrem Gemahl, den sie, wie jede Frau von entschlossenem Sinn, wegen seines Heldenmuths im Kampfe wirklich liebt und nur da, wo seine Bedenklichkeiten ihrem alles überspringenden Ehrgeiz hemmend entgegen stehn, auch wohl durch eine Stachelrede reizt. So ist sie doch in Etwas Weib. Dies hob die Schröder bei der zweiten Vorstellung, die wir von ihr sahen, noch mehr hervor. Nach Macbeth's Sündenbeichte (3ter Akt, 5ter Auftritt) ruft die Lady:

> Kommt, kommt, mein König, mein geliebter Herr,
> Klärt eure finstern Blicke auf, seyd heiter!

Hier berührte die Siddons mit weicher Hand die gefaltete Stirn und strich ihm mit liebkosendem Finger das Haar daraus weg, ganz in dem Sinne, daß sie in dieser einzigen

---

wirke, mit voller Ueberzeugung, daß die Bethmann dadurch weit mehr bewirkte, als die Schröder durch ihr schrofferes (remorseless) Spiel, gern beistimmen.

*) Die Siddons rollte gleich vorn in der Briefszene das von Macbeth erhaltene Schreiben zusammen und ging so, als hätte sie eine Rolle im antiken Sinn in der Hand, über die Szene. So malte sie Sir Josuah Reynolds, wovon ein bekannter Kupferstich vorhanden ist. Man bemerkt dasselbe bei der Schröder. Freilich nur eine Kleinigkeit. Aber was ist hier klein?

Bezeichnung auch die Weiblichkeit nicht verschmähe. Auch die Schröder that es. Es würde aber noch mehr Wirkung gemacht haben, wenn der Schauspieler, der den Macbeth gab, diesmal, wie auch wohl sonst rathsam, in bloßem Kopf erschienen wäre. Die Bezeichnung dieser allein noch menschlichen Seite ihres Charakters ist auch für die letzte Nachtwandel-Szene von wichtigem Einfluß. Ihre Kammerfrau sagt in der vorbereitenden Unterredung mit dem Arzt ausdrücklich, daß sie, seitdem der König in's Feld gezogen, erst in die Krankheit des Nachtwandelns verfallen sey. So hatte also die Trennung von dem einzig geliebten Gegenstand und die Einsamkeit, die auch in dem verstocktesten Verbrecher endlich Selbsteinkehr und Gewissensangst weckt, auch hier ihre Wirkung nicht verfehlt *). Nur eine Abgeschlossenheit, die ja mehr als einen Monat dauern konnte, schmelzt die Eisbrust, womit die verhärtete Verbrecherin sich umpanzert hatte. Aber von eigentlicher Reue kann bei dieser Sünderin nicht die Rede seyn. **Repentance is the virtue of weak Souls**, sagt Dryden. Nur die innere Hölle schließt sich uns auf in ihrem Thun und Sprechen beim Nachtwandeln. Wer von Wahnsinn hier spricht, mißversteht die ganze Lage und wird freilich auch in's Spiel des Nachtwandelns manches legen, was bei richtiger Ansicht niemand darin zu finden erwarten kann. Eben darum wissen wir uns auch nicht ganz zu erklären, was ein feiner Beobachter der Schröder in dieser Rolle, die er sie in Hamburg spielen sah, unter den ihrer Geisteszerrüttung vorauswandelnden Irrlichtern in den frühern Szenen eigentlich verstanden haben will **).

---

*) Man lese Steeven's feine Bemerkung zum Anfang dieser Szene T. III. p. 575 f. der Originalausgabe von 1797 und denke an jene Worte der Penelope zu Anfang der ersten ovidischen Heroide: Non ego deserto iacuissem frigida lecto Nec quererer tardos ire relicta dies.

**) Klingemann in Kunst und Natur, Blätter aus

Sey dem nun, wie ihm wolle, wir berichten mit möglichster Treue, wie die noch Lebende diese Schlußszene darstellte.

Man hat gesagt und es neuerlich wiederholt, die berühmte Nachtwandler-Szene könne so gar nicht eintreten, wenn sie nicht in den vorigen Akten durch manche Anwandlung der erwachenden Gewissensangst vorbereitet sey. Allein man vergaß, daß zwischen der letzten Unterredung im 3ten Akte und dem, was nun hier vor unsern Augen in dem schon seit Monaten belagerten Schloß Dunsinane vorgeht, ein langer Zwischenraum gedacht werden muß. Was mußte nicht alles indeß vorgegangen seyn, daß die Lady, die wir dort noch so trotzig und keck auftreten sehn, nun in diesem gräßlichen Nachtstück so auftritt! Sie tritt mit abgemattetem, müdegequältem, vorhängendem Körper, doch sichern, fest abgemessenen Schrittes ein, wie alle Nachtwandler, wo der innere Sinn zum äußern wird. Das unbewegliche Starren der weit offenen Augen und die fest stehende Gediegenheit aller Gesichts-Muskeln erinnern an das Rondaninische Medusenhaupt. Sie reibt sich bei der gräßlichen Blutwäsche nicht nur die Hände selbst sehr stark und fast unausgesetzt, sondern sie macht auch einigemal den Gest des Abstreifens des Blutes von der Handwurzel an, als wolle sie, wie ein feiner Beobachter es ausdrückt, den blutigen Mord, wie eine zischende Natter, an den beiden Händen herabstreifen. Das alles, ohne die Arme und Hände nur etwas zu heben, selbst bei der Stelle nicht: der riecht noch immer fort nach Blut! Arabiens Wohlgerüche versüßen diese kleine Hand nicht mehr *). Ihre Sprache hat alle Artikulation, aber sie ist

---

meinem Reisebuche Th. I. S. 346. wo übrigens ein sehr treffendes Urtheil steht.

*) Und doch ließe sich dies mit der Beobachtung, die man über Nachtwandler angestellt hat, wohl vereinigen. Die Lady könnte die Hände, als wolle sie solche dem Geruch-

blegungslos starr, wie das Auge, ganz so, wie etwa Taubstumme reden würden, die sich selbst nicht hören, und ohne Mensur. Denn die Zunge soll hier mit der Gedankenwirre Schritt halten. Natürlich giebt dies der Stimme schon etwas Wehklagendes, Weinerliches. Aber das ist eben das rechte Ausstöhnen der innern Gewissensfolter. Lebhafter Ausdruck wird zwar mehr Schmerz, aber weniger Jammer andeuten. Die Wirkung auf die Zuhörer ist herzzerschneidend. Es versteht sich, daß sie das oft mißverstandene Eins, Zwei nicht innerlich aufhorchend, sondern blos zählend im Intervall ausspricht. Denn es soll ja nur auf jenes verabredete Zeichen sich beziehen, was die Lady dem Macbeth gab, um die Mordstunde zu bezeichnen. Um zwei Uhr ermordete also Macbeth den Duncan. Die Hölle ist sehr dunkel wird, wie sich's versteht, als Ausflucht Macbeth's genommen, worauf natürlich das scheltende Pfui doch! der Lady selbst in fingirter Zwiesprache erfolgt. Will man hören, wie eine ganze Hölle in einem einzigen Seufzer zusammengepreßt anklingt *), so muß man das zweite

---

sinn näher bringen, wohl ein wenig heben. „Geruch haben die Nachtwandler nur alsdann, wenn ihre Phantasie sie zur Aufmerksamkeit auf die vermittelst ihrer Geruchsorgane ihnen zugeführten Eindrücke stimmt." So sagt Richerz in seinen trefflichen Zusätzen zu Muratori über die Einbildungskraft Th. I. S. 336. Es wäre zu wünschen, daß jede Schauspielerin, welche die Lady zu spielen hat, sich das ganze 7te Kapitel dieses Werks, welches von Schlaf- und Nachtwandern handelt, vorlesen ließe, und daß wenigstens alle Kunstrichter, die von der Nachtwandlerin verlangen, was nur der Wahnsinn leistet, sich hier belehrten.

*) Hier fiel uns immer das bekannte Wort Voltaire's bei: Il faut qu'une bonne actrice ait le diable au corps, welches freilich bei den Effektgrimassen mancher Fran-

oh! der Lady im Munde der Schröder vernehmen. Schiller, der mit so großer Willkühr verfuhr, hat diesen Seufzer nur zweimal in seiner Uebersetzung gegeben. Er steht aber im Original selbst dreimal. Der alle Anwesende durchrieselnde Frostschauer, welcher durch die Art hervorgebracht wurde, womit die Künstlerin das zweite Oh! hervor führte, hätte durch ein drittes, in leiser Ohnmacht ihr entfliegendes, nur nachhauchendes Oh! gewiß erst seine Vollendung erhalten. Doch das ist wirklich Sache des hier sein Recht behauptenden Augenblicks und kann ohne lächerliche Pedanterei nicht vorgeschrieben werden. Von diesem Seufzer an tritt mehr Lebendigkeit und Aufregung in sie. Darum muß auch schon der erste Angstruf: zu Bett, zu Bett! ganz aus der Mensur rasch gesprochen und mit einer schnellen Fortbewegung begleitet werden. Sie zieht ja den Macbeth ihrer Vision mit sich fort. Dies gab die Bethmann unvergleichlich *). Vortrefflich aber ist der Abgang selbst. Wie da die Schröder, mit den zwei letzten, tief sinkenden: zu Bett, zu Bett! gleichsam forthutscht, vermag keine Beschreibung wiederzugeben. Gewiß lebt jetzt keine Schauspielerin mehr, die auf der deutschen Bühne eine solche Lady zu geben vermöchte. Will man die Todten aufwecken und sie den Lebenden gegenüber stellen, so ist der Kampf ungleich. Livor post fata quiescit.

Zum Schluß dieser Bemerkungen über den Schillerschen Macbeth und seine Darstellung auf der Bühne und im Bilde, mag hier noch die Andeutung stehn, daß von

---

zösin auf der Bühne, die sich wie eine Besessene geberdet, noch einen andern Sinn hat.

*) Man sehe den 6ten Umriß in der Gebrüder Henschel Umrissen von der Bethmann.

der wenigen Treue, womit Schiller seinen Macbeth nach der Urschrift einrichtete, mehrere sehr auffallende Beweise in einer Anzeige dieser Uebersetzung von Schiller aufgestellt sind, welche in der Leipziger Literaturzeitung vom Jahr 1803 (No. 197. 198.) abgedruckt wurde. Um so gerechter ist der Wunsch, welchen derselbe Recensent eben jetzt in der Zeitung für die elegante Welt (No. 174.) ausgesprochen hat, daß doch die Schauspieler, welche in dem Schiller'schen Macbeth Hauptrollen haben, sich auf irgend eine Weise mit dem wahren Sinn des Originals bekannt machen möchten.

III.

Szenen aus Turandot.

Derselbe Wunsch, welcher die Brüder des Terenz, mit Masken, für die Weimarische Bühne bearbeitet von Herrn von Einsiedel, auf das deutsche Theater verpflanzte, wo sie nicht blos in Weimar, sondern auch an andern Orten und mit Beifall, der zu Wiederholungen berechtigte, auch in Berlin aufgeführt worden sind, gab auch der Bearbeitung der Gozzischen Turandot durch Schiller ihre Entstehung. Man wollte auf dem Weimarischen Hoftheater, wo alles, was eine neue Ansicht des Bühnenspiels darbot, versucht und durch Göthe's Genius ausgeführt wurde, wo Göthe selbst durch sein geniales Maskenspiel Paläophron und Neoterpe, den Masken willkommne Aufnahme verschafft hatte, den Masken der antiken und modernen Komödie einen angemessenen Spielraum eröffnen. Für jene schienen die Terenzischen Brüder ganz geeignet zu seyn. Sie erfüllten ihren Zweck und übertrafen die anfangs zweifelnde Erwartung. Ja, es war eine Zeit, wo man namhafte Fremde und Durchreisende, die man durch ein ächt Weimarisches Produkt zu ehren gedachte, am liebsten mit diesem Terenzischen Maskenspiel auf der Bühne bewirthete. Nun hatte man auch oft in den Umgebungen geistreicher Fürstinnen und in dem erwählten Kreise, der damals die kleine Residenz zu einem Hof von Florenz oder Ferrara machte, auch häufig von den Charaktermasken der Italiener gesprochen. Göthe hatte selbst in

seinen Reise-Erinnerungen manches darüber niedergeschrieben und mit ihm zugleich hatten noch andere feine Beobachter italischer Art und Sitte die wahre Erfindungsgabe der sogenannten improvisirenden Kunstkomödie, wo nur der Kanevaß gegeben, das Uebrige alles aus dem Stegreif ausgeführt wird, und wie dabei nur die vorzüglichsten Charaktermasken in steter, höchst ergötzlicher Bewegung sind, den übrigen, welche nicht selbst Zuhörer gewesen waren, eine recht anschauliche Vorstellung zu geben, sich oft vergeblich angelegen seyn lassen. Da schlug sich Schiller, den jeder neue dramatische Versuch ungemein anreizte, ins Mittel. Von den zehn berühmten Fabeln Gozzi's *) sollte eine gewählt und für die Weimarische Bühne, so weit es thunlich und nach den vorhandenen Kräften ausführbar gefunden würde, bearbeitet werden. Lange schwankte Schiller's Wahl zwischen dem fantastischen, höchst genialen Raben, der seitdem mehrere Uebersetzungen und Bearbeitungen auch unter uns erhalten hat, und der Prinzessin Turandot. Letzte erhielt ihrer großen Regelmäßigkeit wegen und weil sie alles Wunderbaren, Opern- und Feenartigen entbehrend, dem geregelten Drama am nächsten steht, den Vorzug. Die vier Hauptmasken, welche in diesem Stücke, als zur Hofstatt des Kaisers gehörig, von Gozzi selbst mit viel Ironie eingeflochten und aus vollen Salzfässern des Witzes ausgestattet waren, wurden auch im Deutschen beibehalten und so ward das Stück im Jahr 1801 in Weimar selbst mit allgemeiner Zufriedenheit auf die Bühne gebracht, von wo aus es alsdann auch über die meisten Bühnen Deutschlands geschritten, aber, weil das exotische Gewächs sich gar zu wenig unter uns einheimisch machen

---

*) Niemand sollte Schiller's Turandot lesen, ohne wenigstens die geistreichen Urtheile A. W. Schlegel's über Gozzi in den Vorlesungen über dramatische Kunst **II.** 1. S. 59 und die gelehrte Darstellung Bouterweck's in der Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Band **II.** S. 484 — 491. gelesen zu haben.

wollte und die Schauspieler ihm eben so wenig Geschmack abgewinnen konnten, als die Mehrzahl der ob solchem Hofpossenspiel hoch verwunderten Zuschauer, selten zurückgerufen worden ist.

Gozzi ward durch seine genialen (im Stoff meist den Spaniern abgeborgten) Tragikomödien der Schöpfer einer neuen Gattung, in welcher er bis jetzt einzig geblieben ist. Er schrieb, weil er's nicht lassen konnte, und dichtete seine Stücke, weil er Chiari's Bombast und Goldoni's prosaische Plattheit nicht länger ertragen konnte. Wie er's selbst in dem Ragionamento *), das seinem Werke vorausgeschickt ist, sehr launig und einfach aus einander setzt, war's ihm, dem nach seinem Stande und Geschäftskreise, Gewinn und Dichterruhm sehr zur Seite lagen, eigentlich nur um das Schicksal einer aus Portugal zurückgekehrten, eben brotlosen Schauspielergesellschaft, der Truppe Sacchi, zu thun, der auch wirklich bald jede andere Gesellschaft in Venedig weichen mußte. Auf das dramatisirte tragikomische Mährchen, zu welchem nach des Dichters eigener Bestimmung doch auch unsere Turandot gehört, deren Stoff aus den persischen Erzählungen genommen ist, folgten regelmäßige Stücke. Aber auch sie blieben Kunstkomödien, auch in ihnen wurden die vier Theatermasken und die mit ihnen bedingte Freiheit zu improvisiren aufgenommen. Dieser Fall tritt auch in unserer Turandot ein, wo der Stotterer Tartaglia Großkanzler, der venezianische alte Handelsherr, das Gegenbild zu aller Onkelei, Pantalone Staatssekretär, der verschmitzte Kuppler Brighella Pagenhofmeister und der Haudegen Truffoldino Oberster der Verschnittenen im Serail des Kaisers ist. Da nun dieses drollige Viergespann sich in die Hof- und Staatsämter des Kaisers getheilt und dadurch eine eigene komische Zwitternatur an den Hals bekommen hat, die bei aller Possirlichkeit doch die gewaltigste Grandezza affectirt: so liegt eben darin der höchste Genuß dieses geistreichen Witzspiels. Nie-

*) Opere T. I. p. 65.

mand hat dies besser gezeigt, als der zu früh vergessene Merkel in einer zweckmäßigen Zergliederung der Turandot *). „Gozzi's komisches Talent," so sagt er, „schmiegt sich dem Tragischen an, ohne es zu zerstören, weil die komischen Personen durchaus nichts thun, noch sagen, was nicht zur Haupthandlung gehört. Sie sind ja eigentlich dazu bestimmt, um zu zeigen, wie sich edle Gefühle und Gedanken in gemeinen Naturen äußern. Der Dichter umgibt seinen Kaiser Altoun, der selbst ein edler, verständiger, rechtlicher Mann ist, trotz seines baroken Ansehns, mit Menschen, die man an Höfen und Vorzimmern zu finden gewohnt ist, mit Schwachen, Dünkelhaften, Feilen; sie handeln in ihrem Charakter, doch ohne allzu possenhafte Uebertreibung. So ist das Komische geschaffen. Indem der Dichter Kanzelarn, Staatssekretären, Marschällen den Namen und den Aufzug der italienischen Masken, Pantalon, Brighella, Truffaldino gab, machte er aus Repräsentanten einzelner Stände, des Kaufmanns, Kupplers u. s. w. Repräsentanten der mannigfaltigen menschlichen Schwächen. Pantalon stellt nicht mehr den venezianischen Handelsmann, sondern den gutmüthigen Schwachen unter dem Hofgesinde, Brighella nicht den ferrarischen Kuppler, sondern die engherzige feile Beschränktheit unter den Leibtrabanten im Vorhof vor u. s. w."

Da gerade dies Stück jetzt nur sehr selten über die Bühne schreitet, und den meisten Unternehmern schon vor dem fremden und selbst im theatralischen Flitterstaat noch kostbaren Kostüm dabei bangt, so wird es vielleicht gerathen seyn, den Hauptinhalt den Lesern in's Gedächtniß zu rufen. Turandot, auch eine Art von **Principessa filosofa**, wie Donna Diana, einzige Tochter und Erbin des Großkaisers

---

*) Briefe über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur, herausgegeben von G. Merkel. II. Jahrgang. **XXIII.** Heft. S. 649 — 664.

Altoun in China, ist auf den tollen Einfall gekommen, sich der aus allen Gegenden Asiens herbeiströmenden Hand- und Reichsbewerber dadurch zu entledigen, daß sie ihnen Räthsel vorlegt, aber, ganz im blutdürstigen Gelust der thebanischen Sphinx, jeden Nichterrathenden tödtet, worauf sein vom Scharfrichter abgehauener Kopf über das Hauptthor von Peking aufgesteckt wird. Bei'm Anfang des Stücks befinden wir uns vor diesem Thor, und sehen, wie der Scharfrichter wieder einen aufheftet. Das Ding klingt so orientalisch-grausam, daß man die Abgeschmacktheit dabei vergißt. Doch nennt man es eben darum eine **fiaba teatrale tragicomica**, ein Mährchen. Wie ist dieser Stoff nun in Gozzi's Händen zu einem, die selbst von den Alten nicht stets gehandhabte Einheit des Orts abgerechnet, in jeder Rücksicht regelmäßigen Trauerspiel verarbeitet worden, mit der größten Einheit der Handlung und der vollkommensten Haltung und Wahrheit der Charaktere? — Nach langem Herumirren, des Reichs und alles dessen, was dem Menschen theuer ist, beraubt, kommt der tatarische Prinz Kalaf nach Peking, um dort für sich und seine unglücklichen Aeltern einen günstigern Glücksstern zu suchen. Der erste Mann, der ihm vor den Thoren entgegenkommt, ist Barach, sein alter Erzieher. Ihm theilt er seine Schicksale und Entwürfe mit. Da kommt Ismael, der Erzieher eines Prinzen von Samarkand, dessen Kopf eben über dem Thore aufgesteckt wird, und tritt im Grimm das Bild der Turandot mit Füßen, das sein nun vollendeter Zögling noch vor dem Augenblick, in dem er dem Scharfrichter den Kopf hinbog, geküßt hatte. Kalaf hebt's auf und ist von diesem Augenblick an sterblich verliebt und fest entschlossen, dasselbe Abenteuer zu bestehen. Er ist glücklich. Im Reichsrath vor den Doktoren, den ernsthaften Kampfrichtern, in der feierlichsten Audienzszene — welch ein Feld für die Kostüm- nnd Dekorationsfreunde! — löset er das Räthsel. Das Blutvergießen soll ein Ende nehmen, Turandot dem Ueberglücklichen sich vermählen. Doch diese, außer sich vor Wuth und Beschämung, will lieber sterben. Der Sieger treibt seine Groß-

muth und romantische Liebe zur schönen Medusa so weit, daß er sich freiwillig seines Vortheils begibt. Er gibt nun ihr ein Räthsel. Es ist sein und seines Vaters Name. Erräth sie ihn, so will er sterben. Turandot, nicht unempfindlich gegen die Schönheit und den Edelmuth dieses hochbegabten Fremdlings, läßt sich von der Eitelkeit bis zur Hinterlist fortreißen, verübt Grausamkeit gegen dessen Vertrauten und den nun selbst mit in's Spiel verflochtenen alten Timur, den Vater des Kalaf. Keiner verräth den Kalaf. Aber Adelma, einst Prinzessin und Tochter des im Kriege gegen Altoun gefallenen Tatarchans, jetzt Sklavin der Turandot, in Liebesflammen gegen den schönen Kalaf entbrannt, will mit ihm aus dem Palast entfliehen, entlockt ihm sein Geheimniß, das Wort des Räthsels; und verräth nun, da sie sich verschmäht sieht, dies Wort der stolzen Turandot. Alles scheint nun verloren. Im Divan, vor den schon brennenden Vermählungskerzen, da alles in der gespanntesten Erwartung ist, löset sie zwar, um ihre Eitelkeit zu befriedigen, mit stolzem Uebermuth das ihr verrathene Räthsel, und gebietet dem Verzweifelnden, zu entfliehen und sich anderswo eine Gemahlin zu suchen. Allein, da dieser einen Dolch hervorzieht, um sich selbst zu durchstechen, fällt sie ihm in die Arme und ergibt sich als seine Gemahlin. Adelma wird begnadigt, alle Unbill ausgeglichen. Dies die Fabel des Stücks.

Wer es mit dem Original vergleicht, wird finden, daß das Stück durch Schiller's Bearbeitung viel gewonnen hat. In seinem Gedichte stehen die mehrmals veränderten Räthsel, die ja nun in aller Mund sind und bei öfterer Aufführung noch zu manchem geistreichen Räthselspiel Raum genug darboten. Viele, blos für das venediger Publikum berechnete Anspielungen sind fein weggeglättet. Mit lobenswürdiger Mäßigung hat sich der deutsche Dichter enthalten, seine eigenen sentenzenreichen, gehaltvollen Gedanken an die Stelle des geistreichen, aber nie tief eindringenden Italieners zu setzen. Das Stück ist voll Handlung. Was Gozzi für die Kunstkomödie oft nur skizzirt hatte, weil es der impro=

visirenden Maske auszuführen überlassen blieb, hat der deutsche Dichter, dem Unvermögen deutscher Schauspieler zu Hülfe kommend, an einigen Stellen ganz ausgearbeitet. Aber auch so ist und bleibt das Stück nur für italienische Zuhörer berechnet. Ob wir jetzt durch die Aufführung Calderon'scher Stücke und die Verpflanzung des spanischen Theaters auf das unsrige empfänglicher für eine solche Vorstellung geworden sind, müßte eine Probe entscheiden. Bei früherer Aufführung ist die Theaterkritik zum Theil sogar gegen Schiller'n selbst ungerecht geworden. Als es den 16. April und 5. Mai 1818 auf dem durch Holbein's Anordnung für's Szenische damals gut berathenen Hannöverschen Theater aufgeführt wurde, fällte der einsichtsvolle und jede Leistung gern anerkennende, aber von der Entstehung dieser Uebersetzung nicht hinlänglich unterrichtete Theaterkritiker, Dr. Blumenhagen, folgendes Urtheil: „Wohl diesem Stücke „unter Schiller's Aegide! Ohne diesen Schild stünd' es „gefährlich mit ihm! Wie es zu Schiller's Namen kam, „oder vielmehr, wie Schiller zu ihm kam, ist ein psychologisches Räthsel, ein Zeugniß, daß auch große Geister ihre „Kindertage haben. Auch für die Schauspieler, denen doch „Schiller sonst lauter köstliche Christgeschenke auszutheilen „pflegte, ist nicht bedeutend (?) gesorgt. Die italienischen „Masken sind schwere Aufgaben" (— ja wohl für unsere Dutzendschauspiel- und Knalleffektmänner mit der flachsten Mittelmäßigkeit), „wenn auch ihre fremde Buntscheckigkeit „und bizarre Gestaltung und die in sie gelegte Laune leicht „Belustigung bringt. Sie bleiben für den, der sie auf „ihrem heimischen Boden sah, verkümmerte Pflanzen, denen „die fette Erde ihres Vaterlandes fehlt *)"

*) S. Hannöversche Chronik für Theater und Kunst. Zweiter Jahrgang. N. 16. Am 26. April 1818. S. 62.

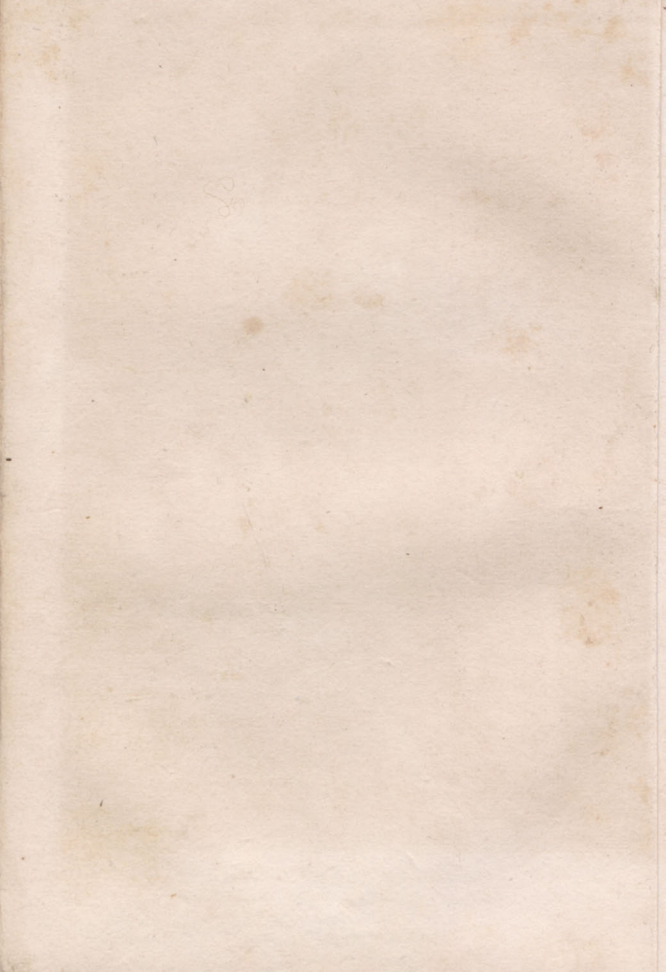


Ramberg del. Schwerdgeburth sc.

Turandot. IV.^r Aufz. X.^r Auftr.

Adelma. Der Liebste schläft, sei ruhig, pochend Herz,

Erzittre nicht! ———



1.

Die tatarische Psyche.

Jedermann kennt die unter Rafael's Namen in's unendliche vervielfältigten 26 Bilder aus dem Cyklus der Psychefabel nach Apulejus, und erinnert sich daraus dieser durch malerische Lichterflexe besonders dankbaren Vorstellung, wo die neugierig gemachte Psyche den an ihrer Seite ungekannt schlummernden Amor mit der Lampe in der Hand beschleicht, worauf denn durch das Herabträufeln eines heißen Oeltropfens die bekannte Katastrophe erfolgt. Wir sind ohne alle übertriebene Vorliebe für's Alterthum immer der Meinung gewesen, daß auch auf unsern Bühnen die Lampe in antiker Form einer zierlichen Schale mit dem Henkelchen hinten und der Dochtöffnung vorn, dergleichen wir in Terra Catta und Bronze zu Dutzenden in jeder Antikensammlung finden, einen weit malerischern Effekt machen würde, wenn sie ein schönes Mädchen in's verdunkelte Zimmer trägt, als alle unsere modischen Kandelaber, Leuchter und Wachskerzenhalter. China ist bekanntlich das Land der Papierlaternen und Laternenfeste. Vermuthlich hat also die schöne Adelma, als sie den geliebten Jüngling, den holden Kalaf, beschlich, eigentlich auch nur eine in bunten Schnörkeln und Fratzen phantastisch gemalte Papierlaterne gehabt. Doch das hat Gozzi selbst zu verantworten, der ihr eine kleine Fackel oder Kerze (torchietto) in die Hand gibt. Uns sey es indessen gestattet, in der Phantasie diese Wachskerze in eine Lampe umzuwandeln, und so in dieser neugierig-verliebten Besuchenden nichts Geringeres, als eine tatarische Psyche zu

erblicken. Es nimmt mit allen diesen Kerzen- und Lampenbeleuchtungen immer ein schlechtes Ende. Die Liebe gedeiht am besten im Helldunkel. Auch Adelma erfährt aus des geweckten und zum Geständniß gebrachten Kalaf Munde mehr, als ihr lieb ist, und verläßt ihn noch mit ganz andern Flammen, als die sie gebracht hat, mit der Fackel der Eifersucht entzündet. Prinz Kalaf ist durch die Erscheinung der Zelima und Skirina in die größte Unruhe gesetzt. Beide wollen ihm auf Befehl der stolzen Turandot die Namen entlocken, die das Wort von dem Räthsel machen, das er der Prinzessin aufgegeben hat. Beide werden vom Prinzen unverrichteter Sache zurückgeschickt. Endlich verlangt der erschöpfte Körper sein Recht. Er sinkt auf's Sopha und entschlummert mit den Worten:

> Könnt' ich den kurzen Zwischenraum im Arm
> Des Schlafs verträumen! Der gequälte Geist
> Sucht Ruhe, und mich dünkt, ich fühle schon
> Den sanften Gott die Flügel um mich breiten *).

Um nun einen Beleg zu unserer obigen Behauptung zu geben, daß Turandot, dem italischen Klima und jenem Maskenspiel entrissen, wodurch Gozzi Wunder that, stets eine fremde, kränkelnde Blume bei uns bleiben muß, und in verbleichter Blüthe uns nie gefallen wird, sey es noch gestattet, die von Gozzi leicht hinskizzirte Andeutung eines

---

*) Gozzi sagt blos — **mi par, che venga Sonno a recar conforto a questa membra.** Das kann man in China so gut sagen, als in Weimar. Aber der sanft umschließende Flügel des Schlafgottes (s. Broekhuys zu Tibull II, I. 89. und die Abbildung des schlummernden Endymion auf Sarkophagen) sind griechisch-moderne Bildnerei. Ist solche Travestirung erlaubt?

mimischen Intermezzo zu berühren, welches im Original zwischen dem Einschlafen des Kalaf und dem Eintritt der Adelma eingeschoben, den Zweck, zu belustigen, und eine halb weinende, halb lachende Maske zu zeigen, durchaus nicht verfehlen kann. Vor dem Zimmer Kalaf's hält Truffaldino, Oberkämmerling oder Haupt der Verschnittenen im Serail, die Wache. Als nun der Prinz entschlummert ist, beginnt folgendes Zwischenspiel. Jetzt kommt Truffaldino ganz leise hereingeschlichen, und sagt, er könne zwei Goldbörsen verdienen, wenn er das verwünschte Räthselwort dem Schläfer abzulocken wisse. Er habe bei einem Quacksalber dort am großen Platze die Wunderwurzel Alraun (Mandragore) gekauft. Diese besitze die Tugend, daß, wenn sie dem Schlafenden unter das Kopfkissen gelegt werde, sie ihn im Schlaf alles reden lasse, was die Wachenden wünschen. Jetzt ergießt er sich in gewaltigem Wortstrom über die stupenden Fälle, die sich schon durch Hülfe dieser Wurzel mit Schlafrednern zugetragen hatten, und die ihm alle der Quacksalber auf dem Platz vorgelogen hat. Hierauf geht er ganz langsam zum Kalaf, steckt diesen Zauber ihm unter den Kopf, und zieht sich nun eben so leise zurück, um aufzupassen, was der Prinz von sich geben werde, mit seltsamer Geberde und Possirlichkeit (lazzi) seine Neugierde ausdrückend. Kalaf schweigt, macht aber im Schlaf allerlei Bewegungen mit Händen und Füßen. Truffaldino bildet sich ein, daß auch hier die Kraft der Wurzel wirke, und daß jede Hand- und Fußbewegung einen Buchstaben zur Bezeichnung des Räthselworts bilde. So dolmetscht er sich selbst jede Bewegung Kalaf's in einen Buchstaben um, und setzt so ein sehr lächerlich klingendes, wildfremdes Wort zusammen, welches er sehr komisch buchstabirt und ausspricht. Er ist ausgelassen lustig über diesen Fund! — Gerade so viel und nicht mehr gibt Gozzi selbst dem Schauspieler Anweisung, überläßt aber die Ausführung und das Ausmalen im Detail dem improvisirenden Schauspieler, der mit italischer Geberdenfülle und Beweglichkeit zur

unsäglichen Ergötzung aller Anwesenden dies durchführt, und so die sogenannte comedia dell' arte meisterhaft handhabt. Man hat so viel auf deutschen Bühnen versucht und nachgeahmt. Es gölte doch auch hier ein Versuch. Wie viel hat Wien, wie viel Berlin Talente für diese improvisirenden Zanni?

2.

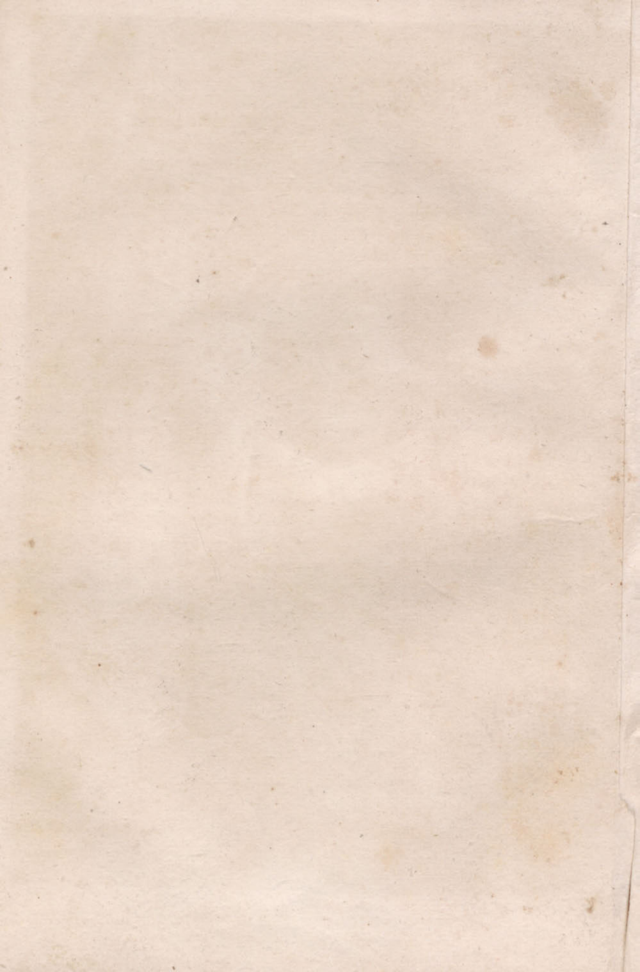
Die geschmolzene Sprödigkeit.

Die nur äußerlich noch in Sprödigkeit verhärtete, stolze Unerbittlichkeit heuchelnde Turandot hat die dem Kalaf trügerisch abgelockten Namen, durch deren Nennung das Räthsel gelöset war, ausgesprochen. Verzweiflungsstolz stürzt Kalaf zu ihrem Thron, zieht einen Dolch aus dem Busen und zückt ihn gegen seine Brust. In demselben Augenblick macht die hinter Turandot stehende Adelma eine Bewegung, ihn zurückzuhalten. Turandot stürzt vom Thron, und ruft, ihm mit dem Ausdruck des Schreckens und der Liebe in die Arme fallend: Kalaf. Beide sehen einander mit unverwandten Blicken eine Zeitlang stumm an, bis der alte Kaiser das allgemeine Stillschweigen bricht und von seinem Thron herabruft: was seh' ich! Dies die Szene des vorliegenden Bildes. Man muß es dem verständigen Zeichner Dank wissen, daß er nur die zwei Hauptfiguren hervortreten ließ, und nur den Kaiser und die Adelma ihnen zugesellte, das zahllose Gewimmel des Audienzsaals und Divans aber nur durch einen einzigen würdigen Repräsentanten aus der Zahl der vier Zanni's oder Charaktermasken andeutete. Es



H. Ramberg . del. A.W. Böhm

Turandot . V.r Aufz. II.r Auftr.
Turandot ruft: Kalaf!



ist dieß der als Reichskanzler hier figurirende Pantalone, der, nachdem er sich vom ersten, durch eingewurzelte und aufgestemmte Stellung hinlänglich charakterisirten Erstaunen erholt hat, alsbald ausruft: Hochzeit, Hochzeit! macht Platz, ihr Herren Doktoren. Das Ganze bedarf kaum einer weitern Ausdeutung. Die Figur des Kaisers Altoun erinnert etwas an das Titelkupfer zu Barrow's Reise nach China, möchte aber allerdings bei genauer Untersuchung nicht ganz ordonanzmäßig gekleidet erscheinen. Um ihn auf einen Thron zu setzen, wie ihn Sir George Staunton in Macartney's Gesandtschaftsreise in voller Pracht und Herrlichkeit abgebildet hat *), möchte es hier wohl an Raum gefehlt haben. Vielleicht hätten sich aber die chinesischen Schriftcharaktere, die bei jenem Thron über der Hinterwand angebracht stehen, und des Großkaisers Glanz und Herrlichkeit verkündigen, auch hier anbringen lassen. Statt dieser Schriftzüge gibt uns Ramberg lieber das allgemeine Reichszeichen, den großen Drachen. Mit Rauchwerk und Wohlgerüchen entläßt der Orientale seine Gäste. Freundlich vorliebnehmende und unsere Auslegerversuche nachsichtig beurtheilende Gäste in dieser Schiller's Gallerie waren bis jetzt auch unsere Leser und die standhaft ausharrenden Liebhaber dieser zum zwölften Mal wiederkehrenden Bilderschau. In einer großen chinesischen Porzellanvase sind die herrlichsten Prachtblumen China's da hinter der schönen Turandot in vollen Blüthenbüscheln aufgeputzt. Möge ihr aromatischer Geruch, duftender als das Rosenöl von Schiras, seinen balsamischen Hauch versenden, und eine kundige Hand zur echten orientalischen Blumensprache, wie sie uns Göthe jüngst in

*) S. Historical Account of the Embassy to the Emperor of China — by Sir G. Staunton (die kleine Oktavausgabe bei Stockdale), p. 304, die 12te Kupfertafel.

seinem Diwan veranschaulicht hat *), einen erlesenen Selam aus diesen Blumen binden, wobei denn, da der Empfänger sich selbst das Wort aussprechen muß, welches sich unter allen auf den Namen der Blumen reimenden Worten zur Situation des Sendenden und Empfangenden am meisten schickt, auch hier seine freundliche Auslegung erhalte. Wir wählen daraus zur bezeichnenden Blumenspende im Selam Jasmin, und unsere Leser erinnern gefällig darauf: nimm mich hin!

---

*) Göthe's Diwan, im Abschnitt, der überschrieben ist: Blumen- und Zeichenwechsel, S. 387 ff.

I.

Der Gasthof.

Eine Erzählung

von

Caroline Baronin de la Motte Fouqué
geb. von Briest.

****n, den 17. Januar.

Erschrick nicht, Ernst, wenn du den Stempel dieses Briefes liesest, der dir, eine große Hauptstadt nennend, das ganze Heer abgedroschener Karnevalsabenteuer ahnen läßt, die ich wie stehende Bilder einer Laterna Magika in dein heiter bewegtes Familienleben hinein schieben könnte. Fürchte nichts. Ich schreibe dir aus einer Dachkammer im vierten Stock des besten hiesigen Wirthshauses zwar, doch immer aus einer Dachkammer, so gänzlich abgeschnitten von aller feinen Weltverbindung, daß Küper und Tafeldecker noch meine beste Konversation machen, und ich von ihrer Gefälligkeit alle Würze meines hiesigen Aufenthaltes zu erwarten habe.

Meinst du etwa, ich hätte das Geld verspielt, oder sey bestohlen und sitze nun in der Klemme? so kannst du dir wohl allenfalls selbst sagen, daß mein Name und Kredit in jeder Stadt hinreichen wür-

den, mir die bedeutendsten Handlungshäuser zu öffnen. Das also, Ernst, ist es nicht, was meinen Platz in der hiesigen Welt so seltsam verschob. Aber zerbrich dir nicht den Kopf, es ist eine Grille, eine höchst extravagante Grille, und ehe erschöpfst du dich in allen ersinnlichen Vernunftschlüssen, ehe du auf so etwas verfällst.

Siehst du, seit mehrern Jahren ziehe ich nun jeden Winter wie ein Zugvogel einem gewissen eingebornen Naturinstinkt gemäß nach irgend einer berühmten Residenz, ohne etwas Anderes zu wollen, als dem Gewohnheitsschlaf der Seele sein Recht und der thörichten Erwartung ihre Täuschung zu gönnen.

Gestern, als ich hier in das Thor einfuhr, fiel mir nun das wohlbekannte schwüle Element entsetzlich drückend auf die Brust. Eine lange Reihe haltender Equipagen die Hauptstraße hinauf bis an das Schloß gab mir plötzlich all' die ungeheure Langeweile einer ersten Präsentationskour. Ich fühlte mich gepreßt, geklemmt, gestoßen, in einen Winkel gedrückt, nichts sehend, nichts hörend, als das dumpfe Geflüster einer von Hitze und Lichtqualm ächzenden und dampfenden Menge, die mir kaum die Luft zum Athmen und den Füßen die Freiheit gönnte, auf dem Einen stehend, den Andern in einer

Art von Schwebe peinlich ruhen zu lassen. Eine Stellung, die mich schon hundertmal zur Verzweiflung gebracht und ganz stumpf und dumpf dem endlich heranrückenden Moment der Vorstellung entgegen getrieben hat, der denn auch täglich von allen Theilen aus der Liste der erlebten gestrichen werden kann, da Niemand eine Erinnerung daran behält.

Zu allen diesen Vorstellungen eines preßhaften Zustandes kamen nun noch die unglückseligen Kutscher und Lakaien, die so gelangweilt und betrübt auf einem schnell vorüberrollenden, in eine Seitenstraße einbiegenden Reisewagen stehend sich selbst und ihren Pferden all' die Ruhe wünschten, der ich heute noch entgegensehen durfte, und morgen vielleicht schon verlustig ging. Ein Paar aus dem Schlage herausgebogene Köpfe gaben mir die volle Ungeduld, mit welcher man die vor Einem haltenden Wagen überzählt. Und vollends das Geschrei der Polizeibeamten, das Gezänk der Fahrenden, wie erinnert es mich an all' den Aerger beim Ab- und Anfahren solcher Versammlungsörter! ich sahe die halb erdrückten Bedienten, die zerbrochenen Wagen; ich fühlte die nassen, kalten Füße, den Katarrh am folgenden Morgen und die tausend Quälereien neuer Präparative zu ähnlichen Genüssen. Hol' der Hen-

ker solche Plackerei! rief ich ganz ärgerlich, deshalb hergekommen zu seyn. Der Postillion hielt still, und fragte, in welches Hôtel er einfahren sollte? Wir waren mitten auf einem freien Platz. Nicht weit von mir unter einer Laterne stand ein Tabuletkrämer, seinen Kasten mit Waaren gegen den Pfeiler der Laterne gestemmt, zählte er Geld, vielleicht den Erwerb seines heutigen Tageslaufes. Der prächtig erhellte, stattliche Gasthof war dicht vor uns. Etwas Unbestimmtes durchzuckte mich. Ich sprang aus dem Wagen. Nur immer da hinein, rief ich, nach dem Hôtel zeigend, und ein Paar der besten Zimmer für Graf Ilmenhorst. Drauf meinem Kammerdiener winkend, flüsterte ich diesem zu: du sagst dort, ich sey noch nicht hier, werde aber kommen, und erwartest mich gelassen, ohne Ungeduld oder Unruhe blicken zu lassen. Ich verspreche dir, ich bleibe nicht aus. —

Ohne mich meines Planes recht bewußt zu seyn, hatten mir doch die vielfachen, fast alle erleuchteten Gasthofsfenster das Bild einer aus so verschiedenen Zuständen zusammengesetzten kleinen Welt auf wunderbare Weise interessant gemacht, und das Verlangen geweckt, in irgend einem schicklichen Inkognito die wechselnden Scenen sowohl als die Schauspieler

selbst auf dieser Art von Welttheater zu begleiten. Der Tabuletkrämer kam mir höchst erwünscht in den Wurf. Er lieferte mir eine Maske, die mein Spiel zu dem natürlichsten von der Welt machte.

Gedacht, gethan! Ich näherte mich dem ziemlich bejahrt und erfahren aussehenden Handelsmann, und zwischen seinen Flaschen, Büchschen und Etuis kramend, fragte ich ihn nach Zweck und Behuf eines jeglichen, und sahe bald, daß mich das Ungefähr nicht leicht günstiger leiten konnte. Denn hier fand ich alles, was mir bei Vornehm und Gering, Mädchen, Frau, Mann, Alt und Jung gleich freien Zutritt verschaffte. Der Wunderkasten enthielt balsamische Essenzen für Augen, Zähne und Teint, Salben für's Haar, Bartseifen, Bürsten zu den Nägeln, feine, der Haut unmittelbar eindringende Schminke, Brillen, Ferngläser, ganz auserlesene Rasirmesser, die subtilsten kleinen Scheeren, Taschenspiegel, Schreibtafeln, mit geheimen Ressorts, Bilder, oder sonst geliebte Andenken zu verbergen, neu berechnete, in eleganter Almanachform herausgekommene Punktirbücher, falsche Backenbärte, eine Tinktur gegen alle Nervenzufälle, Pastillen, an Tagen nach einem gehabten Rausche zu nehmen, und andere, dem Bedürfniß der Toilette, wie der Gesundheit,

ersprießliche Mittel. Ich hatte mich bei jedem Einzelnen so lange aufgehalten, daß die Geduld des Mannes wohl ermüdet, und seine Ueberraschung daher unerhört seyn mochte, als ich ihn nach dem Preise des ganzen kleinen Waarenlagers mit einem Tone fragte, der durch die Umgebungen, in welchen er mich so eben sahe, unterstützt, keinen Zweifel ließ, daß ich Ernst machen könne, wenn ich sonst wolle. Er nahm daher auch keinen Anstand, von einem so unerwarteten Glückswechsel Vortheil zu ziehen und mir meinen abenteuerlichen Einfall theuer genug bezahlen zu lassen.

Ich hatte indeß, wonach für den Augenblick mein Herz verlangte, und da man in solcher Stimmung eben nicht ängstlich rechnet, so ging ich zufrieden meines Weges, nachdem ich ihm auf den seinen noch die sehr nachdrückliche Weisung mitgab, des sonderbaren Handels mit keiner Sylbe, gegen wen es auch sey, zu erwähnen. Er beruhigte mich hierüber um so mehr durch die Versicherung, daß er unverzüglich die Stadt verlassen und nach seiner Heimath, dem Elsaß, zurückkehren werde.

Mit Hülfe einer dunkeln, tief in die Augen gehenden Perücke, eines kurzen, krausen Kinnbartes, grauer Strümpfe und dergleichen Rocks, welches mir

mein gefälliger Handelsmann noch zu verschaffen wußte, gelang es mir, unerkannt an meinen eignen Leuten vorbei in das Hôtel hinein zu des Portiers kleinem Kabinet zu gelangen, dem ich nur so wie beiläufig und ganz auf gut Glück meldete: ich sey in No. 21 eine Treppe hoch bestellt. Der Mensch erwiederte mit einem hübschen, blühenden Gesicht, etwas träge und gleichgültig: Ja, das ist schlimm, da ist anjetzt Niemand zu Hause, die Herrschaft ist nach dem Schloß gefahren, aber ich will es melden, daß Sie hier waren. Ich dankte ihm äußerst höflich, mit der Bitte, mich auch anderweitig bei den hiesigen Gästen zu empfehlen, worauf ich eine gedruckte Affiche echt französischer Parfümerien, Oele und Essenzen, so wie anderer feiner, durch Jeanne Berquin so eben aus Hamburg hier eingeführter Waaren aus einem untern Fach der Kiste zog, wohin sie der vorige Besitzer derselben verwahrte, und ihn ersuchte, diese gefälligst bei Gelegenheit vorzuzeigen.

Der Wirth, ein stattlicher Mann in braunem Rock mit schwarzem Käppchen und langer thönerner Pfeife im Munde, war ein paarmal geschäftig an uns vorübergezogen. Er sagte jetzt zu dem Portier: der Graf ist, höre ich eben, noch nicht selbst hier. Nur Acht gegeben, daß ich, wenn er kommt, gleich

avertirt werde. Ich trat ihm, als er hier in sein Zimmer zurückgehen wollte, in den Weg, und sagte in gebrochenem elsassisch-französischem Dialekt und mit viel lustiger Dreistigkeit: Mein Herr, ich sehe, in Ihrem Hause ist ein außerordentlicher Verkehr; hieraus eines Theils für meinen Erwerb Vortheil zu ziehen, andrer Seits dem Grafen Ilmenhorst, welchen Sie so eben nannten, näher zu seyn, frage ich Sie, ob Sie vielleicht ein Kämmerchen nach dem Hofe heraus, gleichviel, ob unter der Erde, oder unter dem Dache, entübrigen und mir überlassen könnten? — Ich hatte mich und ihn während dem durch die offen stehende Thür in sein Zimmer hineinmanövrirt, und unterstützte hier, ohne eine Antwort abzuwarten, mein Gesuch mit möglichst hoher Vorausbezahlung eines wöchentlichen Miethzinses. Der Wirth sahe mich nur flüchtig an, und wohl zwischen angeborner blöder Höflichkeit, und der Ahndung, daß dahinter etwas stecken könne, schwankend, erwiederte er zögernd: ja, ich glaube kaum, daß Raum genug — Ich ließ ihn nicht ausreden, versicherte ihn noch einmal meiner Genügsamkeit, drängte ihm das Geld auf, faßte ihn unter den Arm, und bat ihn, mich nur zu begleiten, wir würden schon ein Plätzchen finden

Wir fanden denn auch wirklich eine Erkerstube, acht Fuß lang und vier breit, mit niederm, verbautem Fenster, einer gelb und schwarz getüpfelten, polstrig abgeplatzten Tapete, einem kleinen, winzigen Kanonenofen, dessen lange, schief hinauflaufende Röhre gräuliche Dämpfe ausspie; einer unförmlichen, nußbaumnen, bauchig geschweiften Kommode, einem einzigen, halbzerbrochenen Armstuhl, und einem Bett, das mir alle Hoffnung läßt, mehr wachend als schlafend zu träumen.

Der Wirth zuckte mitleidig die Achseln, als er die Thür öffnete und mit der Hand hineinweisend sagte: Da sehen Sie selbst. Schon recht! schon recht! rief ich, fand das Lokal scharmant, und ließ mich sogleich häuslich nieder. Nun denn! murmelte er, verbeugte sich und ging. Ich stand, doch einigermaßen verblüfft, mitten in dem Dinge! Ein Dreierlicht auf einem messingenen Leuchter erhellte den handlangen Spiegel über der Kommode, der mein lächerlich entstelltes Bild zurückwarf. Ich stutzte, in einer höchst komischen Mischung von Aerger und Lust, mich so wieder zu finden.

Lange war es indeß in dem räuchrigen, schmuzigen Loche nicht auszuhalten. Ich trat heraus, stieg die erste Treppe hinab und machte meine

Promenaden in den Korridors. Ich hatte ein Paar der gedruckten Affichen in der Hand, und klopfte auf's Ungefähr an mehrere Thüren an; sie blieben verschlossen. Als ich mich No. 16 im ersten Stock nahete, huschte ein fippriges Geschöpfchen, das echte Bild einer Kammerzofe, an mir vorüber, mit schnarrendem, etwas geziertem Organ flüsternd: Dort drin ist Niemand, mein Freund, das sind die Zimmer des Grafen Ilmenhorst, den wir jeden Augenblick erwarten; und somit schlüpfte sie in No. 21 hinein, just da, wo ich dem Portier zuvor sagte, bestellt zu seyn. Damen also! dachte ich, wohnen auf No. 21, und Damen, die Graf Ilmenhorst erwarten! Kurios! wer könnte das seyn? wer weiß hier — Ach, am Ende hat mein Prahlhanns von Kammerdiener einmal wieder in's Gelag hinein geschwatzt, und das Zöfchen ist's, die mich erwartet!

Der Tafeldecker kam hier die Treppe herauf. „Sagen Sie mir gütigst," bat ich, „was wohnen für Herrschaften in dieser Zimmerreihe?" Der Mensch hatte eine verdrüßliche Gleichgültigkeit in Miene und Ton, und erwiederte kurz: „das kann ich nicht einmal genau sagen! ich bekümmere mich nicht viel um die Namen, der Portier wird's viel=

leicht wissen.“ Er ging, noch etwas zwischen den Zähnen murmelnd, und ich ließ die chinesische Pagode laufen, denn das zierliche Kammermädchen ließ sich wieder auf dem Gange blicken. Mit meiner Waarenankündigung auf sie zutretend, war das Gespräch bald eingeleitet, und in Kurzem zum Erstaunen in Gang gebracht. Ich redete ihr ungeheure Dinge von meinen Schönheitswassern vor, und zwei kleine, braune Fleckchen über dem rechten Augenwinkel bemerkend, vermaß ich mich hoch und theuer, all' dergleichen Unebnen mit einem Paar Tröpfchen meiner Tinkturen fortzuschaffen. Dagegen erfuhr ich denn, daß sie Felicia heiße, und bei einer flandrischen Gräfin diene, welche steinreich sey und zwei bildschöne Töchter habe, Laura und Angelika, von denen die Eine mit ihrem Vetter, einem jungen, angenehmen Obersten der hiesigen Garnison, verlobt sey, und die Andre — sie warf den Kopf bedeutungsvoll in die Höhe, und gab zu verstehen — für die sey, sie wette ihr Leben darauf — der Brautkranz auch schon so gut wie gewunden. Sonst, setzte sie hinzu, wüßte ich nicht, daß sich bis jetzt was Erhebliches hier aufhielte. Ein Schwede gleichwohl, fiel ihr noch bei, der ganz am Ende des langen Ganges in der letzten dunkeln Thür wohne. Er solle, bemerkte sie, schwermüthig

nach dem Verlust einer schönen Gemahlin geworden seyn, und auf Anrathen der Aerzte in der Welt umherreisen. Braut und Wittwer! sagte ich in mir, und du sollst mitten inne wohnen! Im untern Geschoß und in den obern Stockwerken, hob Felicia wieder an, mögen wohl noch viel vornehme Leute wohnen, doch dahin verirre ich mich denn nicht leicht, und überhaupt ist's meine Sache nicht, mit all' und jedem Umgang zu haben, sonst, glauben Sie gewiß, würde mir's hier nicht an Gesellschaft fehlen.

Sie plapperte noch, hätte ich mich nicht von ihr losgemacht.

Ein geheimer Zug lockte mich zu dem trauernden Schweden. Ich eilte auf meine Kammer, hing den Riemen der Kiste über die linke Schulter, befestigte jene daran und trat vor des Unbekannten Thür.

Einen Augenblick zögerte ich hier doch. Es war etwas in mir, das dem Vorhaben, einen Unbekannten gleichsam zu überlisten, widerstand; doch eben in diesem Kampfe, und dem steigenden Interesse für das, was ich vielleicht erfahren sollte, klopfte ich schnell und heftig an. Eine tiefe Stimme rief: Herein! Meine Hand lag schon auf der Klinke, diese sprang auf, ich trat in ein fast dunkles, sehr

langes Zimmer. Ganz am Ende desselben saß ein Mann in einem kaftanartigen Zobelpelz, mit offnem Halse und Brust, von welcher mir eine goldne Kapsel an feiner Kette entgegenblitzte. Das ganz schwarze Haar bauschte sich lockig unter einer dunkelblauen, mit Zobel verbrämten Zipfelmütze, die etwas seitwärts in den Nacken geschoben war. Die Arme verschränkt, den Kopf vorwärts gebeugt, fixirten die großen, blauen, von langen Wimpern beschatteten Augen zwei fast niedergebrannte Lichter, die nur noch eben aus den Tüllen der Leuchter aufflammten.

Er hatte mein Klopfen und sein Herein wahrscheinlich vergessen, denn er sahe nicht auf und achtete auch nicht auf mich. Seine Blicke lagen fest auf den Kerzen. Diese knisterten jetzt wie im Erlöschen, und kleine Fünkchen umhersprühend, zischte die eine Flamme im Dochte und verglomm. Du also, murmelte der Tiefsinnige, lebst noch! Einsames Licht! — Er legte den Kopf hinten herüber an die Sophalehne, schloß die Augen, und sagte leise: Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus,

Stirb hin, stirb hin, in Nacht und Graus.

Huh! schrie er jetzt aufspringend. Die andre Kerze war auch erloschen, er griff heftig nach einer Handklingel und schellte sehr stark.

Befehlen Sie Licht? fragte ich näher tretend. Der Mond schien hell zum Fenster herein. Der Unbekannte sahe mich verwundert an. Sie — was wollen Sie hier? — fragte er mit völligem Besinnen. Ihre Befehle zu erwarten, entgegnete ich dreist. Sie sind ja aber gar nicht der Aufwärter oder Tafeldecker — wer sind Sie denn? wiederholte er nochmals. Ich treibe mein Geschäft hier im Hause, sagte ich, auf meine Waaren zeigend, und nutze jede Gelegenheit, mich Fremden zu nähern. Er sahe mich lange und ungewiß an. Brauchen Sie Geld? fragte er nach einer Weile sanft. Ich bin kein Bettler, entgegnete ich stolz, rasch hinzusetzend: meine Waaren sind mir feil, aber nicht meine Ehre.

So schaffen Sie uns denn Licht, bat er unruhig und dringend. Licht! hören Sie? Licht!

Ich war schon im Korridor, riß dem Portier, der wohl wissen mußte, was das Klingeln zu bedeuten hatte, zwei Wachskerzen, die er lächelnd, und mit den Worten: Immer die alte Geschichte, heraufbrachte, aus den Händen, und trat damit zu dem Unglücklichen hinein.

Er stand mitten im Zimmer, den rechten, gehobenen Arm über den Kopf geschlungen, so, als lehne

und ruhe jener darin. Die linke Hand hing schlaff herunter. Ich sahe ihn überrascht an. Der aufgeschlagene Pelz zeigte mir eine ganz vollendete Gestalt, und fast nie war ich einem stolzern und rührendern Gesichte begegnet. Das aufwärts gerichtete, gewiß einst so kühne, jetzt feuchte und kranke Auge schien auch jenseit vergebens den mangelnden Seelenfrieden zu suchen.

Ahe! rief er, mich bemerkend. Nun, so zeigen Sie doch her. Ich hob die Kiste näher zu ihm auf. Er sahe lächelnd in den kleinen Kram hinein, indem er sagte: Für mich ist da wohl wenig drin! Vielleicht dies hier? fragte ich, ein Etuis mit einem englischen Feuerzeug hervorziehend. Er nahm es, sahe mich an, und sagte etwas unwillig: woher wissen Sie denn, daß es mir just darum zu thun ist? Ich ließ das so hingehen, ohne zu antworten, indeß er wie zur Probe eins von den Stäbchen in die Salzsäure tauchte und bei dem Lichtblitze ausrief: Sieh da! es zündet wahrhaftig! Doch die Schwefelflamme eine Weile betrachtend, sagte er, indem er sie ausblies: Ein dunkles Feuer! es leuchtet nicht! Seine Augen fielen dabei auf die meinigen; mir war es, als läse ich in ihnen den eigentlichen Sinn dieser Worte. Das Innre eines Menschen

hatte sich mir noch nie so schmerzlich in die Brust gedrückt. Ich fühlte den Qualm und Dunst, die Angst der armen, düster glühenden Seele, die sich abarbeitet, und vergebens nach einem hellen, heitern Sonnenblick ringt! Mein Gesicht mochte wohl ausdrücken, was meine Worte besonnen verschwiegen, denn eine unbeschreibliche Anmuth erweichte plötzlich die Züge des Unbekannten; er faßte meine Hand, und fragte: Sie sind wohl auch nicht glücklich? Mein Herz sagt es mir, Sie waren nicht immer Tabuletkrämer.

Ernst, mit glühender Scham übergoß mich hier die Erinnerung meiner kindischen Mummerei, einzig durch Langeweile und Ueberdruß des zu Vielen im Leben veranlaßt. Es war gut, daß der Liebenswürdige mein Erröthen für falsche statt echte Scham ansahe, und, diese schonend, nach dem Preise des Etuis fragte. Ich ließ mich wahrscheinlich allzu billig finden. Er lächelte, und legte mir das Doppelte hin, was ich gleichwohl nicht nahm, und darüber, wie über alles, verlegen, der Thür zueilte. Kommen Sie morgen wieder! rief er mir freundlich nach. Ich verbeugte mich, und stieg etwas kleinlaut vor mir selbst auf meine Kammer, wo ich, Tinte, Papier und Feder vorfindend, dir meine Beichte ablege,

die für heute geschlossen seyn muß, denn die Augen fallen mir zu. So wenig einladend mein Bett aussieht, werde ich mich doch hineinwerfen und die Ruhe dort suchen müssen. Ernst, ich glaube, es war ein dummer Einfall mit dem Fastnachtsstreiche! Was spiele ich denn hier den Wirthshausgeist, und spuke heimlich durch alle Gemächer, indeß mich die Kobolde bei Tisch und im Bette durch schlechte Speise und hartes Lager placken und zwicken! Mir war zu wohl, drum ging ich auf's Eis! —

Den 18. Januar.

Nein, es ist nicht unrecht, und auch keine so große Thorheit, daß ich, dem geheimen Rufe meines Herzens folgend, hier auch einmal die inwendige Seite des Lebens aufsuche. Komm, du treuer, zuverlässiger Mensch, begleite mich auf meinen Wanderungen! Laß dich das Verschiedenartige und Widersprechende, dem du begegnen wirst, nicht stören, denke, es sind menschliche Verhältnisse und menschliche Zustände, an denen sich die Geschichte der Welt im Kleinen wie im Großen fortbildet. Frage auch nicht, was du mit den abgerissenen Läppchen des bunten Teppichs machen sollst. Von dem blos

beschaulichen Gesichtspunkt aus gesehen, ist alles Stück- und Flickwerk, auch die großen, gewaltigen Weltereignisse mit inbegriffen, aber die Seele fühlt einen Zusammenhang, und läge dieser auch einzig nur in dem Gefühle selbst, so wäre doch Leben darin, ein Leben der Liebe und Theilnahme, das so vieles herstellt, so vieles verbindet, und dem Vereinzelten und Abgerissenen eine innere Gemeinsamkeit gibt.

Du wirst lachen, und wunder was folgern, wenn ich dich nach diesem Eingange sogleich vor das Zimmer der flandrischen Gräfin führe, dies öffne, und dir ein allerliebstes Figürchen vor dem Spiegel auf einem Stuhle stehend zeige, wie sie, die reiche Borte eines neuen Pariser Ballkleides bewundernd, sich selbst beschauet, die kleinen Füßchen hebt und senkt, so die Weite des Rockes zum Tanze messend. Laß das gut seyn, Ernst, es gehört zum Ganzen. Höre du nur weiter. Nach einer beschwerlichen Nacht und manchem bösen Traume begrüßte ich diesen Morgen zuerst Felicia's Herrschaft, und fand Angelika so sehr mit ihrem Putze beschäftigt, daß sie mich ruhig eintreten ließ, und kaum meine Annäherung bemerkt hätte, wäre Felicia nicht mit dem Ausruf: Ah! der Tabuletkrämer, einen großen Karton mit Blumen fallen lassend, auf mich zugesprun-

gen. Angelika hüpfte leicht von ihrem Sessel herab, grüßte mit einer angenehmen Neigung des Kopfes und lispelte zwischen den Perlenzähnchen: ah, c'est vous!

Sie untersuchte darauf meine kleinen Schätze, während sie mehrmals rief: Mais, maman, voyez donc!

Die Mama trat denn auch endlich aus einem offen stehenden Seitenkabinet zu uns herein, befaßte und untersuchte Schminkbüchsen, Pommaden und Essenzen, fand alles exorbitant theurr, und zahlte mit Worten, statt mit Gelde, was mir um so erwünschter kam, da ich sie so festhalten und länger bleiben durfte.

Laura, die Braut, was Felicia sogleich beflissen war, mir merklich zu machen, saß derweil am Fenster, und schien die Ernste und Nachdenkende aus der Gesellschaft, denn sie arbeitete, ohne sich viel um das Uebrige zu bekümmern. Ihr Loos ist einmal bestimmt, sie hat ihre Partie im Leben genommen, von viel Anderm kann eben nicht bei ihr die Rede seyn. Ihr Gesicht ist schön, die Züge etwas allzu ausgesprochen, aber von bestimmtem Charakter, die kleine Figur hat gleichwohl Adel und Würde in der Haltung. Sie flößt Respekt ein.

Man kann sie sich wohl als Haupt und Lenkerin eines Hauses denken und empfindet ihr schnell die Bestimmtheit einmal gefaßter stehender Grundsätze an. Angelika's bewegtes Mienenspiel läßt vergessen, daß sie Züge hat, doch sind diese so fein als weich und lieblich. Man fühlt ihre Regelmäßigkeit indeß bei weitem mehr durch die Harmonie des Ausdrucks, als man in ihnen das Ebenmaß der Zeichnung sieht. Sobald die Mutter sich des kleinen Handelsgeschäftes bemächtigte, flog sie an das andere Ende des Zimmers, trat auf die Fußspitzen näher zu einer Seitenthür, schob leise, leise die Klappe von dem Schlüsselloch, bückte das Köpfchen, drehte und wandte es nach allen Seiten, und war sichtlich nach irgend etwas auf der Lauer.

Quelle indécence! rief die Mutter, sie aber wandte sich um und sagte sehr naiv: mais, maman, malheureusement il n'y est pas! —

Nenne es Eitelkeit, Ernst, ich nenne es Ahndung, daß mir's in den Sinn kam: wie, wenn du es wärst, den sie erwartet! Angelika wandte sich ärgerlich von der Thür ab, trat zu ihrer Schwester und flüsterte halblaut: je parie qu'il est affreux! c'est uniquement pour cela que je suis curieuse de le voir. Laura entgegnete gelassen: en ce cas

ma seur, votre alerte, sera trompée, car on dit, le Comte Ilmenhorst bien beau.

Geck! raunte mir eine innere Stimme zu, das gelüstete dir also, zu hören; Angelika trommelte indeß mit den niedlichen Fingern gegen die Scheiben, indem sie obenhin erwiederte: on le dit aussi sauvage, altier, très sec et très impertinent; je crois ni l'un ni l'autre!

Mir summten die Epitheta noch in den Ohren, als mich die Gräfin mit großer Lebhaftigkeit und einem kleinen, lauernden Zug im Mundwinkel, scheinbar, indeß ganz gleichgültig fragte: ob ich nicht vielleicht im Hause gehört habe, daß Graf Ilmenhorst diese Nacht angekommen sey, oder ob er vielleicht gar nicht kommen würde.

Gar nicht? — fiel ich rasch ein — Ei, da wäre ich um große Erwartungen ärmer. Graf Ilmenhorst kann nicht ausbleiben, sonst bin ich ruinirt, seinetwegen bin ich hier, er ist es, der mich mit vielen Aufträgen hierher bestellte, und schon gestern sollte er — Sie kennen ihn? fragte Angelika, o, so sagen Sie doch, habe ich recht, ist er häßlich, stolz, widerwärtig — —? Halten Sie ein, mein Fräulein, bat ich, der Graf ist mein Wohlthäter, durch ihn existire ich allein, ich muß in seiner Seele alle

die Schmerzen empfinden, die ihm das Gerücht eines so schlecht begründeten Rufes machen würde. Laura warnte ihre Schwester wegen so voreiliger Urtheile, und erinnerte sie, daß ihr der Oberste ein ganz anderes vom Grafen Ilmenhorst entworfen habe. Just der Oberste, entgegnete Angelika. Dieser öffnete hier die Thüre, und sagte lachend: ich wette, es ist schon wieder von dem Grafen die Rede; habe ich doch Angelika nie so beharrlich mit einem Gegenstande beschäftigt gesehen. Aber wissen Sie wohl, daß man einander in's Ohr sagt: er sey im Duell erstochen und stehe hier als Leiche im Nebenzimmer? Alle vier Frauenzimmer schrien hell auf, die Gräfin schwor, sie wolle angenblicklich das Haus verlassen. Ich hatte mich aus guten Gründen bei dem Eintritt des Obersten, in welchem ich auf den ersten Blick den jungen, tapfern Andlau erkannte, unsern Feldkamerad aus letztem Kriege, mit dem Gesichte gegen die Wand gekehrt, mehreres von den hervorgesuchten Gläsern und Büchsen in meiner Kiste ordnend, und wußte kaum, wie ich den erschrockenen Mienen der Damen beim Hinausgehen vor Lachen begegnen sollte, als der Oberste mit ernstem Tone das Wort nahm, und die Gräfin wie ihre Töchter sich zu beruhigen bat. Ich komme, versicherte er, so eben aus jener Neben=

stube, die nebst einem Kabinet für den Grafen bestellt ist, und auf Ehre nichts als seine Koffer und Mantelsäcke enthält. Hier hat nun das Gerücht auf jeden Fall eine Lüge verbreitet, sonderbar bleibt es indeß immer, daß der Graf nicht erscheint, da ihn seine Leute seit gestern Abend jede Stunde erwarten, und sein Kammerdiener darüber in sichtbarer Unruhe ist. Die ganze Sache, fuhr der Oberste nach einer kurzen Pause lächelnd zu Angelika gewendet fort, ist aber vielleicht nichts, als ein Kunstgriff, sich Ihnen interessant zu machen. Mich, sagte Angelika mit einer allerliebst zornigen Miene, lassen Sie, bitte ich, aus dem Spiel, ich hoffe, niemals der Gegenstand kleinlicher Koquetterie zu seyn. Ist dem Grafen, setzte sie, wie sich besinnend, hinzu, ein Unglück begegnet, so soll mir's recht leid seyn; doch wäre er nichts, als ein Fat, so wünschte ich seiner lästigen Bekanntschaft überhoben zu seyn.

Ich schlüpfte hier mit einer kurzen, raschen Verbeugung aus dem Zimmer. Verflucht! rief ich draußen, mit dem Fuße stampfend, ein Fat! Aus welchen Elementen nur so ein Gehirnchen seine Vorstellungen und Begriffe schöpft! Ein Fat! Wäre etwas daran gewesen, es hätte mich nicht so ärgern können. Wer gibt sich denn überhaupt hier die Mühe, dachte

ich, Historien von mir zu ersinnen? — Die Paar Personen, die von meiner Ankunft wußten, werden doch nicht gleich —? Kleinstädtischer Ort, rief ich voll Unwillen, mit allen Ansprüchen von Paris, und so engen und armen Sitten, daß ein leergebliebenes Gasthofzimmer immer auf die große Weltbühne geschoben, und Küper und Hausknecht darauf redend eingeführt werden dürfen!

Um's Himmels willen, bat Felicia, mir ängstlich die Treppe, wohin ich meine Schritte lenkte, nachstürzend, um's Himmels willen, kein Wort von allem, was Sie hörten, an den Grafen — Seyn Sie unbesorgt, unterbrach ich sie, ich wische so etwas aus meiner Erinnerung, morgen habe ich's vergessen; deshalb, so gewiß der Graf die Aeußerungen nicht selbst hören konnte, so gewiß erfährt er sie auch nicht. Es hängt auch ganz erschrecklich viel davon ab, versicherte Felicia, denn die Frau Oberhofmeisterin hier, eine Tante vom Grafen, und meine Gnädige haben zusammen einen Plan gemacht — nun — wir sind zwar ganz entsetzlich reich, aber es gibt doch Fälle — gute Partien finden sich auch nicht alle Tage, und Prozesse schweben manchmal ein Menschenleben hindurch — kurz — Ich verstehe, ich verstehe! fiel ich ihr in's Wort. In meine Brust fällt

das wie ein Grab, ich will's auch vergessen, und dem Grafen nichts davon sagen! —

Somit sprang ich die letzten Stufen hinab, und lief rasch in die nächste beste Straße, mein Blut zu kühlen. Ein Plan also! dachte ich, goldne Felicia, die du mir's verriethst! Ein Prozeß droht die Gräfin um Habe und Gut zu bringen — das ist klar, deshalb ist sie vielleicht hier — und ich soll schadlos halten, wenn das Eine mißlingt. Gesegnetes Inkognito! gesegneter Tabuletkrämer! rief ich einmal über das andere.

Ich war in großer Bewegung die Stadt durchrennt. Jede berechnende Absichtlichkeit empört mich überall, und nun vollends so ein feines Gespinst, worin man Herzen fangen möchte! Meine Galle regte sich — ich versprach mir, nie wieder das Zimmer der Gräfin zu betreten, überhaupt aber dem Einbischen Spiel ein Ende zu machen, öffentlich zu erscheinen, und dann eilends wieder abzureisen. Als ich in dieser Stimmung an das Hôtel kam, und hinein gehen wollte, fiel mir aus einem obern Fenster etwas auf die Schulter, es war eine Orangenschale; ich sahe auf, Angelika beugte sich aus dem Fenster, die goldne Frucht zwischen den niedlichen Fingern haltend und sie schälend, sagte sie mit

unendlicher Gutmüthigkeit: pardon, Monsieur, je ne voulois pas vous faire mal!

Ernst, der Duft der Orange, die liebliche Miene, das weiche Stimmchen, und der Sinn der seltsam passenden Worte durchbebte mich vom Wirbel bis zu den Zehen. Ich ging wie berauscht den Flur entlang, und wiederholte mir deutsch: ich habe Ihnen nicht wehe thun wollen. Als wüßte sie, wo es mich schmerzte, und als wolle sie Balsam darauf träufeln, öffnete sie die Honiglippen.

Im Begriff, die Treppe wieder hinauf zu gehen, bemerkte ich bei einer Windung derselben in einem seitwärts hineinlaufenden dunkeln Gange einen hellen aus einer offen stehenden Thür fallenden Schein, der an der Gegenwand in blumigen Lichterchen flimmerte, und meinen Blick unwillkührlich, wie etwas Zufälliges, anzog. Ich bog den Kopf vollends danach hin, und stand und sahe dem Lichtspiele zu, als ein leises Weinen aus dem Zimmer herüber mein Ohr traf. Rasches Mitgefühl riß mich fort, ich trat in die offene Thür, und sahe eine schlanke weibliche Gestalt in zartem, weißem Morgenkleide mit dem Rücken nach mir gekehrt neben einer Wiege knien, die sie mit frischen Blumen schmückte. Die Fenster standen weit offen, der Zug, der auf solche Weise scharf und

kalt durch das Zimmer pfiff und die duftenden Blumen eisig anhauchte, die Thränen der leise weinenden Frau, und die starre Regungslosigkeit des aufgeschlagenen Bettchens widersprachen allen Gedanken an Schmuck und freudige Festlichkeit. Eine kleine Leiche empfing hier wohl die letzten Seufzer und Sorgen eines schmerzlich gepreßten Mutterherzens. Das meinige zog sich bebend zusammen', ich wollte, so heilige Stille ehrend, unbemerkt zurücktreten, doch glitt mein Fuß im raschen Wenden vom Rande der Schwelle ab und verursachte ein leises Geräusch, worauf sich die Dame nach mir umsahe, und mit einem unbeschreiblich rührenden Lächeln, die schöne, längliche Hand nach der Wiege neigend, sagte: Lieber Mann, hier, sehen Sie wohl, brauchen wir nichts mehr.

Ich blieb wie eingewurzelt ihr gegen über stehen. Der Wind hob den feinen Spitzenstreif um ihr Häubchen, so daß dieser das weiche Oval des blendend weißen, zarten Gesichtes umkreiste, und das dunkel gescheitelte, nach den Schläfen zu sanft gewundene Haar sehen ließ, große, in Schmerz und Sehnsucht schwimmende Augen, die rührende Wehmuth im Munde, das Lächeln in den Thränen, die Blumen — das Kind — ich glaubte eines jener alt-italienischen

Bilder der Madonna aus dem Rahmen hervortreten zu sehen. Sie fühlte wohl, was in mir vorging, denn sie reichte mir die Hand, indem sie, wie von etwas Tröstlichem berührt, guter Mensch! so recht aus der Brust herauf seufzte. Ich küßte diese Hand, Ernst, eine Thräne fiel darauf, die reinste, die ich vielleicht je weinte. Die tief Erschütterte barg das Gesicht in den kalten Decken ihres entschwundenen Lieblings, und weinte so heftig, daß ein leises Beben den ganzen überaus zarten Körper durchzuckte. Ich näherte mich ihr, ungewiß, ob ich sie vielleicht unterstützen und in ein anderes Zimmer tragen sollte? Da kam eine ältliche Frau, wohl die ehemalige Wärterin des todten Kindes, herein, sahe mich groß an, und sagte nach Art solcher Leute etwas mürrisch: was soll das anjetzt! gehe er, mein Freund, wir haben mit dergleichen nichts zu thun. Sie faßte darauf ihre Gebieterin bei der Hand, doch die war kalt und starr. Herr Jesus! schrie die Alte, auch todt? — Ich sahe aber wohl, daß eine Ohnmacht der heftigen Anstrengung gefolgt war, und erbot mich, die ganz Bewußtlose in das Nebenzimmer zu tragen.

Die Alte weinte und rang die Hände, während ich meine schöne Last sanft auf ein Sopha legte, und

ihr mit meinen bei mir befindlichen Essenzen die Schläfe rieb. Sie schlug die rührenden Augen auch bald wieder auf, sahe mich dankend an, ohne sogleich sprechen zu können, und winkte mir, niederzusitzen. Ich hielt aber noch immer ihre Hände und wusch die Pulse mit starken Wassern. Sie war so matt, daß sie sich kaum regen konnte. Das schwarze Band auf ihrem Häubchen, und der schwarze Shawl, der dicht den Hals umschloß, vermehrten noch die Blässe ihres Gesichtes, sie hatte wirklich etwas von einer Sterbenden. Die Alte schluchzte laut. Sey unbesorgt, Christine, sagte die Liebenswürdige, jener zuwinkend, ich sterbe nicht, ich soll wohl noch viel erleben, viel erfahren! Ach, mein Herr! fuhr sie, wie von einer Ahndung meines wahren Standes überrascht, zu mir gewendet, fort, Sie bemühen sich so sehr um mich! Haben Sie vielleicht auch Kinder —? dann bewahre Sie Gott vor solchem Leid. Sie legte sich erschöpft zurück und sahe mit seelenvollem Blick zum Himmel.

Ich setzte das Flacon mit kölnischem Wasser, und einige Balsambüchschen und Naphtatropfen vor ihr auf einen Tisch und verließ in großer Bewegung das Zimmer. Doch die Alte ereilte mich noch unter der Thüre, indem sie, mir das Zurückgelassene wieder

aufdringend, sehr lebhaft, und von etwas geängstet, sagte: nehmen Sie, nehmen Sie, wir können anjetzt so was Theures nicht kaufen, nehmen Sie's ja zurück, es quält die gnädige Frau, die schon nicht weiß, wie sie so viel Dienstfertigkeit lohnend — die Alte hielt schluchzend inne. Ich fühlte wohl, daß ich kein Recht hatte, einer Fremden Geschenke zu machen. Ich besann mich indeß rasch, und erwiederte: die Arzneimittel muß die gnädige Frau behalten, sie bedarf ihrer wirklich, indeß fordre ich kein Geld dafür; sagen Sie ihr, ich bäte sie, mir das kleine Andachtsbuch, das ich auf ihrem Tischchen aufgeschlagen fand, dagegen einzutauschen. Und ohne der verwunderten Frau Zeit zu einer Antwort zu lassen, setzte ich, schon mit einem Fuße außerhalb, hinzu: Morgen werde ich mir's holen! worauf ich eilig der Treppe zuflog.

St! ein Wort! rief der Portier mir nach. Der Baron Rothschild, der kranke Herr oben, hat nach Ihnen gefragt. Sie möchten doch sogleich — — Schon gut! erwiederte ich, froh, in dieser Stimmung dem schwermüthigen Wehen eines ähnlich fühlenden Gemüths begegnen und in ihm eine innere Antwort erwarten zu können.

Ich fand den Baron schlafend, die eine Wange

vom Gegendrucke der Hand, auf welcher sie lag, sanft geröthet; die eingefallenen Züge, im warmen Hauche still athmender Ruhe lebendiger angestrahlt, hoben sich jugendlich heraus, die Brust bewegte sich nur sanft, und wiegte gleichsam das darauf ruhende, aus der aufgesprungenen Kapsel hervorsehende Bild der Geliebten mit in die friedliche Himmelsruhe hinein. Ich stand nicht nahe genug, um die Gesichtszüge des feinen Miniaturgemäldes genau zu unterscheiden, doch lag ein rührender Zauber darüber ausgegossen, etwas tief Melancholisches glaubte ich zu erkennen, und besonders bewegte mich der schwarze Schleier, der das Gesicht gleichsam wie eine Wolke umhüllte, und mich aus sehr natürlichen Reminiscenzen an meine trauernde Unbekannte erinnerte.

Der Schlafende machte jetzt eine unruhige Bewegung mit der Hand, als dränge er etwas von sich weg. Ein gepreßtes, ächzendes Oh! stahl sich ihm zwischen den Lippen hervor, dann sprang er plötzlich mit beiden Füßen zugleich auf, indem er unruhig umhersehend rief: was ist das! war Jemand hier? Ich, sagte ich leise; Sie ließen mich rufen. Sie —? fragte er. Ah! schon recht, ich besinne mich. Vergeben Sie, der Schlaf überraschte mich. Sie sind wohl schon lange hier? Ich verneinte das. Er sahe

mich nachdenkend an. Ja so! rief er aus, ich wollte Ihnen ja danken; Sie haben mir einen erstaunt angenehmen Dienst mit dem Feuerzeuge erwiesen. Es ist seltsam, wie man oft am wenigsten an das Nächstliegende denkt. Solch Feuerzeug! es gibt nichts Gewöhnlicheres! und gleichwohl dachte ich niemals daran, mir Eins anzuschaffen — Und die Nächte waren doch immer so lang — Sie mußten mich gerade darauf bringen! Aber was haben Sie denn? fuhr er theilnehmend zu mir hintretend fort; Sie sehen so verstört, so erschüttert aus!

Wie sollte ich nicht! erwiederte ich, noch ganz voll von allem, was ich im Laufe weniger Stunden erfahren hatte. Mein Gewerbe verschafft mir bei all' und jedem Zutritt, und stellt mich dem Wechsel ganz widersprechender Eindrücke blos. Zuerst begrüßte ich diesen Morgen ein gaukelnd Feenkind im Schmuck der Jugend, von Tanz und Festen träumend, die Anmuth der Gestalt mit allem, was Mode und Geschmack ersann, gefällig zierend, darauf finde ich ein unglückselig Weib am Sarge ihres Kindes, die kleine Leiche mit Thränen und mit Blumen bedeckend; hier nun, fuhr ich fort, zählt ein junger Wittwer die öden Stunden seines verarmten Lebens!

Ein Wittwer! rief der Baron unter glühendem

Erröthen, ein Wittwer? wer faselt so etwas? wer hält mich hier dafür? — Mein guter Freund, setzte er lebhaft hinzu, ich war niemals, niemals verheirathet. Das ist's ja eben! ich hatte stets ein hartes, starres Herz, das sich — O, weg damit! — Er bemerkte jetzt zufällig, daß die Kapsel auf seiner Brust aufgesprungen und das Bild sichtbar ward. Schnell danach greifend, suchte er es meinem Blick zu entziehen, indem er den goldenen Deckel rasch zufallen ließ. Doch sein Bemühen war vergeblich, der Stift griff nicht ein, es war im Schlosse etwas zerstört. Er wandte sich unruhig ab, trat mit dem Rücken gegen mich an das Fenster, und quälte sich im Stillen, den Schaden wieder herzustellen.

Befehlen Sie sonst noch was? fragte ich. Er wandte sich zu mir um, sahe mich starr an, indeß er immer noch die Kapsel mit der Hand hielt, und sagte dann fast bittend: Nicht wahr, Sie sind kein Tabuletkrämer? Das Blut stieg mir in die Wangen. O, täuschen Sie mich nicht, warnte er, Sie thun sich selber unrecht, und mich quälen Sie. Nein, entgegnete ich, unfähig, hier eine abenteuerliche Maske beibehalten zu wollen, nein, ich bin kein Tabuletkrämer, doch eben so wenig vom Geschick zu

irgend einer Verkappung gezwungen. Nennen Sie es Thorheit, fuhr ich rasch fort, so seiner Antwort begegnend, oder leichtsinnigen Uebermuth, ich nenne es Drang, den Schlendrian des Alltagslebens zu zerbrechen, was mich ein unschuldiges Mittel ergreifen ließ, die wechselnden Zustände des Daseyns im Geheim zu begleiten, ja, sie mit zu erleben, kurz, des Menschen Sinn, die Menschenbrust durch das Prisma buntgeschliffener Gasthofsscenen zu beschauen.

Der Baron warf einen scharfen, forschenden Blick auf mich, so, als wolle er sich überzeugen, ob ich wahr spreche. Sie müssen Ihrer sehr gewiß und im Innern sehr ruhig seyn, sagte er nach einer Weile, daß Sie das wagen durften. Des Menschen Brust wollen Sie in ihrer unverhüllten Nacktheit sehen? Fühlen Sie keine Scheu davor? Wendet sich Ihr Auge nicht davon ab? Glauben Sie mir, fuhr er finster, fast scharf von mir gekehrt, fort, Sie sehen überall in einen Spiegel, es ist das Bild Ihrer eignen, des Menschen verruchter Natur, dem Sie begegnen. Hassen Sie sich denn selbst so sehr, um daran Ihre Lust zu haben? Ich erzählte ihm in wenigen Worten, wie ich zu dem harmlosen Abenteuer kam, und bat ihn zugleich, noch für kurze Zeit das Geheimniß zu bewahren. Er lächelte. Ich

werde Sie nicht verrathen, sagte er bitter. Ich liebe die Menschen nicht so sehr, um mit ihnen viel zu verkehren. Aber wer sind Sie denn eigentlich? fragte er nach einer kleinen, nachdenklichen Pause. Ich nannte ihm ohne weitern Anstand meinen Namen. Sie sind oder waren Offizier? fuhr er fort. Das Letztere, erwiederte ich. Ich habe von Ihnen gehört, fiel er rasch ein, auf Ihren Gütern, durch welche ich auf meiner Herreise kam, sprachen Liebe und Dankbarkeit von Ihnen. Ihr Ruf ist so schön, fuhr er fort, warum das Inkognito? Sie haben, so viel ich weiß, nichts zu verhüllen, nichts zu verbergen, Ihr Leben war rein, Ihr Name thut Niemand wehe. Wer so glücklich ist! rief er schmerzlich, indem er sich auf das Sopha zurückwarf, und mich nöthigte, neben ihm Platz zu nehmen.

Wir schwiegen lange. Er verlor sich in düstere Erinnerungen, und vergaß, wie es schien, meine Nähe. Sein Blick ward immer trüber und zurückgezogener. Es war wohl eine unwillkührliche Bewegung, daß er nach meiner Hand faßte. Er drückte sie ein paarmal leise und innig. Ich zog die seine in stummer Rührung fester an mich. Plötzlich brach er, von geheimer Ahndung menschlicher Theilnahme

überwältigt, in einen Strom von Thränen aus, und stürzte, wie zerfließend, an meine Brust.

Ernst, ich weinte mit ihm, ohne über den Grund seines tiefen, mich durch und durch erschütternden Kummers weiter nachzudenken. Ich fühlte von dem ersten Augenblick an die innigste Zuneigung für den schönen Unglücklichen. Ich war bereit, Leib und Leben für ihn zu opfern, und äußerte ihm das in lebendig warmen Worten.

Er sahe mich an. Sie sind wohl bestimmt, sagte er, mir im vollen Sinne des Wortes die öde Lebensnacht zu erhellen. Sie theilen mir das längst verlorne Element wieder mit, an dem sich Gedanken und Gefühle entzünden. Guter Mensch! guter Mensch! wiederholte er mehrmals.

Lassen Sie mich jetzt! bat er nach einem stummen Augenblick. Es muß erst wieder still hier werden. Er preßte meine Hand an sein heftig klopfendes Herz. Heute Nacht! fuhr er fort, nicht wahr, dann kommen Sie wieder? — Ich sagte das gern zu. Heute Nacht also? rief er aus. Ich will wahr gegen Sie seyn, Ilmenhorst. Es thut mir Noth, meine Brust von dem dumpfen Druck zu befreien. Leben Sie wohl bis dahin!

Er drängte mich sanft von sich weg. Die Muskeln seines Gesichts bebten leise, eine neue Fluth heißer Thränen stürzte ihm aus den Augen. Er winkte nochmals mit der Hand. Es schien, er wolle sich der lang entbehrten Seligkeit des Weinens ganz hingeben.

Ich ging. Eine geheime, überaus süße Wehmuth begleitete mich. Angelika stand sehr lebhaft vor mir. Sie sahe so anmuthig, zärtlich aus, als sie aus dem Fenster blickend sagte: ich wollte Ihnen nicht wehe thun! Wunderlich floß die Erinnerung an die Unbekannte, an das todte Kind mit dem allem zusammen. Eine heiße Sehnsucht wachte in mir auf, der Gedanke an Liebe, Ehre, Familienglück und Familienleid benahm mich ganz. Wenn du der Vater des kleinen Engels — wenn Angelika die Mutter — ich dachte es nicht aus. Ein sanfter Schauer durchbebte mich. Ich schloß mich in meinem Stübchen ein, und saß da und verlor mich in schwankenden Träumen. Da fielen mir durch einen zufälligen Blick auf meine rothe, vor mir liegende Brieftasche die Worte der Alten wieder in's Gedächtniß: „Wir können anjetzt so etwas nicht bezahlen." Mangel drückt dich also auch noch, armes, zerrissenes Herz! rief ich, langte eine bedeutende Banknote aus dem

Portefeuille und schlich leise nach dem untern Korridor. Ich näherte mich der Thür, welche zu der kleinen Leiche führte. Es war alles still im Zimmer. Sachte öffnend, trat ich zu der Wiege des Kindes und legte das Papier zwischen die Blumen, welche die arme Mutter in die starren Händchen gesteckt hatte. Mir war, als lächle das Kind, die Blumen säuselten im Lufthauche, das süße Flüstern begleitete mich aus dem Zimmer. Ich ging gedankenvoll die Treppe herauf, da lachte ein helles Stimmchen dicht neben mir, und flüchtig, wie der Gedanke, schwebte Angelika, eine Larve vor dem Gesicht, in graue Kappe und Mantel gehüllt, aus Felicia's Stube nach dem Zimmer der Mutter, laut rufend: me reconnoissez-vous, Mlle. Laura? Ich hörte sie drin nach ihrem eignen Ausdruck noch eine Menge Drolerien machen, und mit dem Zauberstimmchen fragen: n'est-ce pas, ma soeur, il est gentil, ce petit masque?

Ein Maskenball also? dachte ich, und sie ist dort, und dies ihre Maske? —

Du bildest dir leicht ein, Ernst, daß ich den Abend in jeder Hinsicht ungeduldig erwarte, und mich über die Länge der Zeit zu täuschen, Tausenderlei vornehme,

Ich schrieb dir seit zwei Stunden diese Epistel, zwischen durch hin= und herlaufend, die gespannten Gefühle an neuen Gesichtern und neuen Ereignissen zu sänftigen. Aber da begegne ich Niemand, als einem langen, dürren Mann in schabigem, grauem Rock, einem abgegriffenen, runden Hut in der einen, seinen Stubenschlüssel in der andern Hand, ein jedesmal hinter sich abschließend, wenn er seinen alten Perückenstock von Bedienten ruft, den er schon bei der ersten Bewegung aus der Thür durch ein widriges, scharfes Pfeifen herbeilockt. Ist mir eine Physiognomie in der Welt zuwider, so ist es diese. Lauernd, listig, kalt, hochmüthig und so recht gekniffen freundlich! Das Gesicht ist schmal und hölzern, wie ein Bret, voller häßlicher Leber= oder Sommerflecke, das Haar dünn und roth, die Augen farblos, oder höchstens von einem nichtigen Blaugrau, ganz lang zwischen runzligen Augenliedern und dicken Untertaschen eingeklemmt, die Nase aufgestutzt, und an der Spitze wie unversehns breit gedrückt. Von dem Munde laß mich schweigen, er ist schmal, und wäre es nicht sündlich, so könnte man sagen, der Teufel habe seinen Sitz in den beiden häßlichen Winkeln, die sich in langen, lächelnden Falten seitwärts in die Wangen hineinziehen. Das

widrige Geschöpf kam in einem hohen, altfränkischen Wagen, den man sonst désobligeant zu nennen pflegt, mit mir zugleich hier an, und ist der Gerichtsrath Therwald, ein berüchtigter Rabulist, Grund genug, mir sein Gesicht unausstehlich zu machen. Sähest du nur den Kerl schleichen, hörtest du ihn keifen, und gegen die Leute im Hause über Kaffee, Speise und Wein mäkeln, vollends brüllen, wenn der Wagen mit zwei klapperdürren Mähren bespannt, vom Sattel durch einen kleinstädtischen Bürger gefahren, nicht auf der Minute zu seinem Befehl da ist, du kriegtest ihn auch satt, und sännest, wie ich, darauf, ihm einen Streich zu spielen.

Den 21sten Januar.

Zu dir hinfliegen möchte ich, Ernst. Dich tausendmal umarmen, dir mit drei Worten sagen, was mir die Brust schwillt, was mich ewig den glücklichen Einfall, hier als Tabuletkrämer herumgeschlichen zu seyn, segnen lassen; was mich unauflöslich mit meinem Geschick, mit den Menschen, mit mir selbst versöhnen, und Gott in Liebe und Dank unterwerfen wird!

Wo soll ich nun anfangen? Was soll ich dir zuerst sagen?

Es war Abend, als ich in meinen Bericht an dich abbrach. Der Baron ließ mich zu sich bescheiden. Er war unwohl, und sagte mir mit matter Stimme, er fühle sich angegriffen, und wolle so viel als möglich die Nacht zu ruhen suchen. Die Kapsel hing nicht mehr auf seiner Brust, er barg sie in der Hand. Sehen Sie, sagte er, jetzt das Bild offen nach mir hinhaltend, die Decke löst sich von selbst, das stumme Geheimniß will laut werden, ich soll's nicht mehr verschließen.

Ich wollte indeß meinen Augen nicht trauen. Es waren wirklich die Züge der Unbekannten, die mich aus dem sanften Gesichtchen hier ansahen, doch hütete ich mich, ein dennoch täuschendes Erkennen laut werden zu lassen. Das Bild näher betrachtend, fragte ich blos: athmet der schöne Mund noch, der so viel Rührendes und Liebes zu jedem Herzen spricht? — Ich weiß es nicht, entgegnete der Baron finster, doch hoffe ich es immer noch. — Er schwieg lange, wie mit sich kämpfend. Ach, hob er endlich rasch an, meine Geschichte faßt sich eigentlich in wenig Worten zusammen. Ich war zu glücklich, Ilmenhorst, das kann der Mensch nicht vertragen, die Wage fällt, wenn sie am höchsten gestiegen ist. Sehn Sie, das ist's all'! Die reizende Frau, deren Blick auch Sie hier gefan=

gen nimmt, machte mich schwindlig, ich fiel und riß sie mit hinab. Sie war die Frau eines andern ungeliebten Mannes, dem ihre Hand gegeben war, ohne sich selbst zu geben. Es ist ein altes Lied, das sich hier wiederholt, mein junger Freund, man hört es oft und singt es nach, und doch bleibt's immer neu für die jedesmalige Erfahrung, die mit allen frühern nichts gemein hat, als daß sie stets den Satz bewährt: „wir Männer wissen selten etwas außer uns zu lieben.“ Es war mit mir nicht anders. Zwar fühlte ich mich recht leidenschaftlich entbrennt, und schwor, und glaubte es auch, ohne des angebeteten Weibes Gegenliebe zu vergehn. Doch Leidenschaft ist ein fressend Gift, das gierig an sich reißt, und hat es seinen Raub erfaßt, gesättigt, dumpf und kalt das Ueberflüssige von sich stößt. Anna war eins jener Wesen, das schlummernd in der Knospe ruht, sich selbst und Andern unverständlich, bis plötzlich der Hauch der Liebe es weckt, und alles, was an Kraft und Leben Jahre hindurch ruhete, mit Eins in diese Liebe übergeht. Ich hatte solch Herz wohl begehrt, doch viel zu spät verstanden. Ich war verwöhnt, die Zartheit der reinen Frau genügte mir nicht. Ich fühlte mich gedrückt, und riß mich unter all' den hergebrachten, abgedroschenen

Vorwänden von erwachendem Pflichtgefühl, innerer Aufforderung, die Verirrte der Tugend wieder zu geben, und was Ueberdruß und Langeweile sonst ersinnen, von der Getäuschten los. Sie ließ es still geschehen, trat fest in sich zurück, und schien gefaßt und klar. Nichts kränkt der Männer Stolz so sehr, als einst geliebter Frauen ergebenes Entsagen. Ich höhnte und störte Anna's Ruhe voll bittern Uebermuth, und trieb es gar so weit, daß sie an einem Fest ohnmächtig im Tanze niedersank, der Welt zum Schauspiel, dem Gatten zum Entsetzen, der jetzt zum erstenmal einen Blick in dies gestörte Innere warf. Die Folge war, wir schlugen uns. Der leichte Ritz am Arm, den ich mir willig geben ließ, kam wenig in Betracht, Anna's Ruf allein empfing die tödtliche Wunde. Tausend Zungen zerrissen sie unbarmherzig, und nährten das Bißchen Witz von theuern Thränen. Sie floh endlich die Stadt, ihr Gemahl unternahm eine große Reise, sie lebte in einem düstern Familienschloß. Ich hörte in einem Jahre nichts von ihr. Da sagte mir ein tückisch Weib, die Anna niemals wohlgewollt, diese sey mit einem neugebornen Kinde vor einiger Zeit von ihrem Manne verstoßen worden, der sich jetzt von ihr scheiden lasse, und sie mit einem kleinen Jahrgeld

ihrer Familie in Deutschland zurückgesandt habe. Meine Ruhe war längst hin, diese Nachricht machte mich vollends rasend. Im Begriff, mich einzuschiffen, um die Unglückliche ihrem trüben Geschick zu entreißen, fiel ich in ein hitziges Fieber, während welchem mir Anna stets mit der Miene des tiefsten Leidens, in schwarzen Schleier gehüllt, erschien, sobald es dunkel ward, nichts thuend oder sagend, als: Gustav, wie konntest du mir das thun? Ich genas, doch die Erscheinung kehrt jede Nacht, wenn ich kein Licht brenne, oder das angezündete verlöscht, wieder. Ich ließ mir jenes Bild von einem berühmten Maler, der ganz in meine Idee einging, malen, um mich mit dem Anblick des Gesichts vertraut zu machen, doch niemals werde ich des Schreckens Herr, der mich befällt, wenn's Abends rauscht und weht, und Anna vor mir steht. Deshalb muß ich auch denken, sie sey gestorben. Es kann auch fast nicht anders seyn, setzte er sehr unruhig hinzu, denn seit zehn Monaten, daß ich rastlos alle Gegenden Deutschlands, wohin sie ihren Weg nahm, durchstreife, suche und erforsche ich sie vergebens.

Verzagen Sie noch nicht! rief ich, dem's vor Ungeduld in allen Adern brannte, dem Freunde meine

Ahndung mitzutheilen, verzagen Sie noch nicht, wir suchen sie gemeinschaftlich, mir sagt's mein Herz — ich führe Ihnen Anna wieder zu.

Gott! rief der Baron, wenn sie so lebend vor mir stände — mir vergeben wollte — vergeben könnte — Ilmenhorst, erst seit ich mich verachten lernte, liebe ich sie unaussprechlich. Es ist eine andere, weit andere Liebe, als damals — ein Gefühl, das nichts will, als Frieden, inniges Verstehen! drum ist es auch wohl nicht von dieser Welt — nur Engel liebt man so! Wenn Anna nun, durch langes Erdenleid geprüft, ein Engel wäre! rief ich aus, der Friedensengel, der Ihnen die Himmelspalme brächte! O Ilmenhorst, unterbrach er mich, einen Finger auf meinen Mund legend, Sie sind sehr grausam, welch ein Glück zeigen Sie mir da! Ich fühlte mein Geheimniß auf den Lippen, ich hielt mich nur mit Mühe noch zurück. Unruhig aufspringend, sagte ich fast voreilig: Vertrauen Sie sich mir, morgen Abend bin ich wieder bei Ihnen, und so Gott will, wissen wir dann mehr.

Hüten Sie sich, sagte der Baron mit einem Lächeln, das seinen innern Glauben an meine Worte verrieth, hüten Sie sich, mir Hoffnungen zu machen, die Sie schwerlich erfüllen dürften.

Ich umschlang ihn hier heftig mit beiden Armen, preßte ihn an mich, und schnell forteilend, um mich nicht weiter zu verrathen, rief ich nur noch: bis morgen! bis morgen also!

Es war indeß spät geworden. Vor dem Hause hielten viele Wagen, im Flur drängten sich mehrere Masken, unter ihnen die Gräfin und ihre Töchter, die allesammt nach dem Ball im Opernhause fuhren. Es ist Zeit, dachte ich. Still in dem kleinen Seitengange vor den Zimmern meiner Unbekannten auf- und niedergehend, wollte ich erst jene abfahren lassen, ehe ich mich auf den Weg machte. Ich stand ein paarmal still, um meine Nähe durch nichts zu verrathen. Da hörte ich die Alte sagen: Sie müssen es in die Zeitung setzen und den Großmüthigen Ihren Dank wissen lassen, ohne sich gleichwohl zu nennen. Wozu? entgegnete die weiche Engelsstimme; wer mir das gab, muß auch meines Dankes gewiß seyn! was soll ich die stille That an das Licht schwankenden Lebens oder Tadels ziehen! Nein, Christine, laß uns dem danken, durch welchen jener Edle geben durfte, den du und ich kennen und zu finden wissen, ohne eines Menschen Feder in Bewegung zu setzen.

Es ward hierauf alles still. Ich fühlte, mit wem die schöne Seele redete.

Mir war unbeschreiblich wohl und heiter zu Sinne. Alles in mir weissagte mir Glück und fröhlichen Ausgang des Begonnenen. So ging ich zu dem ersten besten Modehändler, kaufte mir Domino, Larve und alles sonst Erforderliche, und war in wenig Minuten mitten unter dem seltsamen Gewühl, das mir meine kleine Vermummte nicht lange verbarg. Ich war ihr schnell zur Seite. Sie hatte und konnte keine Ahndung haben, wer sie verfolgte. Es ward ihr indeß lästig, und alle Heftigkeit des kleinen krausen Sinnes blitzte bereits aus ihren Worten auf mich hin, als ich sie gelassen fragte, ob sie immer noch nichts vom Grafen Ilmenhorst erfahren habe? Sie erschrak. Ich flüsterte ihr zu: ich wisse, er sey hier im Saale. Sie blickte neugierig umher. Würden Sie ihm wohl, fuhr ich fort, alles das selbst sagen, was Sie diesen Morgen über ihn äußerten? Mon Dieu, que me voulez vous? rief sie ärgerlich; je ne me suis pas assez occupée du Comte pour en avoir vu dire du mal. Ich erinnerte sie an alles, was sie gesagt hatte, und setzte hinzu: wenn er nun todt wäre, wie man glaubt, und sein Geist, Sie umschwebend, die harten Worte hörte, die ihn jetzt unruhig hier unter uns umhertreiben? — Sie sahe mich scharf an. Sie war nicht erschrocken. Ihr

rascher Verstand kam der Wahrheit auf die Spur. Wenigstens vermuthete sie in meiner Maske den berüchtigten Grafen selbst. Die Reihe, zu necken, war an ihr. Wir überboten uns in Laune und Witz. Zwei Stunden entflohen wie Sekunden. Ich führte sie endlich zu ihrem Wagen, froh, wie ein König, die Pläne der Mutter auf sich beruhen lassend, einzig mit den meinen beschäftigt, die noch manche kleine Prüfung für Angelika ausspannen, um ihres übermüthigen kleinen Herzens gewiß zu werden.

Alles mochte schon längst schlafen. Ich ging noch in meinem Redoutenkostüm mitten im entsetzlichsten Sturm die Straßen auf und ab. Mich fror nicht, mein Blut bedurfte Kühlung. So nachlässig schlendernd, schlage ich die Augen zu Angelika's Fenster auf, und blendend trifft mich der Schein hell auflodernder Flammen. Der Athem bleibt mir stehen; ohne rufen oder schreien zu können, stürze ich die Treppe herauf. Entsetzlicher Qualm schlägt mir entgegen. Ich stoße mit beiden Füßen die Thüre auf, reiße die Kleine, in ihre Decke gehüllt, aus dem Bette, schreie den Andern zu, sich zu retten, fliege mit ihr in das untere Zimmer der schönen trauernden Unbekannten, laufe dann wieder herauf, bringe die Gräfin und Laura ebenfalls in Sicherheit, wecke den Baron, sage ihm

in zwei Worten, wohin er sich retten solle, und dringe nun in des Gerichtsraths Zimmer, während die Flammen schon der Treppe nahen. Sie müssen sterben! schrie ich dem mehr Todten als Lebendigen zu, wenn Sie sich kein Herz fassen, und über die brennenden Balken einen Sprung in das untere Stockwerk wagen. Ich griff eilig den ganzen Wust seiner Papiere, wie aus einem dunkeln Instinkt, zusammen, und flohe nun selbst die Gefahr, lebendig hier zu ersticken.

Ernst, das alles war das Werk weniger Minuten. Das Feuer hatte durch das Eindringen des gewaltigen Sturms den reißendsten Fortgang genommen. Ich fand schon den Seitengang, dessen Hinterthür auf eine Quergasse stößt, mit Menschen angefüllt. Sehr lächerlich war es, daß der Portier in Schafspelz und Pantoffeln die Gräfin führte, mein Kammerdiener Angelika trug, und Laura und Felicia, den dicken Wirth unter den Arm gefaßt, vertraulich mit ihm der Gasse zueilten. Doch wie beschreibe ich dir das Erschütternde des Anblicks, als ich den Baron die Wiege mit dem todten Kinde tragen und die halb ohnmächtige Mutter in Christinens Armen ihm folgen sahe!

Wir eilten in ein Seitengebäude, das zu dem

großen Hause gehört, während dort die vortreff-
lichsten Löschanstalten die Flammen dämpften.

Alle in einem großen Saale, der sonst zu Bällen
und andern festlichen Versammlungen geöffnet wird,
vereint, reichte ein Augenblick hin, uns gegensei-
tig kenntlich zu werden. Anna — denn daß meine
liebe Unbekannte keine andere, als diese, war, ahn-
detest du, wie ich — hing an des Barons Blicken,
der nicht Worte fand, sein lang gequältes, end-
lich befreites Herz auszuströmen. Mich hatte
die Devotion meines Kammerdieners sogleich ver-
rathen. Alle nannten mich ihren Retter. Ange-
lika fiel mir ohne Umstände um den Hals. Ich war
im Himmel. Da stürzte der Gerichtsrath, ein
Bild des Jammers und Entsetzens, ohne alle Fas-
sung, laut nach seinen Papieren schreiend, in's
Zimmer. Ich händigte ihm einen großen Theil der-
selben ein. Nur ein Paket hielt ich zurück. Er
wollte danach greifen. Ich flüsterte ihm zu, daß
mich ein einziger Blick belehrt habe, was die wich-
tigen Dokumente enthielten. Es war in Betreff
des Prozesses der Gräfin, dessen Felicia so ängstlich
erwähnte. Er war zu ihren Gunsten entschieden,
doch Herr Therwald, von der Gegenpartei gewon-
nen, unternahm, dem Rechtsspruch ein Bein unter-

zuschlagen. In dieser gesegneten Arbeit hatten ihn das Feuer und mein Eifer unterbrochen. Ich übergab der entzückten Gräfin die Sentenz, und da mein Haß gegen den Schächer gekühlt war, versprach ich diesem, die Sache nicht weiter zu rügen.

Alle weitere Pläne und Vorsätze von Prüfungen und Neckereien sind aufgegeben. Angelika ist mein, ich habe jetzt um ihre Hand bitten dürfen, da sie nun auch von Seiten des Vermögens zu wählen hat. Der Baron und Anna haben sich auf dem Grabe des kleinen, entschwundenen Engels auf's neue unerschütterliche Treue geschworen. Sie begleiten mich auf meine Güter, wohin uns die Gräfin mit ihren Töchtern und dem Obersten Andlau in Kurzem folgen. Alle drei Hochzeiten werden in einem Tage gefeiert. Der Baron ist wie neugeboren. Er sagt oft, mit dankbarer Rührung in mein Auge sehend, ich habe ihm das Lebenslicht wieder angezündet. Anna hat mir das kleine Andachtsbuch zum Andenken jenes unvergeßlichen Morgens geschenkt.

Ernst, ich bin der glücklichste Mensch auf Erden. Schilt mich nun nicht länger einen Thoren, und höre! laß keinen Tabuletkrämer von deiner Schwelle gehen, ohne ihm etwas abzukaufen! Wir

haben eine Stiftung in unserer Familie gemacht zu Gunsten aller wandernden Handelsleute! Ueberhaupt kannst du dir kein lustigeres Leben denken, als das unsrige. Eile dich, Ernst, komm, und feire das schönste Fest mit mir. —

II.

Hilkar.

Eine Idylle.

Von

Ludwig Neuffer.

Erster Gesang.

Unter dem weitumschattenden Baum vor der Hütte des Vaters
Saß auf breterner Bank der kraftvollblühende Hamid,
Glühendes Angesichts im röthlichen Strahle des Morgens.
Neben ihm lag der behende, der forstdurchbellende Fullan
Ruhig im Gras, und der Bogen entspannt und der müßige Köcher,
Und im gebogenen Arm erhob sich die lehnende Lanze.
Traurig saß der Jüngling und wälzte verschied'ne Gedanken
Hin und her in der Brust, bis endlich der quälende Kummer
Worte fand. Da begann er und sprach: Du, treffende Lanze!

Wirst unthätig hinfort und ruhmlos steh'n in der Hütte,
Denn Menona wird scheiden von hier, die mit Blumen dich kränzte,
Wenn du die flüchtige Hindin gefällt und den borstigen Keuler,
Oder wenn du den landenden Feind wegschrecktest vom Ufer.
Ach, wie flossen durch sie die Tage so süß mir vorüber,
Wie war jedes Geschäft mir so leicht in ihrer Gemeinschaft!
Freudig legt' ich die Hand an den Pflug und durchfurchte den Acker,
Denn mir wischte Menona den Schweiß von der glühenden Stirne.
Wenn ich den Garten am Haus mit fruchtbaren Blumen bepflanzte,
Oder an Ulmen die Reb' aufheftete, oder im Felde
Gräben zog, um den Bach auf dürstende Wiesen zu leiten,
Ach, dann stand sie mir oft mit geselliger Hülfe zur Seite!
Aber wenn ich die Heerd' auf grasiger Weide bewachte,

Und im Schatten am Bach zur sanften Leier ein Lied
sang,
Ach, dann lauschte sie oft, im nahen Gesträuche
verborgen,
Trat dann plötzlich hervor, und entzückte den lie-
benden Sänger.
Wehe, nun sind sie dahin, die seligen Tage der
Liebe,
Wie ein verschwundener Traum! Der Glücklichste war
ich vor allen,
Unter den Jünglingen allen der glücklichste. Aber in
Schwermuth
Schlepp' ich ein einsames Leben hinfort. In Thrä-
nen der Sehnsucht
Wird mich die steigende Sonn' und die untergehende
schauen,
Denn die schöne Menona wird unsre Gefilde verlassen.

Also des Jünglinges Klag', und es hallte der
horchende Waldhang
Jedes der Worte zurück. Da trat die holde Menona,
Welche das Selbstgespräch, da sie eben der Hütte
sich nahte,
Staunendes Herzens vernahm, mit schweigendem Ernst
ihm entgegen,

Und berührt' ihm sachte die Hand. Jetzt richtete Hamid
Düster die Augen empor, und erblickte die herrliche Jungfrau
Aengstlich, verstummend, und Schreck durchzitterte seine Gebeine.

Aber verwunderungsvoll befrug ihn die nahende Jungfrau:
Was sind das für Reden, die dir von den Lippen entfloh'n sind?
Unglückseliger Hamid, wie kannst du mit solchen Gedanken
So dich quälen? Wer schuf dir den Wahn, daß deine Menona
Scheiden werde von dir? Wie? Hab' ich so kränkenden Argwohn
Irgend verdient? Bewahrt' ich nicht stets mit gleichen Gefühlen
Treu dir und liebend mein Herz? Wie kannst du zweifeln, o Hamid?
Sieh, ich komme daher, dir den Morgengruß zu entbieten,
Und dein einsames Leid erfüllt mich mit Trauer und Schrecken.

Ihr antwortete drauf der gramdurchdrungene Hamid:
Theure Menona! vergib, wenn kränkende Worte du hörtest,
Die ein gewaltiger Schmerz mir erpreßt, denn ich wähnte mich einsam.
Ach, du liebtest mich mehr, als andere Menschen sich lieben!
Eine Göttin erschienest du mir, die mit Huld und Erbarmen
Ueber ein sterbliches Haupt sich segenbringend herabläßt.
Aber du bist nicht unsers Geschlechts. Erhabneren Wesen
Bist du verwandt. Du gehörst nicht unserem Volk, o Menona!
Dreiste vermaß sich mein Herz; in überschwenglicher Hoffnung
Fühlt' ich mich selig und groß; doch du wirst uns verlassen, Geliebte!
Hamid wird ein Verwaister sodann die Insel bewohnen.
Hüterlos wird weiden die Heerd' auf trauernden Triften;
Kein Gesang wird trösten mein Herz; die flüchtigen Hirsche

Werden ruhig sich lagern im Wald; die Blumen des Gartens
Werden welken, der Pflege beraubt. Ach, allen Geschäften
Werd' ich sodann mich entzieh'n, und nur in des rauschenden Meeres
Graue Fluthen hinaus, wo die schöne Menona dahinschwand,
Werd' ich schauen mit düsterem Blick, denn die Einziggeliebte
Kehrt nie wieder zu mir. Ich sah es im Traum, o Menona!
Fremdlinge kamen vom wogenden Meer auf beflügeltem Schiffe,
Männer von anderer Art, in glänzendem Waffengeschmeide,
Schön und hoch von Gestalt, gottähnliche, welche die Kniee
Huldigend beugten vor dir, und nach fernen Landen dich riefen.
Glanzvoll standest du da in der ehrenden Mitte; noch hatte
Schöner dich nie mein Auge geseh'n, und mit heißerer Liebe

Nie dir geschlagen mein Herz. Da erklangen am
Strande zum Abzug
Hörner mit schmetterndem Ton, und es wälzt' in
wimmelnden Haufen
Sich zum Schiffe der Zug. Ich stand in den Boden
gewurzelt,
Meine Kraft war dahin, und die Stimm' erstarb
auf der Zunge.
Schauer durchrieselten Mark und Gebein, und es brach
an dem Leibe
Kalter Schweiß mir hervor, und in peinlichen Aeng=
sten erwacht' ich.
Ach, mir sagt es das Herz, du wirst mich verlassen,
Menona!

Traurig das Auge gesenkt und in mitleidsvoller
Bewegung
Faßte Menona dem Jüngling die Hand, und wie sehr
ihr die Sorge
Selber die Seele durchdrang, doch sprach sie die
Worte des Trostes:
Hamid, wie konnte so bald ein leerer Traum dich
entmannen,
Und so gewaltigen Gram in deinem Busen erschaffen?
Nichtige Bilder umschweben den Geist und eitle
Gestalten,

Wenn im Schlafe das Auge sich schließt. Die winkende Freude
Endiget öfters mit Gram, und ein drohendes Leid mit Vergnügen,
Denn die Götter verbergen den Sterblichen weise die Zukunft.
Traue der Gunst des Himmels, und laß nicht wanken die Hoffnung;
Aber folge mir nach, und begleite mich jetzt zu dem Vater.

Also sprach mit tröstendem Wort die schöne Menona.
Ruhe kam in die Seele des Jünglinges. Freudig in Liebe
Wallten sie Hand in Hand auf geschlängeltem Pfad an dem Waldhang,
Unter dem Frühegesang der befiederten Sänger des Lenzes,
Und sie gelangten vergnügt zu Hilkars benachbarter Wohnung.

Einsam wandelte Hilkar daselbst in dem Gange des Gartens.
Silberne Locken umflossen das Haupt des würdigen Greises;

Grau ergoß sich in Wellen der Bart auf den Gürtel, und faltig
Wallte der lange Talar zu des Gehenden Füßen herunter.
Würde thront' auf seinem Gesicht, und seltene Hoheit
Sprach aus dem Blick, und jeglicher nahte dem Weisen in Ehrfurcht.
Jetzo schien er in Ernst und tiefe Betrachtung verloren,
Denn er gewahrte der Nahenden nicht. Da trat ihm die Tochter
Unverseh'ns in den Weg mit kindlich liebendem Zutrau'n,
Während Hamid im Schatten der wölbenden Bäume zurück blieb.
Aber sobald er die Tochter ersah, verklärte sich plötzlich
Ihm in Liebe das Aug', und er sprach die freundlichen Worte:
Theures Kind, o, du einzige Freude des Vaters im Alter!
Kommst du, im Garten mit mir die Morgenluft zu genießen?
Siehe, wie rein und heiter ob uns der Himmel sich wölbet,

Wie die duftenden Blumen den Kelch dem erquicklichen Lichte
Freudig öffnen, wie lieblich der Thau auf die Halmen des Grases
Seine Perlen verstreut, und wie dort in der Tiefe die Meerfluth
Glänzend im Strahle der Sonne sich wälzt, da der silberne Nebel
Mählig verschwebt! Hier hat die Natur mit segnenden Händen
Alles geschmückt. O, wahrlich, auf diesem beseligten Eiland
Flieht das Leben uns hin, gleich einem heiteren Lenztag,
Glücklich und sorgenlos! Hier ist gut wohnen, o Tochter!

Ihm antwortete drauf die freundliche Tochter Menona:
Bester Vater! fürwahr, hier ist gut wohnen, und niemals
Wünscht' ich ein anderes Land und ein anderes Haus zu betreten.
Aber ich fürcht', es möchte vielleicht ein Gedanke zum Weggang

Einst erwachen in dir, und du könntest verlassen die
Insel.
Siehe, von wannen wir kamen, und welchem Geschlecht
wir entstammen,
Solches hast du bis jetzo geheimnißvoll mir ver-
schwiegen.
Wohl erkannt' ich es längst, die ersten Lüfte des
Lebens
Haben beide wir nicht auf dem Meereilande geath-
met.
Dunkel umschweben mich oft aus frühentschwundenen
Zeiten
Wunderbare Gestalten und seltsam scheinende Bilder,
Die ich mir nicht zu enträthseln versteh', und im
zweifelnden Geiste
Steigen Erinn'rungen auf, die an andere Tage mich
mahnen.
Du auch scheinst mir vor allen, die rings die Insel
bewohnen,
Ausgezeichnet an Ehr' und vielgepriesener Weisheit,
Weil ein Ermahner du bist und hochgeachteter Lehrer
Unter dem Volk, und Jeder dir naht in heiliger
Ehrfurcht.
Wirst du mir wohl, o Vater, die kindliche Frage
verargen,

Welch ein Schicksal dich trieb, in diesen Gefilden zu landen,
Und wie lange du hier auch künftig zu weilen gedenkest?
Siehe, mich hat so eben der redlich liebende Hamid,
Den ein Gesicht im Traume geschreckt, voll peinlichen Kummers
Drüber befragt, und ich konnte dem Sorgenden wenig erwiedern.
Tröste du selbst den Guten, der dir vor den Jünglingen allen
Stets der Erkorenste war, und den du am meisten geachtet,
Daß der Gram ihn verlass', und sein Herz der Freude sich öffne.

Also sagte Menona. Mit Lächeln erwiederte Hilkar:
Nicht, wie du etwa gemeint, ist jetzo, geliebte Menona!
Solches Forschen mir fremd und unerwartet gekommen.
Lange gedacht' ich's zuvor, du würdest darob mich befragen.
Aber wo blieb der Träumer, der heute, so früh an dem Tage,
Solch ein Dichten in dir mit seinen Gesichten erregte?

Also sprach er, und wandte den schauenden Blick
in die Runde.
Siehe, da sah er den schüchternen Hamid im Schatten der Bäume
Fernhin weilen, und rief ihn herbei mit freundlichen Worten.
Dieser trat stillschweigend herzu, und reichte dem Greisen
Ehrerbietig die Hand, und stand voll großer Erwartung.
Aber hinwieder begann der silberlockige Hilkar:
Kommet, Kinder, und wandelt mit mir in den traulichen Schatten
Jener Laube, die ich zum Ruheplätzchen mir wölbte,
Oben am Hügel, wo weitum der Blick die Inselgefilde
Ueberschaut, und hinaus in die blauen Wellen der See reicht.
Heißer bereits und schwüler beginnt mit der steigenden Sonne
Hier zu wehen die Luft, doch dort ist labende Kühlung.
Mir ist heute so wohl, und der Geist so fröhlich und heiter,
Daß ich zu langem Gespräch Euch gerne den Morgen verleihe,

Und mit Kunden aus voriger Zeit das Herz Euch
ergötze.
Folget mir nach. So sprach er, und stieg mit kräf-
tigem Schritte
Auf dem sanft sich erhebenden Pfad zu den Bäumen
des Hügels
Munter voraus, und es folgte der Jüngling ihm nach
und die Jungfrau.
Als sie die Höhe nunmehr mit raschen Schritten
erreichet,
Lagerten fröhlich sie sich in der Laub' auf der schwel-
lenden Moosbank,
Ueberschattet vom schwebenden Grün der rankenden
Zweige,
Und von Liliendust und Rosenblüthen umathmet.
Aber freundlich begann der silberlockige Hilkar:

Fernhin über dem Meer, das in unermeßlicher
Weite
Dort vor den Augen sich uns mit grauen Wogen
verbreitet,
Liegt ein großes und mächtiges Land. Die Kähne der
Insel,
Nur an die Küsten gewöhnt, und zu kurzen Fahrten
gebauet,

Wagten es nie zu durchsteuern die Bahn; doch ein größeres Fahrzeug
Würd' im Laufe des Monds kaum enden die mächtige Reise.
Selten erscheinen auch hier an wenig bekannten Gestaden
Ragende Schiffe von dort, um einige Waaren zu tauschen,
Oder für Speise zu sorgen, und frisches Wasser zu schöpfen.
Auch ist ganz die Gestalt der beiden Länder verschieden.
Hier sind einzelne Wohnungen nur und niedrige Hütten,
Aber Dörfer und Städt' in jenem entlegenen Lande
Breiten durch fruchtbare Felder sich aus, und vor allen die Hauptstadt
Ragt an bewunderter Pracht. In langen Gassen erheben
Reihen von Häusern das Dach, und himmelhohe Paläste
Droh'n zu den Wolken empor, und die stolzen Tempel der Götter
Steh'n von Säulen umringt und prangen mit heiligen Bildern.

Emsige Menschen durchwogen die Straßen umher, und Kameele
Schreiten mit Schätzen bepackt in der Meng', und vom Stimmengeräusche
Hallt es umher, wie am Fels die brandenden Schläge der Meerfluth.

Jenem Land war ein König verlieh'n, der den Zepter der Herrschaft
Weise trug und gerecht, wie wenige Fürsten der Erde,
Denn er scheute die Götter, und ehrt' und liebte die Menschen,
Sprach nach Pflicht und Gewissen das Recht, und dem Aermsten im Volke
War nicht minder der Weg, wie dem Reichesten, offen zum Throne.
Wer ihm nahte, der ging durch Hulden erfreuet von dannen,
Oder beschenkt; auch nannten ihn alle den Vater des Volkes.
Arglos schlug in der Brust ihm das Herz. Er kannte des Mißtrau'ns
Qualen nicht, und versah sich keines Verrathes und Undanks,

Weil nach der Güte des eig'nen Gemüths die Menschen er schätzte.
Aber schrecklich bekam ihm die Huld und der seltene Hochsinn.

Eines Tages belustigt' er sich mit der Freude des Weidwerks,
Bären zu fällen im Wald und andere Thiere des Forstes.
Jetzo, indem er mit Speer und Geschoß die Lager des Wildes
Musterte, brachten zu ihm die ringsum streifenden Jäger
Einen verlassenen Knaben, den sie in der Oede gefunden.
Weil der Knabe nun schmeichelnd und zutrau'nsvoll an den König
Sich zu schmiegen verstand, so fand er Gnad' und Erbarmen.
Ja, von besonderer Lieb' und zärtlicher Neigung bemeistert,
Ließ ihn der König sogar im Palast mit dem einzigen Sohne,
Welcher dereinst die Krone des Reichs zu tragen bestimmt war,

Auferzieh'n. Althenor, so hieß der gefundene Knabe,
Wuchs zur Freud' und Verwunderung auf. In den Künsten des Krieges
War er der Trefflichste bald, muthvoll und gewandt in den Kämpfen;
Doch nicht minder besiegt' er die eifernden Jünglinge alle
Bald auch an Geist und reifem Verstand. Auch schmückte mit Schönheit
Ihn die Natur, sein sprechender Blick war hold und bezaubernd,
Freundlich die Red', einschmeichelnd die Sitt' und fein das Benehmen,
Daß er leichtlich die Gunst sich bei allen Menschen erbuhlte.
Aber am meisten gewann er das Herz des liebenden Königs.
Dieser zog ihn hervor und überhäuft' ihn mit Schätzen,
Gab ihm Glanz und Gewalt, und erhub ihn von Ehren zu Ehren,
Daß vor dem mächtigen Günstling das Land im Staube sich bückte.
Nur durch ihn war jetzo der Weg zum König zu finden,

Nur durch ihn ertheilte dem Volk Antworten der
König.
Aber sobald Althenor zu dieser schwindelnden Höhe
Seltenen Glückes erhoben sich sah, da brütete tückisch
Sein ehrsüchtiger Geist ob schändlichen, schwarzen
Entwürfen;
Denn er gedachte, sich selbst auf den Thron zu setzen
der Herrschaft,
Und zu stürzen den Mann, der an ihm so Großes
gethan hat.
Also schuf er dem Könige Haß durch strenge Gebote,
Ordnete neuen, unmäßigen Pracht, und erpreßte vom
Volke
Unerschwinglichen Zins, und belud es mit Ketten der
Knechtschaft,
Daß die Herzen von Zorn und gerechter Erbitterung
schwollen,
Klag' und Geschrei im Lande sich hub, und gewaltige
Städte
Mißmuthsvoll sich in Bünde vereinigten. Aber der
König,
Als er die Kunde vernahm von der ausgebroch'nen
Empörung,
Ward in der Seele betrübt; denn ihm war der Zun-
der verborgen

Solcher Gluth; doch sammelt' er schnell ein gewaltiges Kampfheer,
Gegen die Meuter zu zieh'n, und in unglückseliger Stunde
Gab er den Oberbefehl dem bübischen Gleißner Althenor.
Dieser, schleunigen Sieg dem betrogenen König verheißend,
Zog an der Spitze des trefflich gerüsteten, muthigen Heeres
Aus den Thoren der Stadt, und stand in wenigen Tagen
Gegen die schwächere Schaar der ungeübten Empörer.
Und er hätte sie leicht in Einem Treffen bezwungen,
Aber er mied arglistig die Schlacht, und spann mit den Meutern
Unterhandlungen an, und reizte durch List und Versprüche
Das ihm folgende Heer zu Verrath und strafbarem Abfall,
Daß sich alle sofort mit den Waffen des Frevels vereinten.
Jetzt, an der Spitze so furchtbarer Macht, mit dem Zuge sich wendend,

Ueberfiel er die Stadt, und gewann sie im ersten
Tumulte.
Kaum noch konnte gewarnt der betroffene König
entkommen
Mit dem einzigen Sohn und wenigen seiner Getreuen.
Aber Althenor, sobald er Besitz vom Palaste genommen,
Setzte die Krone sich auf und ergriff die Zügel der
Herrschaft.
Unterdessen durchirrte der unglückseligste König
Einsame Wälder, und zog in des Landes entfernteste
Gegend,
Welche, noch nicht vom Schwindel des schnell verbreiteten Aufruhrs
Fortgerissen, die schuldige Treu' ihm redlich erprobte.
Also warb er in Eil' ein rachedürstendes Kriegsheer,
Festentschlossen, das Recht des ererbten Throns zu
behaupten.

Kinder! es war ein edler Entschluß und würdig
des Königs.
Aber vernehmet nun auch, wie innig mein eigenes
Schicksal
Mit dem sinkenden Vaterland und dem König verknüpft war.

Denn am Tage der Flucht, da traurig sich zeigte die Wahrheit,
Daß der Mensch nicht Freunde, daß nur sein Glück sie besitze,
Hab' ich auf Tod und Leben ihm ewige Treue geschworen,
Und ihm heilig gehalten den Schwur. Ich ging in das Elend
Mit dem geächteten Mann. Und weil ich unter den Führern
Längst im Heere geehrt und durch Waffenthaten berühmt war,
Gab er in meine Gewalt die oberste Leitung der Schaaren.
Wahrlich, ich that, was Zeit mir und Ort nur irgend vergönnte,
Uebt' in Waffen das Heer, und erfüllt' es mit muthiger Streitlust.
Aber Althenor indeß verträumte die wichtigen Stunden
Nicht in üppiger Lust und sorgenloser Versäumniß,
Sondern er rüstete sich mit allen Kräften zum Kampfe.
Furchtbar zog er daher mit Rossen und Wagen, und zahllos

Wogten Verbrecher ihm nach. Er war an Menge der Streiter
Dreimal stärker, denn wir; doch stand in geschlossenen Reihen
Uns're geringere Macht, und erwartete ruhig die Feinde;
Denn uns kräftigte hohes Gefühl für König und Freiheit.

Schrecklich begann die entscheidende Schlacht; mit lautem Gebrülle
Fielen die Meuter auf uns, und ihre gefürchteten Flügel
Drohten uns ganz zu umzingeln. Doch wir zur Linken am Strome,
Rechts an Wälder gelehnt, vertheidigten muthig den Kampfplatz,
Und wie sehr sie mit Macht anstürmeten, dennoch vermochten
Gegen die Schaar der Treuen sie nichts im erneuerten Angriff.
Nirgend wichen wir furchtsam zurück. Ich durcheilte die Reihen
Unablässig auf schnaubendem Roß, und wo die Gefahren

Blutiger drohten, da war ich voran. Drei wackere Söhne
Fochten mit mir im Getümmel der Schlacht. Und selber der König,
Ueber das Loos des Alters, von Durst nach Thaten ergriffen,
Wagte sein heiliges Haupt in alle Gefechte, mit Bitten
Und Ermahnung nicht nur, nein, selbst mit dem Schwerte gerüstet.
Und es gelang uns, voran auf blutigem Wege zu schreiten.
Grimmvoll hieben wir nieder und brachen uns Bahn in die Feinde,
Ja, wir jubelten schon im stolzen Gefühle der Sieger,
Als der wagende König, von Muth und Eifer getrieben,
Drang in die weichenden Reih'n mit unvorsichtiger Eile,
Immer voran, daß die Seinen ihm nicht zu folgen vermochten.
Siehe, da flog ein tödtlicher Speer und durchdrang ihm die Schläfen,
Daß er plötzlich verwundet vom Pferd und sterbend herabsank.

Starrender Schrecken ergriff die Schauenden, und zu
dem Himmel
Scholl das Geschrei: Der König ist todt! und von
Haufen zu Haufen
Wälzte die Todeskunde sich fort in geflügeltem Rufe.
Da entfiel dem Heere der Muth, und in grassem
Entsetzen
Wandt' es den Rücken zur Flucht, und die kaum
zersprengten Geschwader
Kehrten zurück und drangen auf uns mit schrecklicher
Macht ein.
Jetzt in so großen Gefahren gebot ich, den Sohn des
Gebieters
Ehrend auf Schilde zu heben, und ihn dem Heere
zu zeigen,
Und ich rief mit gewaltiger Stimm': Hier, sehet
den König!
Männer, steht! Wo fliehet Ihr hin? Dies Eure
Verheißung?
Nicht in schändlicher Flucht, im Sieg ist Heil und
Erlösung.
Denket an Euch, an den eigenen Heerd, an Weiber
und Kinder,
Und an das Vaterland, dem Ihr Hülf' und Rettung
gelobtet.

Kraftvoll schlugt Ihr den Feind, was säumt Ihr, ihn wieder zu schlagen?
Dies erweckte von neuem den Muth im Herzen der Kämpfer;
Jeder fühlte zum Retter des Vaterlands sich berufen.
Schnell sind die Lücken ergänzt, und die Reihen geschlossen, und grau'nvoll
Tobte die Schlacht, und es rannten die Streitenden dicht auf einander.
Jeder wählte den Mann, Fuß drängt sich an Fuß, an den Schilden
Klirren die Schild', und Lanzen zerbrechen an Lanzen, und Schwerter
Sind auf Schwerter gezückt, und Fallende decken den Boden,
Und das schäumende Blut ergießt sich in Bächen und röthet
Weitum den Platz. Doch indem wir mit übermenschlichen Kräften
Ringen im heißen Gefecht und das Feld der Ehre behäupten,
Und in Wirbeln der Staub zum verdunkelten Himmel emporstieg,
Dringt ein feindlicher Trupp von Reisigen, dort, wo die Strömung

Seicht und ruhiger glitt, uns über den Fluß in den
Rücken,
Ehe den Hinterhalt des listigen Feindes wir merkten.
Hoch im Galoppe, mit grausem Geschrei, mit gezo-
genen Säbeln
Sprengten sie an. Wir schauten bestürzt und betäubt
von Entsetzen
Mitten im Kampfe zurück, und jene, zum Morde
gerüstet,
Schwangen die sausenden Hieb' auf die überflügelten
Schaaren.

Jetzt erst war unmäßig die Schlacht, und in
tausend Gestalten
Raste der Tod, und es sanken vermischt unzählige
Leichen,
Siegende, so wie Besiegte dahin, und in blutige
Schleier
Hüllte die Sonne das Haupt. Doch war uns die
Seele noch muthig.
Keiner weiche vom Platz! Wir leben und sterben
zusammen!
Also tönte der Ruf durch unsere Reihen hinunter.
Wahrlich, wir weihten uns alle dem Tod mit großer
Begeist'rung.

Keiner bat um Erbarmen und Gnad', es streckte die Hände
Keiner nach Schonung entgegen dem Feind. Wo Jeder den Kampfplatz
Mit dem Fuße betrat, da fiel er, das Schwert in den Händen,
Schild und Brust nach dem Gegner gekehrt. Der Erbe des Thrones
Sank, von Wunden durchbohrt, wo die Schlacht sich am dichtesten wölkte.
Meine Söhne, die ihn mit tapfern, erlesenen Männern
Aus dem umringenden Haufen heraus zu hauen versuchten,
Fanden den Heldentod an des Frühvollendeten Seite.
Rechts und links, wo das Auge sich hinwand, sah ich die Treuen
Unter dem würgenden Schwert hinstürzen, wie Thiere der Schlachtbank.
Ach, das ging mir durch's Herz! Was konnt' ich beginnen? Mit welcher
Heldenthat austilgen die Schmach, die Gefallenen rächen,
Retten das Vaterland! Mir pochte von Schmerz und Verlangen

Ungewöhnlich die Brust, und ich blickte mit gierigem Auge
Wild umher, wo ich etwa noch Heil zu erkämpfen vermöchte.
Siehe, da sah ich nicht fern im Gefecht den verruchten Althenor,
Prangend im Königsgeschmeid' und umringt von goldenen Sklaven.
Jetzo erwacht' unsägliche Wuth durch Stacheln des Zornes
Tief in meinem Gemüth: Ha, dacht' ich, dieser Verräther
Soll noch leben, und frech im Herrscherglanze sich brüsten?
Helden wären gefallen, der König erschlagen, die Söhne
Umgekommen, und dieser noch soll straflos sich geberden?
Nein, so lange mein Arm noch kräftig im Streite sich hebet,
Sollst du des Raubes dich nicht und des gräulichen Frevels erfreuen.
Also dacht' ich, und spornte das Roß, und mit meinen Begleitern
Rannt' ich wahnsinntrunken hinein in das größte Getümmel,

Hochgeschwungen das Schwert, nur ihn, den Verworfenen suchend,
Ihm nur drohend mit blutigem Tod und schrecklicher Rache.
Schon durchströmt' ich die Reih'n, schon naht' ich dem schwarzen Verräther,
Schon war gegen das frevelnde Haupt das Eisen des Todes
Hochgezückt, schon saust' am erschrockenen Ohre die Klinge,
Als mir ein feindlicher Arm im Rücken sich mörderisch aufhub,
Und mit der Lanz' in die Seite mich stach, hier, wo an der Hüfte
Oeffnung der Panzer ihm bot. Ich schwindelte, ließ aus den Händen
Zügel und Schwert hinsinken, und taumelte nieder vom Rosse.
Dort nun lag ich, und mehr als zwanzig Hiebe zerfleischten
Meinen gefallenen Leib, und ich blieb in Strömen des Blutes
Als ein Todter im Feld. Jetzt, als die bebenden Schaaren

Fallen mich sah'n, da entsagten sie alle der Hoffnung des Sieges.
Aber dennoch mit schrecklichem Grimm und in Wuth der Verzweiflung
Kämpften sie fort und fort, und beharrten im blutigen Werke,
Daß von dem tapferen Heer, des Siegs und der Ehre so würdig,
Wenige nur entkamen, die Schmach und ein Leben in Knechtschaft
Höher hielten, als Ruhm und den Heldentod für die Freiheit.
Wahrlich, um blutigen Preis erkaufte der schändliche Räuber
Diesen traurigen Sieg, denn im Wechselmorde gefallen
War die Kraft und Blüthe des Volks, und der Uebrigen folgte
Nur ein kleiner, ermatteter Rest zum eiteln Triumphe
Ihm in die gramerschütterte Stadt. Auf dem Felde des Todes
Hatte der Vater den Sohn, der Sohn den Vater gemordet,
Brüder fielen durch Bruderhand, von der Lanze des Freundes

Hauchte getroffen der Freund unmuthig den zürnenden Geist aus.
Leichen lagen gethürmt, die Nacht umflorte den Himmel,
Und verhüllte mit schwarzem Gewand die Gräuel des Tages.

Doch in derselbigen Nacht, als voll und glänzend am Himmel
Sich die Scheibe des Mondes erhub, die Gegend beleuchtend,
Machte sich Phanuel auf, ein edelmüthiger Priester,
Der den Dienst des Altars im berühmten Tempel zu Thula
Leitete, mir ein redlicher Freund aus Tagen der Jugend;
Dieser kam vorsorgend mit mehreren seiner Gehülfen
Auf die Stätte der Schlacht, in dem Haufen erschlagener Krieger
Meinen Leib zu erspäh'n, auf daß er ihn ehrlich begrübe,
Solche heilige Pflicht dem Treubejammerten weihend.
Lange forscht' er umsonst in dem grausenhaften Gemenge,
Und entsagte bereits mißmuthig der traurigen Hoffnung,

Unter den Schichten von Leichen die meinige noch zu
erkennen,
Als mein glänzender Helm, auf welchem ein silberner
Adler
Seine gebreiteten Fittige hub, und die purpurnen
Büsche
Ihm den liegenden Freund in des Mondes Glanze
verriethen.
Sorgsam trat er hinzu, und erhub mit seinen Ge-
hülfen
Schnell mich auf einen der Schilde, die zahllos lagen
im Felde.
Diese nun trugen mich fort, und brachten mich bald
in die Wohnung,
Wo der würdige Phanuel mich auf gebreitete Polster
Nieder zu legen gebot und des Panzerhembs zu
entlasten.
Jetzo wusch er die Wunden mir aus, und wollte mich
eben
In ein Leichengewand zur nahen Bestattung ver-
hüllen:
Als (denn ich war kein Todter, ich lag nur betäubt in
Erstarrung)
Mählig mein Herz zu schlagen begann, und endlich
die schweren

Augen ich wieder erhub und eröffnete, wahrlich zum höchsten
Jubel dem Freund, und ihn schnell zu neuen Pflichten ermunternd;
Denn er pflegete mein mit unermüdeter Sorgfalt,
Goß in die Wunden mir Oel und Wein, und verband sie bedächtlich,
Und herbergte mich freundlich und treu, und hielt mich verborgen,
Bis ich wieder genas zur Kraft und Fülle des Lebens.

Dich auch rettet' er mir, du innig geliebte Menona!
Meinem Alter zum Trost, da die Söhn' umkamen im Streite;
Denn er ließ durch Vertraute geheim aus den Mauern der Hauptstadt,
Wo ich am Tage der Flucht dich einem der Freunde zurückließ,
Durch unwegsames Land in seine Behausung dich bringen.
Ach, wie drückt' ich, als wärst du mir neu von den Göttern geschenket,
Dich an mein Herz, du Letzte vom glänzenden Stamme der Hilkar,

Tochter und Reisegefährtin, so frühe bestimmt, in Verbannung
Aus dem heimischen Land dem geächteten Vater zu folgen!

Jetzo, nachdem er mich noch zwölf Tage mit Liebe bewirthet,
Sprach er zu mir: Freund! fliehe von hier. Die Laurer des Wüth'richs,
Welche das Land durchzieh'n, sind bereits in die Gegend geschlichen,
Dich zu suchen umher, denn quälende Angst und Besorgniß
Hat den Tyrannen erfüllt, daß unter den Todten im Schlachtfeld
Deine Leiche nicht war. Dich würd' ein grausames Schicksal
Treffen durch Henkershand, wenn er dich, den Gefang'nen, bekäme.
Also fleuch, so lange die Stunde noch Flucht dir gestattet.
Sprach's, und ich war willfährig, dem sorgenden Freund zu gehorchen.
Jener beschenkte mich dann mit Priestergewanden, und führte

Selbst in dieser Verkleidung mich fort zum benachbarten Meerstrand,
Miethete mir ein fertiges Schiff, versah mich mit Nothdurft,
Und entsendete mich auf dieses entlegene Eiland.
Also verließ ich das Vaterland und entfloh durch die Wellen
Auf schnellsegelndem Schiff, und in wenigen Wochen gelangt' ich
Glücklich in dies gastfreundliche Land, wo ich redliche Menschen,
Schutz und Schirm in Gefahr, und Ruhe nach Stürmen gefunden.

Solches erzählt' in der Laube der silberlockige Hilkar.
Aber, nachdem er bereits die traurige Kunde geendet,
Saß die holde Menona noch lang' und der achtsame Hamid
Stumm hinhorchend, in Staunen versenkt, voll stiller Verwund'rung.
Endlich begann mit bewegtem Gemüth die holde Menona:
Welche Leiden, o Vater, ertrugest du, welche Gefahren

Haben dein Leben bedroht, und wie viele so blutige Opfer
Hast du dem Vaterlande gebracht! Mit Trauer und Wehmuth
Füllt mir die Kunde das Herz. O, möcht' ein gnädiger Himmel
Dir den frühern Verlust durch ein heiteres Alter vergüten,
Und mir Kräfte verleih'n, der übrigen, einzigen Tochter,
Dir noch Blumen der Freud' am Abend des Lebens zu flechten!

Also sagte Menona, und hell in dem Auge der Liebe
Perlte die Thrän', und ein Seufzer entstieg dem kindlichen Busen.
Aber Hilkar, der Greis, in sanfter Bewegung des Herzens,
Faßte die Tochter mit zärtlicher Hand, auf die Stirne sie küssend,
Und den freundlichen Mund umfloß ein zufriedenes Lächeln.
Jetzo begann er von neuem und sprach: Nun, liebe Menona!

Geh', und rüst' ein bescheidenes Mahl in die traul-
liche Laube,
Denn mich hungert und dürstet, nachdem ich so Vie-
les geredet,
Und es flammet die wandelnde Sonn' an der Höhe
des Mittags.

Sprach's, und eilig entwallte die sorgsame Toch-
ter Menona,
Kam dann wieder und brachte den Korb mit würzi-
gen Früchten,
Auch des gerösteten Fleisches und frischgebackenen
Brotes,
Auch die Flasche des stärkenden Weins, und stellte
die Gaben
Auf den steinernen Tisch. Nun tranken und aßen
sie alle,
Froh nach Lust und Begier, und Freude bekränzte
die Becher.

Zweiter Gesang.

Als sie das Mahl nun geendet, erhub sich der blühende Hamid,
Dem die erschütternde Kund' in die Tiefe der Seele gedrungen.
Lebhaft schwebte das Trauergeschick und die Thaten des Mannes
Ihm vor dem sinnenden Geist, und ihn trieb des Herzens Empfindung
Fort in die freie Natur, um störungslos den Gedanken
Nachzuhängen, und still in der Brust zu bewegen die Kunde.
Aber sobald er vom Sitze sich aufgerichtet, und eben
Fern hinschweifte sein Blick in die ausgebreitete Gegend,
Und auf die wogenden Felder der See, da rief er erstaunt aus:
Wunder, ich seh' ein kommendes Schiff auf der Höhe des Meeres!

Als die Rede vernahm der silberlockige Hilkar,
Hub er sich eilends empor, und ging mit dem blühenden Hamid

Aus dem schattenden Dunkel der Laub', und hinaus zu dem Felshang
Wandelten sie, wo der Blick in das Unermeßliche reichte.
Auch die schöne Menona begleitete gierig die Männer.
Als sie hinaus nun zum Rande des ragenden Felsen gekommen,
Redete Hilkar und sprach: Was siehest du? Richte das Auge
Aufmerksam in die Ferne; denn mir hat lange das Alter
Schon die Schärfe des Blicks mit trübem Dunkel umzogen.
Hamid erwiederte drauf: Ich seh' ein gewaltiges Fahrzeug
Festgerichteten Laufs sich gegen das Ufer bewegen.
Hoch erhebt sich der Mast, die Wölbungen schwellender Segel
Flügeln es näher und näher, die Fluth schäumt unter dem Kiel auf;
Ueber das Vorderverdeck hängt wehend im Winde die Flagge,
Himmelblau und mit Purpur verbrämt. Kaum hatte die Worte

Hilkar gehört, da hub er erstaunt die gefalteten Hände:
Kinder, so sprach er, o, freut Euch mit mir! Obwaltende Götter
Haben das Alter mir noch mit spätem Glücke verherrlicht,
Kunde vom Vaterland mir auf diesem Schiffe zu senden.
Boten werden mir nah'n aus der längst verlassenen Heimath,
Und ich werde den Fall des argen Tyrannen vernehmen.
Hamid, wandle zum Ufer hinab und grüße die Männer,
Wenn sie dem Schiff entsteigen, in meinem Namen mit Ehrfurcht.
Führ' und begleite sie dann, und bringe sie mir in die Wohnung.
Sprach's. Doch Hamid erschrak dem Wort, denn er dachte des Traumes,
Und ein plötzlicher Kummer ergriff ihm die innerste Seele.
Aber wie sehr auch verdrossen und sorgenvoll sein Gemüth war,
Dennoch ging er zum Strand, und gehorchte der Mahnung des Greises.

Aber Hilkar indeß, dem ragenden Hügel entsteigend,
Ging zur Wohnung zurück, und sprach auf dem Wege zur Tochter:
Dies ist der Tag, o Menona! auf den ich lange gewartet,
Den mir Phanuel schon im Geiste verkündet, der Edle,
Der auch die Boten mir schickt. Als einst ich von ihm und der Heimath
Traurig schied, da ich eben zum Schiff im Hafen hinabstieg,
Sprach der Treue zu mir in der letzten Stunde des Abschieds:
Wenn es dem Volke noch glückt, des Tyrannen Joch zu zerbrechen,
Wenn der Verworfene fällt, und froh an den Götteraltären
Hymnen der Priester beginnt für die wieder gewonnene Freiheit,
Und in Dörfern und Städten der Freudenjubel umherhallt;
Siehe, so will ich durch Boten die glückliche Kunde dir senden.

Wenn du nun einst am Gestade des meerumflutheten Eilands
Schauest ein nahendes Schiff, und die wehende Flagge dich grüßet,
Himmelblau und mit Purpur verbrämt, dann wiss' und erkenne,
Daß gerettet das Volk, und das Vaterland vom Tyrannen
Ledig nun sey. So sprach er, und jetzt wird alles vollendet,
Wie mir der Edle verhieß, und ich werde das Haupt im Frieden
Niederlegen, wenn einst mich der Tod zu den Vätern versammelt.

Unter solchem Gespräch erreicht' er die Schwelle der Wohnung.
Jetzo gebot er der Tochter, sich schnell zum Ehrenempfange
Anzulegen ein Feiergewand, und sich festlich zu schmücken.
Er dann trat auf den offenen Platz, in den kühlenden Schatten
Zwoer Platanen, und einer der raschaufwartenden Diener

Brachte den Stuhl, und er setzte sich drauf, die Fremden erwartend.
Kaum nun saß er, da liefen bereits mit großem Getümmel
Leute der Insel daher, und verkündeten: Männer vom Ausland
Nah'n in seltsamer Tracht, und mit glänzenden Waffen umgeben.
Dich, so erscholl's, o Hilkar, verlangen sie, und am Gehölze
Wallen sie schon den gebogenen Pfad zu deiner Bewohnung.
Also schrie'n sie daher, und in ehrfurchtsvoller Entfernung
Reihten im Kreise sie sich, dem winkenden Hilkar gehorchend.
Jetzo schritten die Männer einher. Der leitende Hamid
Zog mit dem Führer voran, und unzählbare Inselbewohner,
Männer und Weiber, der Jünglinge viel und der blühenden Jungfrau'n,
Kinder sogar umflossen den Zug in lüsterner Schaugier.
Siehe, mit Schild und Lanze bewehrt, ein Schwert an der Seite,

Und den glänzenden Helm mit röthlichem Busch auf
dem Haupte,
Schufen die Männer ein Staunen dem unerfahrenen
Völklein.
Jetzo schlossen sie sich um den silberlockigen Hilkar,
Ehrfurchtsvoll, und Andere trugen verschlossene
Schränke,
Wohl mit Geschenken bepackt, und stellten sie mitten
im Kreise.
Aber Menona, die Schöne, nachdem sie die Feiergewand.
Angelegt, wie der Vater gebot, erschien im Gefolge
Dreier dienender Frau'n. Ein langer Mantel ver=
hüllte
Ihre schlanke Gestalt, und ein weißer, faltiger
Schleier
Deckte das holde Gesicht und floß zu den Sohlen der
Füße.
Als sie erschien, da stellte den Stuhl ihr neben den
Vater
Einer der Diener in Eil', und sie setzte sich schwei=
gend im Kreise,
Während Hamid, bestürzt und voll Erwartung der
Dinge,
Einsam stand, das schmachtende Aug' auf Menona
geheftet.

Jetzo trat aus dem Kreis der Führer der Fremdlinge, Ferguth,
Beugte sich tief vor Hilkar, und sprach die Worte der Ehrfurcht:
Erster der Menschen, o Hilkar, verwundre dich nicht, daß wir ehrend
Hier erscheinen vor dir, und den weiten Rücken des Meeres
Also geschaart durchpflügten, um hier zu schauen dein Antlitz.
Sieh, uns senden zu dir die versammelten Väter des Volkes.
Gehet, so war ihr Befehl, zu dem hochgeachteten Hilkar,
Welcher stets ein Verfechter des Rechts im Lande gewesen,
Und, mit hohem Verstand und unbestechlicher Tugend
Nahe dem Thron, das Wohl der dankbaren Bürger besorgte,
Bis der verruchte Tyrann, sein Haupt mit der blutigen Krone
Schändend, menschliches Recht und göttliches höhnend in Staub trat;
Gehet, und sucht die Insel im Meer, die Hilkar bewohnet.

Wenn er noch lebt, so haben ihn uns die Götter erhalten.
Also stehen wir da nach glücklich vollendeter Reise,
Unsere Wünsche vor dich, den Allersehnten, zu bringen.

Ihm antwortete drauf der silberlockige Hilkar:
Seyd mir herzlich gegrüßt, und hochwillkommen, o Freunde!
Saget, wie geht es dem Vaterland? Schon hat um die Sonne
Zweimal das siebente Jahr sich gedreht, seitdem, wie Ihr wisset,
Mich mein böses Geschick aus dem heimischen Lande vertrieben.
Dennoch schlug ihm beständig mein Herz voll heiliger Liebe.
Täglich stieg für sein Heil mein heißes Gebet in den Himmel.
Saget, wie geht es dem Volk? Wie Gräuliches hat es geduldet!
Welche Opfer gebracht! Hat endlich der gnädigen Götter
Hülfe gewendet die Noth, und bessere Zeiten beschieden?

Ihm antwortete drauf der Führer der Fremdlinge, Ferguth:
Erster der Menschen, o Hilkar! vermöcht' ich es auch, die Geschichte
Uns'rer Betrübniß und Noth in menschliche Worte zu fassen,
Traun, es würde die Sonn' in des Weltmeers Fluthen sich tauchen,
Eh' ich die schandbarsten nur der schandbaren Thaten erzählte,
Die der Tyrann vollendet' in Wuth und frevelndem Unsinn.
Als er die blutige Schlacht an dem Unglücksstrome gewonnen,
Zog er rasch mit dem übrigen Heer in die Mauern der Hauptstadt,
Um den entwürdigten Thron, vom Königsblute noch triefend,
Unter dem Schrecken des Volks durch die Mörderschaar zu besteigen.
Drauf, da er kaum die Gewalt mit festen Händen ergriffen,
Theilt' er die Schätze des Lands an die Söldlinge seines Verbrechens,

Schmückte mit Ehren ihr Haupt, und gab sie dem
Volke zu Richtern.
Jene nun schlemmten in Pracht und prunkten in
trotziger Hoheit,
Allen zum Aerger und bittern Verdruß, die der vori-
gen Zeiten
Dachten, wo biedere Sitt' und Einfalt herrschten im
Lande.
Jetzo wurde das Recht nach Gold und Spenden
gesprochen,
Jetzo galt für Verdienst, mit willenlosem Gehorsam
Sklavisch tragen das Joch. Doch weiser Väter Ge-
wohnheit
Ehrend preisen, und altes Gesetz treuherzig ver-
ehren,
Oder das traurige Loos des guten Königs bedauern,
Das war arges Vergeh'n und todeswürdige Sünde.
Heimliche Laurer durchspürten das Land. Die Freunde
des Königs
Wurden durch Schergen erhascht und auf Blutgerü-
sten enthauptet,
Oder der Güter beraubt und auf wüste Inseln ver-
wiesen.
Treu und Glauben entfloh, der Schrecken lähmte
die Zungen,

Selbst am eigenen Heerd verstummte der furchtsame
Hausherr.
Väter scheueten sich vor Verrath unmenschlicher Söhne,
Unter Gatten zerriß das zärtliche Band des Ver-
trauens,
Und die Freude verschwand aus aller Menschen Gesell-
schaft.
Unerschwingliche Steuern und unerträglicher Frohn-
dienst
Drückten das Land, und das Volk verschmachtete,
darbend in Armuth,
Während in allen Genüssen der ausgesuchtesten Wollust
Schwelgte der Kronenräuber, der fluchbelad'ne
Althenor;
Denn er wußte durch Lasten des Golds aus verlasse-
nen Wüsten
Prangende Gärten hervor und Feenpaläste zu zaubern,
Spiegelnde See'n und Weiher, von scherzenden Fischen
durchwimmelt,
Oder von blendenden Schwänen und anderm Gevögel
des Wassers
Ohne Zahl durchrudert, bewegten die kostbaren Flu-
then,
Da, wo der Pflüger noch kaum den ergiebigen Boden
durchfurchte.

Sänger und Sängerinnen, und alle Pfeifer und Gaukler,
Hunde der Jagd, Buhldirnen und gaumvergnügende Köche
Galten mehr an dem Hof, als Männer des Ruhms und der Weisheit.
Täglich hallte des Königes Burg von Schmäusen und Tänzen
Festlich zurück, und höhnte die Noth und den Mangel des Volkes.
Jetzo, indem sich dem starren Gefühl des verzweifelnden Unmuths
Viele der Menschen ergaben und ganz der Hoffnung entsagten,
Zuckten andre geheim den drohenden Dolch durch Verschwörung,
Nicht zum Frommen sich selbst, denn in jener Nacht, da der Wüth'rich
Fallen sollte durch mordenden Stahl, umringt' er, gewarnet,
Plötzlich das Haus des versammelten Bunds, und mit gräßlichen Qualen
Büßten sie ihre beschlossene That durch die Hände der Henker.

Seit der Zeit floß menschliches Blut wie Wasser im Lande;
Niemand blieb des Lebens gewiß. Der geschreckte Althenor,
Stets voll Furcht und Verdacht, umringte sich stets mit Trabanten,
Mehrte der Söldlinge Zahl, und bemannte die Burgen im Lande,
Daß die drohende Wehr der gerechten Erbitterung trotzte,
Und kein Mittel gelang, das Joch vom Nacken zu werfen.
Endlich aber, nachdem wir bereits mit dumpfer Ergebung
Uns dem Elend gefügt, das Keiner zu wenden vermochte,
Sahen die Götter darein, und erretteten uns vom Tyrannen.
Denn da er jüngst auf einer der vielgefeierten Jagden
Einen gewaltigen Keuler in raschem Galoppe verfolgte,
Fiel er plötzlich vom Pferd, und als die Begleiter ihm nahten,

Ihn zu erheben vom Sturz, da merkten sie, daß in dem Herzen
Zwischen quellendem Blut ein starker, befiederter Pfeil saß.
Alle sah'n nach dem Thäter sich um, doch bis jetzo verborgen
Blieb die kräftige Hand, die das Todeseisen entsendet.
Unter schrecklicher Qual und Verzuckungen starb der Getroff'ne
Wenige Stunden darauf, denn der Pfeil stak tief und vergiftet.
Aber sobald zum Ohre des Volks die Kunde gekommen,
Sagten Viele, die That mit lauten Vermuthungen deutend,
Daß ein Geschick der Götter ihn traf. Denn in selbigem Walde,
Wo er zuerst durch des Königes Huld zu der künftigen Hoheit
Fand die eröffnete Bahn, verfiel durch gerechte Bestrafung
Sein unwürdiges Haupt den finsteren Mächten des Abgrunds.
Taumelnd von Freud' und berauscht von namenloser Entzückung,

Gleich, als wäre nun jegliches Leid auf Erden verschwunden,
Ueberließ sich das Volk dem neuen Gefühl der Erlösung.
Mütter drückten die Kinder mit größerer Lieb' an den Busen,
Menschen umarmten einander auf allen Straßen, und Feinde
Boten versöhnt sich die Hand, als hätte nun jegliche Fehde
Glücklich ihr End' erreicht. Doch die weisen Väter des Volkes
Hielten Rath, welch wertheres Haupt die Krone nun trüge,
Als in den Kreis der Versammlung mit ehrfurchtweckendem Anstand
Phanuel trat, den Würdigsten, dich, o Hilkar, empfehlend.
Alle fielen ihm bei, und gnädige Götter verliehen
Günstige Zeichen sofort an flammenden Opferaltären.
Also sendeten uns die weisen Väter des Volkes,
So wie Phanuel rieth, auf dem ausgerüsteten Schiffe.
Und nun haben den Weg wir vollbracht, du erster der Menschen!

Und die Freude gefühlt, dich frisch und in kräftiger Stärke
Wieder zu schau'n, nach langen, unseligen Jahren der Trennung.
Laß nun den Wunsch dir gefallen des Volks und der harrenden Väter.
Dich, dich rufet das Vaterland! Wir bringen die Krone
Und den Zepter mit uns, und des Reichs Kleinodien alle,
Dich als König und Herrn mit dem Ehrenschmucke zu zieren.
Heil und Segen mit Hilkar, dem gottbegnadigten König!

Also sprach er, und beugte das Knie, und alle Gefährten
Beugten die Kniee zugleich, und riefen mit gleicher Begrüßung:
Heil und Segen mit Hilkar, dem gottbegnadigten König!

Aber Hilkar erstand vom Sitz, und hub in die Lüfte
Beide gefalteten Händ' und betete: Götter des Himmels,

Habet Dank, daß ihr meine Gebet' und Seufzer erhörtet,
Und das verworfene Haupt mit verdienter Strafe belegtet!
Segnet, o segnet mein Vaterland, und wendet in Zukunft
Schmach und Noth von ihm ab. Drauf sprach er mit freundlichen Worten,
Zu den Boten gewandt, die ehrfurchtsvoll ihn umknieten:
Eure Sendung, o Männer, erkenn' ich mit Rührung und Freude;
Aber meinen Entschluß zu verkündigen, spar' ich auf morgen.
Jetzo laßt uns den Göttern ein ziemendes Opfer bereiten,
Und die Neige des Tags mit Spiel und Gesange beschließen.
Also sprach er, und reichte die Hand dem tapferen Ferguth,
Anderen Boten sodann, und hieß wohlwollend sie aufsteh'n;
Wandte sich drauf zu Hamid, und gab ihm schnelle Befehle,
Daß er zum freudigen Fest die nöthigen Opfer besorge.

Hamid enteilte, dem Wort des weisen Hilkar gehorchend.
Aber die Inselbewohner, sobald sie die Rede vernommen,
Eiferten einer dem andern zuvor, auf dem ebenen Platze
Steine zusammen zu raffen, und schnell die Altäre zu thürmen.
Ferguth aber gebot, die verschlossenen Schränke zu öffnen,
Die er über das Meer auf gebogenem Schiffe geführet,
Um nach Pflichten und Fug die gebrachten Geschenke zu theilen,
Und in geflügelter Eile gehorchten die Männer dem Worte.

Sieh, ein großes Gezelt von himmelfarbiger Leinwand,
Hilkar, dem Weisen, bestimmt, enthub er der Kist', und in Eile
Schlugen die frohen Gefährten es auf, und prächtige Polster
Gab er dazu und reiches Geräth und den farbigen Teppich,
Brachte die goldene Kron' und den Herrschermantel, und legte

Ihm in die Hand den Zepter des Reichs. Doch der schönen Menona
Gab er seid'ne Gewand', Armspangen und köstliche Gürtel,
Eine Binde des Haupts, voll Gold und blitzender Steine,
Und den wallenden Schleier von staunenswürdiger Arbeit.
Drauf auch den Inselbewohnern ertheilt' er stattliche Gaben,
Bogen und Pfeile den Männern und doppeltschneidige Aexte;
Aber den Weibern und Töchtern Korallenschnür' um die Hälse,
Bunte Federn zum Schmucke des Haupts und glänzende Spiegel,
Daß unermeßliches Freudengeschrei zum Himmel emporscholl.

Unterdessen erschien der ernsthinwandelnde Hamid
Mit den Priestern zurück und den willig folgenden Opfern,
Zwölf weißwolligen Schafen und sechs breitstirnigen Rindern,
Alle mit Blumen gekrönt und von bunten Bändern umflattert.

Aber Hamid empfing aus der Hand des tapferen Ferguth
Einen glänzenden Helm, mit dem Schweif des Rosses behangen,
Einen Harnisch und Speer, und ein Schwert mit silbernem Griffe.
Während Hamid nunmehr die Ehrengeschenke betrachtet,
Und den kriegerischen Schmuck mit stiller Freude sich anlegt,
Führten die Priester das Opfervieh zu den heil'gen Altären.
Einige zücken die Messer und schlachten die wolligen Schafe,
Andere fassen das Blut in untergehaltene Schalen;
Andere schlagen mit schmetternder Axt die brüllenden Stiere
Auf die zerschellende Stirn, daß sie todt umtaumeln am Platze.
Wiederum andre locken die Gluth aus getrocknetem Holze,
Legen Reiser zurecht und fachen die qualmende Flamme,
Daß der wallende Rauch sich wirbelnd verbreitet am Himmel,

Andere zieh'n von den Rippen die Haut, und hauen in Stücke
Alles Fleisch, und bestreuen's mit Salz und heften's an Spieße;
Andere werfen das Eingeweid' in die prasselnde Flamme,
Oel zugießend, und werfen die Krüge zugleich auf die Scheiter.
Aber das übrige Volk umstand die Opferaltäre
Ehrfurchtsvoll, und des Tags mit inniger Wonne sich freuend.

Jetzo trat in die Mitte der silberlockige Hilkar,
Hub empor die gefalteten Händ' und betete freudig:
Götter, Beherrscher der Luft und des wogenrauschenden Meeres,
Ihr auch Beschützer der Erd' und Ernährer der Menschen und Thiere,
Blicket gnädig herab auf diese gezündeten Opfer,
Die wir anjetzt mit Gebet euch heiligen, dankbares Herzens,
Weil ihr Hülf' und Rettung verlieh'n dem duldenden Volke.
Schenkt auch künftig ihm Schutz und schaffet dem Rechte Gedeihen,

Laßt es den Guten gelingen, und strafet mit Macht
die Verbrecher.
Segnet, o segnet den Tag, der Hoffnung annoch
und Erheit'rung
Meinem Alter gebracht! Auch richtet ein gnädiges
Antlitz
Auf dies gastliche Land, das fern von Getümmel und
Streitsucht
Ruht im entlegenen Schooße des Meers, und lasset
es künftig
Ihm an glücklicher Saat und reichen, ergiebigen
Ernten,
Ihm an fröhlichen Heerden und süßen Früchten der
Rebe,
Ihm an Frieden und Freud' und blühender Jugend
nicht mangeln.

Also sprach er mit lautem Gebet, und in hei-
tern Lüften
Scholl die Stimme des Donners, und hallete über
den Wald her
Dreimal laut und vernehmlich, und froh des glück-
lichen Zeichens
Schrieen sie all' umher und dankten den gnädigen
Göttern.

Jetzo, nachdem sie das Opfer gebracht, und hoch in die Lüfte
Schwoll von Altären der heilige Rauch, da ordnete Hilkar,
Daß sich lag're das Volk, und des heutigen Festes sich freue.
Also lagerten sich die versammelten Väter der Insel
Und der Fremdlinge Schaar auf den weichen Boden im Grase,
Und aufwartende Diener, das Fleisch auf den Heerden zerlegend,
Wandelten hin und her, und boten's den harrenden Männern,
Auch des Brotes und Kuchens, so viel ein Jeder verlangte,
Auch der saftigen Frucht von benachbarten Bäumen im Garten.
Und sie erhuben die Hände zum schnellbereiteten Mahle,
Froh der gemeinsamen Kost, und aßen mit Lust und Begierde.
Andere brachten des funkelnden Weins, den der sorgende Hilkar
Gastfreundschaftlich den Schmausenden gab, und füllten die Becher.

Jene nun tranken, und Ferguth, nachdem er den
Becher gekostet,
Nahte zur heiligen Sprenge den flammenden Opfer-
altären:
Götter, so fleht' er, erhuben den Blick und die Hände
gefaltet,
Die ihr die Pilgrime schützt und des Gastrechts Sitte
beschirmet,
Segnet, o segnet den Tag, an dem wir die Insel
betraten!
Heil und Segen von euch sey diesen Gefilden beschieden!
Aber die Priester erhuben erfreuliche Wechsel-
gesänge,
Und es klangen dazu melodische Saiten der Harfe.
Deren einer nun trat in den Kreis und hub den
Gesang an:
Ruhm und Ehre gebührt dem muthbeseligten Manne,
Welcher zuerst auf zerbrechlichem Boot sein Leben
den Wogen
Und den Stürmen vertraut', und durch flüssige Pfade
des Meeres
Unerschrocken in Gegenden drang, die in Wassern des
Abgrunds
Ferne die Hand der Götter verbarg. Nun schweben
die Schiffe,

Leicht wie ein rudernder Schwan, und mit ausgebreiteten Flügeln
Schnell und sicher einher, und tauschen an gastlichen Ufern
Hin und wieder im Lauf die Werke der Kunst und des Fleißes,
Oder kommen mit lustiger Kund' aus entlegenen Landen,
Bringen von Volke zu Volk die Geschichten vergangener Zeiten,
Die in ewige Nacht ein neidisches Schicksal begrübe,
Oder flüchten den redlichen Mann vor ergrimmten Verfolgern,
Daß ihn die Rache nicht trifft, und in Ruhe das Leben er endet,
Zwar aus der Väter Gefild und der unvergeßlichen Heimath
Weit entfernt, doch geliebt am gastfreundschaftlichen Heerde,
Und von allen geehrt, die des Fremdlinges Tugend erkennen.
Also sang der Priester den Preis ruhmwürdiger Schifffahrt,
Und von allen erscholl ihm ein herzliches Grüßen des Beifalls.

Wieder ein anderer trat in den Kreis und hub den Gesang an:

Ruhm und Ehre gebührt dem hochverherrlichten Manne,
Welchem die Himmlischen hohen Verstand und göttliche Weisheit
Gaben in's Herz, und Worte der heilsamen Lehr' auf die Lippen.
Sinnvoll schlägt er die Saiten der Harf' und preist in Gesängen
Glücklich die reiche Natur, und ermahnt zu Recht und Gesetzen.
Gierig lauscht ihm das Volk, und, die heiligen Lieder behaltend,
Achtet es höher die Tugend, und stärkt sich zu täglicher Arbeit,
Tröstet sich unter dem Leid, und würzt sich den Becher der Freude.
Er auch weihet den Pflug und den billig schlichtenden Gränzstein,
Lehrt dem Boden den Samen vertrau'n und Ernten ersammeln,
Und den empfang'nen Gewinn auf Zeiten des Mangels bewahren,
Heerden führen auf blumige Trift und verständig benützen,

Tempel den Göttern erbau'n und Altäre zum Opfer errichten,
Und mit frommem Gemüth und dankbarem Herzen sie ehren,
Daß sie mit Hulden und Gnad' in unserer Mitte verweilen,
Und mit köstlichen Gaben uns Feld und Wohnungen segnen.
Also sang der Priester den Preis der erhabenen Weisheit,
Und von allen erscholl ihm ein herzliches Grüßen des Beifalls.

Wieder ein anderer trat in den Kreis und hub den Gesang an:
Ruhm und Ehre vor allen gebührt den ewigen Göttern.
Einzig sie selber verleih'n dem Menschen die wagende Kühnheit,
Auch den hohen Verstand und himmlische Lehren der Weisheit;
Denn wo Gutes geschah, das ist durch Götter geschehen.
Sterbliche sind wir, vergeh'n im Laufe der eilenden Zeiten;

Aber unendlich an Kraft und in nieverwelkender Jugend
Thronen jen', und führen die Stern' auf den Bahnen des Jahres,
Schmücken im Lenze die Flur mit blühenden Blumen und Kräutern,
Reifen das goldene Korn im heißen Strahle des Sommers,
Geben der Traub' im Herbste die köstliche Süße des Honigs,
Und beschauen mit Huld die sterblichen Erdenbewohner,
Schützen mit Macht in Gefahr und leiten die Schritte des Menschen,
Segnen mit jedem Bedarf, und gönnen ihm Freud' und Genüsse;
Aber der Fromme nur ist der Begnadigte, welchen sie lieben,
Welchem sie Heil und Ehre verleih'n, doch den argen Verbrecher
Stürzen in Schande sie hin und wohlverschuldeten Jammer.
Also sang der Priester den Preis der ewigen Götter,
Und von allen erscholl ihm ein herzliches Grüßen des Beifalls.

Aber ein rauschender Chor antwortete: Preis und Verehrung
Sey den Göttern gebracht, den ewigen Gebern der Freude
Und des frohen Gedeih'ns, den Leitern der Welt und der Menschen.
Segnet, o segnet den Tag, der heut' an den Opferaltären
Uns vereinte vor euch, und lasset das Werk uns gelingen.

Also flehten sie all' und die Wechselgesänge verstummten.
Jetzo war die Sonne bereits in die graulichen Wogen
Untergetaucht, und der freundliche Mond mit milderem Schimmer
Wandelte strahlend und voll am blauen, geheiterten Himmel.
Aber die leuchtende Gluth der brennenden Opferaltäre
Hellte noch immer den Platz. Da begannen in raschern Akkorden
Pfeifer der Hirtenflöt' in die klingende Harfe zu spielen.

Plötzlich erhub sich zum fröhlichen Tanz die rüstige
Jugend.
Erstlich traten die Jünglinge auf, und faßten einander
Alle zumal an den Händen, und zogen die Reih' in
die Länge,
Hüpften im Takt, vorschreitend und rückwärts, schlangen mäandrisch
Sich um die Opferaltär', und sodann mit ehrender
Beugung
Rings um die Fremdlinge her. Jetzt lösten die Kette
der Hände
Dreimal klatschend sie all', und sprangen und stellten
sich wieder
Auf den verlassenen Platz in verlängerter Reih' an
einander.
Jetzt erschienen die Mädchen zum Tanz, und stellten
zuerst sich
Neigend auf vor den Fremden, und dann, an den
Händen sich fassend,
Flochten sie, jetzt zur Rechten und jetzt zur Linken
gewendet,
Einen beweglichen Kreis. Drauf naheten sie den
Altären
Hinter einander, in hüpfendem Sprung, und, jeden
umtanzend,

Lenkten sie wieder beiseit, und verwickelten sich wie ein Knäuel.
Aber die Jünglinge flogen daher, und jeder in Eile
Löste die Tänzerin sich, und in oftabwechselnden Reigen
Schienen sie jetzt sich zu flieh'n und jetzt sich wieder zu haschen,
Und von Klatschen und Ruf, und vom stampfenden Tritte der Füße
Hallte die horchende Gegend umher. So wurde mit Jauchzen
Und mit festlichem Tanz das freudige Opfer beschlossen.

Als nun höher und höher bereits der leuchtende Vollmond
Schon die Mitte des Himmels bestieg, und dunkler die Flammen
Mit einsinkender Gluth schon flimmerten auf den Altären,
Redete Hilkar, der Greis: Nun laßt uns der Ruhe gedenken.
Unter Freude nun ist uns der Tag vorüber gegangen,
Mög' in Freud' auch wieder der morgende Tag uns vereinen.

Also sprach er. Da schieben sie alle vom Platze des Opfers,
In das eigene Haus die fröhlichen Inselbewohner,
Aber die Fremdlinge wallten zum ragenden Schiff in der Strandbucht.
Und es sank ein erquicklicher Schlaf auf jegliches Auge,
Nur auf das deinige nicht, du tiefbekümmerter Hamid!
Nur auf das deinige nicht, du stillbesorgte Menona!
Denn ihr dachtet an Trennung und herzzerreißenden Abschied,
Von der Geschichte des Tags im innersten Busen erschüttert.

Dritter Gesang.

Röthlich stieg der Morgen herauf am azurenen Himmel,
Und die strahlende Sonn' erhub aus der Tiefe der Fluthen
Wieder ihr göttliches Haupt, das Meer und die Erde beleuchtend.

Hilkar stand vor dem Haus und betete. Aber Menona
Nahte sich ihm stillschweigend und wartete seiner Befehle.
Als er die Tochter nunmehr in der Ferne stehend gewahrte,
Sprach er zuerst wohlwollend sie an und sagte die Worte:
Hast du gehört, o Menona! was gestern die Männer verlangten,
Die aus dem Vaterlande zu mir durch weite Gewässer
Kamen auf ragendem Schiff? Was meinest du wohl, o Geliebte!
Soll ich scheiden von hier, und heute mit ihnen hinwegziehn?

Ihm antwortete drauf die stillbesorgte Menona:
Warum fragest du mich, die unerfahrene Tochter?
Besser weißest du selbst, ein alles prüfender Vater,
Was zu vollbringen für dich am räthlichsten, oder nicht also,
Und ich würde doch nie den Entschluß dir zu ändern vermögen.

Wieder begann einredend und sprach der verständige Hilkar:
Nicht nach deinem Gefühl, nein, gegen die Wünsche des Herzens

Scheint die Bitte der Männer zu seyn und der glänzende Antrag.
Aber weißest du auch, welch großes Glück du verachtest?
Siehe, die höchste Gewalt, die Sterblichen irgend verlieh'n ist,
Harret mein, und die herrlichste Pracht, nach welcher die Augen
Aller Menschen mit Neid aus tiefer Entfernung heraufseh'n.
Mich bekleidet ein Volk mit dem Königspurpur, und reichet
Meinem Haupte die Kron' und meinen Händen das Zepter,
Beugt sich im Staube vor mir und beschleuniget meine Befehle.
Seiner Ernten ein Theil wird auf meine Speicher gethürmet,
Seinen Gewinn verzinset es mir, die streitbare Jugend
Zeucht in die Kämpfe für mich, und opfert mir Leben und Habe.
Und zu dieser so schwindelnden Höh' und beneideter Größe
Steig' ich nicht durch Verbrechen empor, nicht Schlachten und Morde

Bahnten den Weg; mich beruft freiwillig ein Volk, und in Hoffnung,
Daß es sein heiligstes Gut den würdigsten Händen vertraue.
Aber du selbst, o Tochter, erhöht durch die Würde des Vaters,
Sollst im Triumphe mit mir, als angebetete Erbin
Meines beschiedenen Reichs einzieh'n. Auch dir um die Locken
Strahlt die fürstliche Bind', auch du in prangendem Purpur
Wirst entscheiden der Männer Geschick, auch dir an den Blicken
Werden Tausende hangen, die leisesten Wünsche befolgend,
Und wenn ich einst im Tode das Reich und den Zepter verlasse,
Wirst als Königin du auf den Thron des Vaters dich heben.
Sprich, was kann für ein Glück die einsame Insel dagegen
Mir anbieten und dir? Hier müßten wir, solches entbehrend,
Thatenlos und vergessen ein träges Leben beschließen.

Ihm antwortete drauf mit verständigen Worten Menona:
Herrliche Dinge, fürwahr, und erstaunliche rühmst du, o Vater!
Aber würden wir wohl glückseliger leben in Zukunft,
In so glänzender Pracht und vielbeneideter Hoheit,
Als auf der Insel uns hier die ruhigen Tage verschwanden?
Hast du nicht selbst mich gelehrt, ein genügsames Herz in dem Busen
Sey der höchste Gewinn? Nur der sey glücklich zu preisen,
Dem kein Mißvergnügen den ruhigen Schlummer entführe,
Dem ein zufriedener Muth das fliehende Leben erheitre?
Nicht in der äußeren Welt, nur allein im Gemüthe des Menschen
Wohne das Heil? Was dem Zahne der Zeit und dem Wechsel nicht trotze,
Sey des Strebens nicht werth und des Weisen Wunsche nicht würdig?
Kannst, o Vater, du jetzt auf der neuen Gesinnung beharren?
Ach, und wenn du beharrst, und wir heute die Insel verlassen,

Darf auch Hamid mit uns, der Heldenmüthige, ziehen,
Er, der einzig das Herz mit unendlicher Liebe mir rührte?
Würdest du ihm auch die Tochter verleih'n im Schmucke des Purpurs?
Oder müßt' er verstoßen ein trauriges Leben durchjammern?

Ihr antwortete drauf der silberlockige Hilkar:
Tochter, ich merk' und versteh' aus deinen geflügelten Worten,
Daß du die Lehren des Vaters in richtigem Herzen behieltest,
Kein vergeßliches Kind, und ich muß dich billig beloben.
Ich auch hege noch heute den selbigen Sinn und Gedanken,
Doch nie hab' ich gemahnt, die Gaben des Glücks zu verachten.
Kann der zufriedene Muth nur allein in niedrigen Hütten,
Kann er nicht auch in Palästen und Häusern der Könige wohnen?
Kann auf dem Throne nicht erst sich verherrlichen lautere Demuth?

Nicht die Tugend uns auch in der Menschen Getümmel begleiten?
Und ist nicht die Verläugnung der Tugenden erste, Menona!
Nicht Entsagung aus Pflicht die Heldenstärke der Tugend?
Hamid kann dein Gatte nicht seyn, wenn der Wille des Volkes
Uns zur Krone beruft. Die edelsten Männer des Landes
Werden buhlen um dich, und dem Würdigsten reichst du die Rechte.
Ihm, dem Fremdlinge, würde das Volk den Zepter der Herrschaft
Nimmer vertrau'n. Ich bedarf aus mächtigem, altem Geschlechte
Einen Eidam zur Stütze des Throns und zum Glanze der Enkel.

Traurig vernahm die Tochter das Wort des ermahnenden Vaters,
Und sie konnte sich kaum der fließenden Thränen enthalten.
Ach, so sprach sie bewegt, wie wird der liebende Hamid

Trauern in schmerzlichem Gram, wenn die Trennungs-
stunde mich wegreißt,
Und auf ewig von ihm das fliehende Schiff mich
wegbringt!
Und er war doch der Liebe so werth und der zärtlich-
sten Achtung!
Keinen edlern Gemahl wird irgend ein Land mir
bescheren,
Wo die Sonne sich hebt und wo sie in Fluthen hin-
abtaucht,
Und auch mich wird nagender Gram ohn' Ende ver-
zehren,
Denn kein Glück in der Welt kann ohne den Jüng-
ling mich freuen.
Schlägt im Busen ihm nicht ein Herz voll edler
Gesinnung?
Ist er nicht klug und verständig, ein unverdrossener
Hörer,
Wenn du ein Wort der Ermahnung und weiser Lehren
ihm schenkest?
Würde vor Tausenden nicht sein besonnener Geist ihn
zur Herrschaft
Tüchtig machen und werth? Und wer von den Jüng-
lingen allen

Gleicht ihm an hoher Gestalt und ehrfurchtweckendem Anseh'n,
Oder an tapferem Muth und an siegender Stärke des Armes?
Wann verfehlte sein Pfeil in der Luft den fliegenden Vogel?
Welch ein Strom dem Schwimmer zu breit? In welchen Beschwerden
Schwand ihm die strebende Kraft? Ihn hat, wie ich meine, das Schicksal
Durch die Hand der Natur zum Herrn und Gebieter geschaffen.
Ja, was sag' ich, wie rühm' ich genug die großen Verdienste
Hamids um uns? Wir verdanken ihm selbst ja Leben und Freiheit.
Ist es deinem Gedächtniß so früh und gänzlich entfallen,
Was für Menona und dich der tapfere Jüngling vollbrachte?
Was er gethan, da ein Schwarm der meerdurchstreifenden Räuber
Landete, gierig nach Beut', und in raschem Zuge vorandrang
Bis an die Wohnung zu uns, die ohne Vertheidigung damals

Nah am Gestade sich hub? Schon griffen sie dich und die Tochter,
Uns zu entschleppen bedacht. Uns drohete schreckliche Knechtschaft,
Oder der Tod. Wir schrie'n in betäubender Angst des Gemüthes,
Ach, vergebens um Hülf', und ganz in der Macht der Korsaren
Sah'n am Ufer wir schon das segelfertige Raubschiff,
Als, wie ein Gott, in der Stunde der Noth der entschlossene Hamid,
Hochgeschwungen die Lanz', ansprang und den feindlichen Führer
Stracks im Rücken durchstach, und sodann mit der knotigen Keule
Niederschlug die Räuber, die uns mit Stricken gefesselt.
Und schon waren der Bande wir los, und wollten dem Retter
Freudig danken, da rannten, mit spitzigen Schäften bewaffnet,
Andere Räuber daher, und schlugen ihn, daß er beblutet
Niedersank, und er hätte gewiß die Seele verloren,

Wäre nicht eben ein Haufe der Unsrigen ihm zur Beschützung
Angelangt, mit vereinigter Kraft die Mörder vertilgend.
Hast du ganz es vergessen, wie blaß und mit brechendem Auge
Auf dem Boden er lag? Ach, Vater, das Blut des Getreuen
Floß für uns, und du selber verhießest mich ihm zur Gemahlin.
Wirst du brechen dein Wort? Ich kann's nicht glauben, o Vater!
Denn es bräche das Herz auch deiner geliebten Menona.
Fliehen willst du? Wohin? In jenes mit Fluche bedeckte,
Schändliche Land, wo selber die besten der Könige bluten
Unter der Meuterhand? Du wolltest die Ruhe des Lebens,
Welche hier dich begrüßt, mit drohenden Stürmen vertauschen,
Und dein einziges Kind hinopfern dem Traume der Hoheit?
Bleib', o Vater, und höre die Warnungen deiner Menona.

Also sagte bewegt die vielbekümmerte Jungfrau.
Aber kurz erwiederte drauf der lächelnde Vater:
Wahrlich, o Tochter, du hast wohlziemende Worte geredet,
Und mir genugsam enthüllt des innersten Herzens Empfindung.
Aber laß uns nun schweigen davon, denn ich höre vom Wald her
Kommender Menschen Gelerm. Du aber erwarte das Beste.

Sprach's, und ging vor's Gezelt, und setzte sich. Aber die Männer,
Die zu Schiffe gekommen, den weisen Hilkar zu ehren,
Traten heran, mit ihnen der stattlich schreitende Ferguth.
Auch die Bewohner der Insel erschienen in hastigem Zulauf;
Männer und Weiber zumal, auch Jünglinge kamen und Jungfrau'n,
All' im Schmucke des Ehrengeschenks, das die Fremden gegeben.
Hamid, mit abgehärmter Geberd' und das Auge gesenket,

Stand ein Bild des Kummers im Kreis, und die holde Menona
Blieb zur Seite des Vaters, in schweigende Trauer verloren.

Jetzo trat vor Hilkar und sprach der tapfere Ferguth:
Erster der Menschen, o Hilkar! du hast die Rede vernommen,
Die wir vor dich gebracht, und kennst den Zweck und die Absicht
Unserer Sendung bereits. So laß dir die Wünsche gefallen
Unsers nach dir verlangenden Volks. Empfange die Krone
Und den Zepter, und laß dich von uns als Herrn und Gebieter
Grüßen, und zeuch in die Heimath mit uns. Schon wehen die Winde
Günstig zur Fahrt, und wölben die heimwärtsstrebenden Segel.
Laß uns eilen. Dich ruft das Vaterland, und erwartet
Heil und Segen von dir, und Heilung der blutenden Wunden.

Was der Tyrann uns Uebels gethan im Zorne der Götter,
Das vergüte nun du mit glücklichem Zepter dem Volke.

Jener sprach's. Mit heiterem Blick saß Hilkar und schaute
Rings in dem Kreis der Versammlung umher, ob gegen den Antrag
Keine Stimm' aus dem Haufen des Inselvolks sich erhübe.
Jene waren verstummt im ersten Gefühl der Bestürzung;
Doch nicht lange, so scholl Wehklag' und ein dumpfes Gemurmel
Unter der Schaar, und der Schmerz ergoß sich in Worte der Trauer.

Erstlich begannen die Männer und jammerten unter einander:
Ach, er wird uns verlassen, der unvergeßliche Hilkar,
Den ein gnädiger Gott an unsere Küsten gesendet.
Wild durchschweifeten wir und gesetzlos diese Gehölze,
Fristeten blos durch blutige Jagd ein ärmliches Leben,
Oder durch mühsamen Fang der belauerten Fische des Meeres,

Oft von grausamer Noth und bitterem Hunger gepeinigt,
Daß wir, gierig nach Raub, die benachbarten Inseln besuchten,
Und der Unsrigen viel' in ewigen Kämpfen verloren.
Hilkar kam, und wir lernten dem wohldurchpflügten Gefilde
Fruchtbaren Samen vertrau'n, und ersammelten reichliche Ernten,
Pflanzten würziges Obst, und legten die kriechende Rebe,
Bauten ein sicheres Haus, zum Schutz vor Wetter und Winden,
Wo wir wohnten in Ruh', und den überflüssigen Vorrath
Klüglich bewahrten auf Tage der Noth, vor Mangel gesichert,
Daß wir aßen und tranken, bis wieder der Sommer zurückkam.
Und wenn irgend ein Zwist sich erhub und ein Hader im Volke,
Hat nicht blutiger Kampf und grausamer Mord ihn entschieden,
Sondern er wurde nach Recht und billigem Spruche geschlichtet.

All' dies Heil verdanken wir ihm, dem lehrenden Hilkar,
Ach, und er will uns nunmehr, ein Vater die Kinder, verlassen!
Lenket, o Götter, sein Herz, und wendet den Trennungsentschluß ab,
Daß er bleibe bei uns, und künftig auch noch uns beglücke!

Jetzo begannen die Weiber und jammerten unter einander:
Sklavinnen waren wir nur, nicht Gattinnen, weder von Männern
Irgend geehrt, noch auch selbst als Mütter von Kindern geachtet,
Unter kläglichem Druck und unausstehlicher Knechtschaft.
Hilkar kam. Er gab uns zuerst die Rechte der Frauen.
Liebe genießen wir nun und schuldige Achtung im Hause,
Denn wir pflegen mit größerer Sorg' und Treue der Kindlein,
Bilden ein folgsames Herz und halten sie an zum Gehorsam,

Merken auf jedes Vergeh'n und bessern die Fehler der Unart,
Leiten das tägliche Werk, und besorgen mit Ordnung die Wirthschaft,
Stellen das Mahl auf den Tisch und bereiten die Speisen zur Nahrung,
Wahren im Keller des Tranks und füllen den Wein in Pokale,
Nehmen mit Achtung die Fremdlinge auf und pflegen des Gastrechts,
Trocknen dem Manne den Schweiß mit freundlicher Huld von der Stirne,
Dienen den Kranken mit Trost und unverdrossener Hülfe,
Kennen das heilsame Kraut und sammeln es fleißig im Sommer,
Sänftigen lodernden Zorn und ersticken die Flammen der Rachgier,
Selbst des Friedens bedacht, und leben genügsam und freudig
Unter vielem Geschäft und oft abwechselnder Arbeit.
All' dies Heil verdanken wir ihm, dem lehrenden Hilkar,
Ach, und er will uns nunmehr, ein Vater die Kinder, verlassen!

Lenket, o Götter, sein Herz, und wendet den Trennungsentschluß ab,
Daß er bleibe bei uns, und künftig auch noch uns beglücke!
Jetzo begannen mit Jammern die Jünglinge unter einander:
Thöricht wuchsen wir auf, wie streifendes Wild in dem Walde,
Ungebändigt an Trotz, und jegliche Sitte verachtend.
Hilkar kam. Wir gewöhnten uns bald an Pflicht und Gehorsam,
Hielten des Vaters Gebot und ehrten den Willen der Mutter,
Uebten die Pflege des Viehs und jochten die muthigen Stiere,
Führten auf blumige Au'n die wolletragenden Schafe,
Lernten der Waffen Gebrauch und stärkten uns wacker zum Streite,
Daß kein plündernder Feind uns mit Ueberfall zu bedroh'n wagt.
Freudig errichten wir auch die heiligen Opferaltäre,
Und verehren die Götter, die Sieg und Segen verleihen.
All' dies Heil verdanken wir ihm, dem lehrenden Hilkar,

Ach, und er will uns nunmehr, ein Vater die Kinder, verlassen!
Lenket, o Götter, sein Herz, und wendet den Trennungsentschluß ab,
Daß er bleibe bei uns, und künftig auch noch uns beglücke!

Jetzo begannen mit Jammern die Jungfrau'n unter einander:
Nutzlos wuchsen wir auf, gleich wildernden Pflanzen der Wüste,
Ohne veredelte Zucht und sittsame Scheu der Verschämtheit.
Hilkar kam. Wir begriffen, den Flachs und die Wolle zu spinnen,
Auch an dem Webestuhl das Tuch zu bereiten und Leinwand,
Und mit künstlicher Hand zu fertigen bunte Gewande,
Auch des Gartens am Haus mit regsamem Fleiße zu sorgen,
Duftige Blumen zu pflanzen und schattige Lauben zu wölben,
Auch das Spiel der besaiteten Harf' und fröhliche Lieder,
Uns zu leichtern die Müh', auszeichnende Thaten zu rühmen,

Und für Leben und Gut die ewigen Götter zu preisen.
All' dies Heil verdanken wir ihm, dem lehrenden Hilkar,
Ach, und er will uns nunmehr, ein Vater die Kinder, verlassen!
Lenket, o Götter, sein Herz, und wendet den Trennungsentschluß ab,
Daß er bleibe bei uns, und künftig auch noch uns beglücke!

Jene nun hatten die Klag' um den Allgeliebten geendet.
Jetzo erhub sich Hilkar gerührt vom gepolsterten Sitze:
Guten Leute, so sprach er, wie habt Ihr die fühlende Seele
Mir in der innersten Tiefe bewegt! Mit welcher Erklärung
Ungeheuchelten Danks, mit welcher unendlichen Liebe
Habt Ihr heute mein kleines Verdienst so reichlich vergolten!
Ach, wie bin ich erfreut, ein Glücklicher unter Beglückten,
Welche mir laut, einmüthig, vereint, so zarte Gesinnung
Offenbaren! Nur du, mein geliebter Hamid! bewegtest

Nicht ein Wort auf der Lippe. Verstummt, und gesondert und einsam
Stehest du da, als hättest du nichts zu wollen und sagen.
Bist du allein gleichgültig, und wünschest du nicht, daß ich bleibe?

Als die Worte vernahm der tiefbekümmerte Hamid,
Sprach er: Wie kannst du mich fragen? Wie soll dir mein Wunsch nicht bekannt seyn?
Herr, du weißest es ja, wie sehr ich dich liebe, wie sehr ich
Deine Tochter Menona, die Angebetete, liebe,
Daß kein anderer Wunsch sich also im Herzen mir reget,
Als dir ewig zu dienen, und sie nach Verdienst zu beglücken.
Aber Euch winkt ein höheres Glück, Ihr werdet hinweggeh'n,
Du und Menona mit dir. Ich werde dann weinen in Sehnsucht,
Aber Ihr werdet die Thränen nicht seh'n. Ihr lebet in Freude,
Was dann mag es bedeuten, wenn Hamid in Trauer vergehet?

Tausende werden durch Euch in Wonn' aufblühen; was ist es,
Wenn ich sterbe vor Gram, der Einzige unter so vielen?
Ziehet, kann es nun anders nicht seyn, im Frieden von hinnen!
Freud' und Segen mit Euch, und ewiges Heil von den Göttern!
Ach, mein letztes Gefühl, mein letztes Wort und Bewußtseyn,
Wird Menona und Hilkar noch seyn. Er sprach's und verstummte.

Hilkar konnte nunmehr nicht länger sich halten; ihm brannte
Längst im Leibe das Herz. Komm, rief er, die Arme gebreitet,
Hamid! komm' an die Brust des liebenden Vaters! o Hamid,
Sey und bleibe mein Sohn! Nichts soll uns scheiden auf Erden!
Du und Menona, Ihr sollet mir einst im Tode die Augen
Schließen mit zärtlicher Hand. Komm, Hamid, auf daß ich dich segne!

Jener sprach's. Da eilete Hamid, von Freude beflügelt,
Ihm in den Arm und kniete vor ihm. Doch Hilkar, der Weise,
Legt' ihm die Hand auf's Haupt und segnete fröhlich den Jüngling,
Küßt' ihn sanft auf die Stirn, und erhub ihn zu neuer Umarmung,
Gab ihm die Tochter sodann, die zitternd vor Freud' und Verwund'rung
Neben ihm stand, und die Liebenden fielen mit Weinen und Wonne
Sich um den Hals, und konnten im Drang der Empfindung nicht reden.
Lautes Freudengeschrei erhuben die Inselbewohner,
Aber die Fremdlinge staunten dem überraschenden Anblick.

Jetzo begann vor allen der ehrfurchtfühlende Ferguth:
Hilkar, edelster Greis, du Erhabenster unter den Menschen!
Welche Größe der Tugend erfüllt uns mit höchster Bewund'rung!
Einem gebotenen Thron' entsagst du, weil dich die Liebe

Dieses kindlichen Volks an die gastfreundschaftlichen Ufer
Zärtlich knüpft. O mein Vaterland, wie vieles verlierst du,
Da uns Hilkar nicht folgt! Was würd' ein König dir werden,
Welchem mehr als Zepter und Glanz die künftige Wohlfahrt
Dieser Beneideten gilt! Wir werden es ewig beklagen,
Wenn wir dich, Allersehnter! im Heimathlande vermissen.
Glanz und Gewalt, nach welchen so heiß die Menschen verlangen,
Reizen dich nicht, da mehr die Natur und die Stille dich anzieh'n.

Also sprach er und schwieg; doch freundlich erwiederte Hilkar:
Nicht an Lebensfreuden so arm, wie du etwa vermuthest,
Leb' ich dahier. Denn als ich vor Jahren der scheidenden Heimath
Küsten verließ, in ein fernes, unwirthliches Land mich begebend,
Nahm ich Männer mit mir, in Handarbeiten erfahren,

Welche gerne mit mir in Verbannungen theilten ihr Schicksal,
Auch des Geräthes genug, zu fertigen mancherlei Nothwerk,
Rinder und Schafe zugleich, und borstige Schweine zur Viehzucht,
Auch des edelsten Samens, um Korn und Gemüse zu pflanzen,
Schnittlinge auch der kriechenden Reb', und verschiedener Obstart
Junge, veredelte Stämm', und ein wenig des nöthigen Hausraths.
Also verseh'n durch die Hülfe des edelmüthigsten Freundes
Uebergab ich mein Heil dem dunkelwogenden Meere.
Freundlich nahmen die Leut' auf diesem entlegenen Eiland,
Als ich nahte, mich auf, des Gastrechts Sitte verehrend,
Und gewährten mir gern ein kleines Gefilde zum Anbau.
Hier nun ließ ich mir gründen ein Haus, nicht hoch und geräumig,
Sondern recht und bequem, und meinem Schicksal entsprechend,

Setzte die Bäum' in Reihen und pflanzt' auf der Höhe den Weinberg,
Legte den Garten mir an und umhägt' ihn mit Rosen und Geisblatt,
Sonderte drauf zu Aeckern das Feld und zu grasigen Wiesen,
Auch die blumige Trift, zur Weide für Rinder und Schafe.
Herrlich gedieh, was ich irgend begann, im Segen der Götter,
Welche durch mich dies redliche Volk zu beglücken gedachten.
Schauet umher, o Freunde! was sehet Ihr? Grünende Wiesen
Lachen Euch an, wo Steppen den Blick anstarrten, und Aecker
Sehet Ihr, wogend von goldenem Korn. Mit frohem Gebrülle
Grasen muntere Rinder, wo einst nur flüchtige Hirsche
Weideten. Und wo Hütten von Lehm ein ärmliches Obdach
Boten, da steh'n jetzt niedliche Wohnungen fröhlicher Menschen,
Welche des größeren Wohls mit dankbarem Herzen sich freuen.

Was sie alle bedürfen zur täglichen Nahrung und Nothdurft,
Bauen und pflanzen sie selbst. Ein milder Himmel verleihet
Reiche Ernten, und was sie durch Fleiß und Mühe gewinnen,
Dürfen sie nicht an Zöllner und Steuersammelnde theilen.
Keine Sorgen verdüstern ihr schuldlos fliehendes Leben,
Ehrgeiz quälet sie nicht, denn gleich ist Jeder dem Andern;
Habsucht spornet sie nicht, denn Jeder besitzt zur Genüge,
Was er bedarf, und der mäßige Wunsch fliegt über die kleine
Gränze der Insel nicht weg. Wir leben in Frieden und Ruhe,
Denn kein heimlicher Feind, kein tückischer Neider belau'rt uns.
Aber an festlichen Tagen bekränzt die Freude den Becher
Unsers eigenen Weins, den wir selbst uns pflanzen und keltern.
Keinem gebietenden Herren gehorchen wir, keinem Gesetze,

Unser Gesetz ein redliches Herz und ein feines Gewissen.
Hier ist, Freunde! die Insel der Seligen, die uns der Vorwelt
Heilige Sagen gerühmt, hier ist sie von neuem gefunden.
Und ich sollte verlassen der Unschuld glücklichen Wohnort?
Sollte zurück in's Getümmel der Welt, in die Stürme des Lebens?
Gönnt, o gönnt mir die Ruhe, die hier mich endlich beglücket.
Sprecht, was könnt' ich hinfort dem Vaterlande noch nützen?
Kraftlos ist zum Gefechte mein Arm, zu hohen Gedanken
Schwach durch Alter mein Kopf, und vielleicht nur wenige Jahre
Sind mir annoch zu leben bestimmt. In blutiger Feldschlacht
Sind gefallen die Söhn', und die einzige, übrige Tochter
Kennt kein größeres Glück, als hier mit dem Vater zu bleiben.
Also empfanget des Reichs Kleinodien wieder, und gebet

Einer gewandteren Hand den völkerbeglückenden Zepter.
Eure Geschenke, die Ihr aus dem Vaterlande mir brachtet,
Nehm' ich williglich an, und behalte sie mir zum Gedächtniß
Eurer Sendung, zum heiligen Pfand so großen Vertrauens.

Also sprach er und schwieg, und lange noch in der Versammlung
Herrschte Schweigen umher und ehrfurchtsvolles Verstummen.
Endlich nahm von neuem das Wort der tapfere Ferguth:
Erster der Menschen, o Hilkar! ich danke den ewigen Göttern,
Daß ich gewürdiget bin, dein Antlitz wieder zu schauen.
Dir hat immer mein Herz voll Liebe geschlagen und Ehrfurcht,
Und an jenem unseligen Tag, der so großes Verderben
Unserem Volke gebracht, erkannt' ich es, nahe dir fechtend,
Daß, wenn Strafe der Götter uns nicht heimsuchte mit Unheil,

Du durch tapferen Arm und die Wendungen uns'rer Geschwader
Hättest errungen den Sieg. Doch heute mit größ'rer Verehrung
Scheid' ich von dir, und immer, so lang ich meiner gedenke,
Werd' ich, Liebling der Götter und Sterblichen! deiner vergessen.
Leb' auf ewig dann wohl. Spät nehme dich aus der Geliebten
Kreise der Tod, und geselle dich einst zu den Helden der Vorwelt
Oben im Göttersitz. So sprach er die Worte der Ehrfurcht.

Aber Hilkar umarmte den ehrerbietigen Ferguth
Väterlich unter dem Schauen des Volks. Indessen betraten
Still die Gefährten das Zelt, wo die stolzen Zeichen der Hoheit
Lagen, der Purpurmantel, die Kron' und der glänzende Zepter,
Vielen der heißeste Wunsch, und so oft mit Schande besessen,
Oder mit Mord und Verbrechen erkauft. Doch Hilkar, der Weise,

Achtete wenig darauf, als jetzo die scheidenden Männer
Schweigend und ernst sie erhuben, und wohlverwahrt in dem Schreine
Wieder hinweg auf das harrende Schiff zum Gestade sie trugen.

Jetzt entfernten die Fremdlinge sich mit beginnendem Abzug,
Von dem wimmelnden Schwarm des begleitenden Volkes umgeben.
Und sie kamen zum Strand, wo mit schwellenden Segeln das Meerschiff
In der wogenden Bucht, schon umgewendet zur Heimath,
Wartend stand. Da klommen die Männer empor zum Verdecke,
Unter dem Abschiedrufen der unten stehenden Menge.
Aber Hilkar begann noch einmal zum scheidenden Ferguth:
Jetzo gehabe dich wohl, und Schutz der Götter geleite
Dich durch's wogende Meer in die weitentlegene Heimath.
Möge der Himmel die Wahl des neuen Königes segnen!

Wenn ihm sodann die Edeln des Volks auf die würdige Scheitel
Setzen die glänzende Kron' und das Zepter der Macht ihm verleihen,
Dann begrüße du ihn in meinem Namen und sage:
Hilkar, welchen zuerst die Väter zum Throne beriefen,
Läßt dir freundlich entbieten, du sollst von Tage zu Tage
Als dein erstes Gesetz den hohen Gedanken dir denken,
Daß dein Leben und Streben allein dem Volke gehöre,
Und daß immer das Volk, wie ein Erbtheil, eigen dir werde,
Daß auch nicht in dem äußeren Prunk anmaßender Hoheit
Glänze das Herrscherverdienst, noch im rohen Treiben der Willkühr,
Sondern in weiser Gewalt, und rechter, gesetzlicher Ordnung;
Daß der seltene Fürst, der ganz dem Berufe sich weihe,
Glänz' ein funkelnder Stern am heiteren Himmel der Menschheit.

Also sprach er im Geh'n, und gab dem horchenden Ferguth
Manche Grüße noch mit an Phanuel und an die Edeln

Seines Vatergefilds, die seiner in Liebe gedächten,
Reichte sodann die Rechte dem Scheidenden. Aber die Schiffer
Zogen das Anker empor, und plötzlich entrauschte das Fahrzeug,
Vom ansausenden Wind auf die Höhe des Meeres getrieben.
Lange sah man die Fremdlinge noch auf dem hohen Verdecke
Stehen mit winkender Hand, und ein Jubelgeschrei von der Insel
Folgte den Segelnden nach, die mählig den Blicken entschwanden.

Aber Hilkar begann zum nahestehenden Hamid:
Hat der Traum dir Böses gebracht, der dich gestern erschreckte?
Sey nun ruhig, mein Sohn! Dir hat er bedeutet ein Brautfest.
Ja, wenn es also beliebt, so setzen wir heute die Opfer
Freudig fort, und begehen die längstentworfene Hochzeit,
Und Ihr seyd mir gesammt willkommene Zeugen und Gäste.

Also sprach er. Da stand in überseliger Wonne
Hamid, und faßte die Hand der überraschten Menona,
Und sie knieten verstummt vor dem segnenden Vater, und küßten
Ihm voll glühenden Dankes die Hand, und die staunende Menge
Rief mit vereintem Geschrei: Der Segen des Himmels begleite
Diesen Tag, und beglücke den götterähnlichen Hilkar,
Und sein ganzes Geschlecht, in alle Zeiten der Zukunft.

III.

Die frühe Verlobten.

Nach einer neapolitanischen Sage.

Von

Caroline Pichler, geb. v. Greiner.

Der Marchese von C..ika stammte aus einer der ältesten Familien von Neapel. Jung, schön, reich, geistvoll, besaß er Alles, was dem Menschen auf Erden Glück zusichern, und ihn, aus dem unbeachteten Haufen seiner Mitbürger heraus, auf eine glänzende Stufe der Auszeichnung heben kann. Er war sich auch dieser Vorzüge wohl bewußt, welche im geselligen Umgange ein Schleier liebenswürdiger Bescheidenheit verhüllte, durch den sie mit erhöhtem Reize durchschimmerten, und ihm die Ansprüche, welche er insgeheim machte, und die Auszeichnungen, nach welchen er strebte, nur um so gewisser erlangen ließen, da man sich von keiner sichtlichen Anmaßung abgestoßen fühlte.

Gewohnt von Jugend an, fast alle seine Wünsche erfüllt zu sehn, und besonders bei Frauen eben so glücklich als kühn, und eben so kühn als veränderlich, fühlte er nur in einem einzigen Punkte, und

gerade in dem, der den wichtigsten Einfluß auf sein Lebensglück hatte, sich von einem lastenden und unzerreißbaren Bande eingeengt. Sein Vater hatte ihn nämlich, noch eher Geronimo — so hieß der junge Marchese — einen Begriff von der Heiligkeit des Ehebandes fassen konnte, mit der Tochter des Grafen von B...zi in Florenz versprochen, dessen Familie aus Neapel stammte, und ein Zweig des fürstlichen Hauses von S...no war. Ein Proceß zwischen diesem Hause und dem des Marchese, der große Summen betraf, und auf freundliche Art am besten zu endigen stand, war die erste Veranlassung zu dieser Verbindung. Der alte Marchese mußte um dieses Processes willen eine Reise nach Florenz machen. Hier lernte er seinen Gegner, den Grafen von B...zi kennen. Die offene Rechtlichkeit desselben und seine billigen Ansichten nahmen den Marchese für ihn ein, und was früher Absicht der Politik war, wurde endlich der feste Wunsch einer innigen Achtung und Anhänglichkeit, die den Marchese an den Grafen band. Der Proceß war entschieden, die Freundschaft der beiden Familienhäupter blieb. Signora Vittoria war damals drei, Geronimo sechs Jahre alt. Es konnte keine Rede davon seyn, die Kinder um ihre Einwilligung zu befragen; man

würde es aber vielleicht nach den Sitten Italiens, wo in den höhern Ständen die Ehen selten das Werk der Liebe oder der eigenen Wahl sind, auch nicht gethan haben, wenn die Kinder erwachsen und im Stande gewesen wären, Liebe oder Widerwillen zu fühlen. Es war eine Familieneinrichtung, und man erwartete von Seiten der beiden Verlobten, die gegenseitig mit beständiger Rücksicht auf jenen Plan erzogen wurden, alle mögliche Folgsamkeit.

Geronimo wuchs stolz und schön heran, alle seine Fähigkeiten entwickelten sich mit Glanz, ganz Neapel sah auf den edlen, ausgezeichneten Jüngling, die Damen wetteiferten, die schimmernde Erscheinung an ihren Siegeswagen zu fesseln, manches bessere Herz schlug im Stillen für ihn, und im Gefühl seines Werthes ging er mit sichern Schritten durch die lockende Welt, die dem lebensmuthigen Jüngling im Rosenlichte entgegenleuchtete. Alle Arten des Vergnügens standen ihm offen, mit tausend Reizen lockten sie ihn an, und er genoß des Taumelkelches, den sie ihm boten, mit vollen Zügen, ohne jedoch das Bewußtseyn seines Schicksals darüber zu verlieren; denn wie die eiserne Kugel am Fuße des gefangenen königlichen Aars schleppte er die Erinnerung an die unentfliehbare Kette nach sich, welche

jeden zu wilden Aufflug seiner Phantasie, wie seiner Handlung, lähmend niederzog. Er war gebunden, ewig, unauflöslich, an ein Geschöpf, das er nicht kannte, das er aber eben darum haßte, weil er es lieben sollte. Man sagte zwar, Gräfin Vittoria sey schön, verständig, edel, und ein tiefes, glühendes Gefühl verberge sich bei ihr hinter einer scheinbar kalten Außenseite. Diese Eigenschaften, welche bei jedem Andern hingereicht haben würden, ihn anzuziehen und zu versuchen, ob er die versteckte Gluth nicht wecken könnte, rührten Geronimo nur an seiner Verlobten nicht. Er schauderte vor dem Gedanken, ihr einst für sein ganzes Leben angehören zu müssen, und wußte durch tausend Ausflüchte und Liste dem Andringen seines Vaters zu entgehen, der ihn je früher je lieber mit der als so trefflich gerühmten Tochter seines Freundes verbunden gesehen hätte.

Geronimo hatte auf diese Art sein zwei und zwanzigstes Jahr erreicht. Jetzt wollte der Vater von keiner Entschuldigung mehr hören, und verlangte bestimmt, daß der Sohn ihn nach Florenz begleiten, dort seine künftige Gemahlin kennen lernen, und mit Ernst an die Vollziehung einer Verbindung denken sollte, von der er sich so viel Glück für Gero-

nimo, als für das ganze Haus, versprach. Geronimo war nicht dazu zu bereden. Er weigerte sich bestimmt, und es gab unangenehme Auftritte zwischen ihm und seinem Vater. Da brach der französische Krieg aus. Auch in Neapel zuckten seine Flammen auf, auch dort wurden Truppen gesammelt, um dem allgemeinen Feind aller bürgerlichen Ordnung und Ruhe entgegenzuwirken. Geronimo ergriff hastig diese willkommene Gelegenheit. Er sah in ihr nicht blos ein glänzendes Feld für seinen Ehrgeiz, er fand auch dadurch Aufschub und Verzögerung für eine verhaßte Zukunft, die ihm nahe vor Augen stand. Zeit gewonnen, Alles gewonnen! dachte er, und sein Vater sah sich endlich widerstrebend gezwungen, seinem Sohn zu willfahren, und ihn thätigen Antheil an einem Kriege nehmen zu lassen, dessen Zweck es damals war, die Vorrechte des Adels, die Unverletzbarkeit der Thronen, die Heiligkeit der Religion zu vertheidigen.

Er trat als Offizier in ein Regiment seines Vaterlandes. Aber der Mangel an kriegerischem Sinn, der nach einer langen erschlaffenden Ruhe bei den italienischen Truppen eingerissen war, widerte seinem richtigen Gefühl, wie seiner Einsicht. Er hatte Gelegenheit, bei den deutschen Truppen, die in

Oberitalien standen, einen ganz andern Geist kennen zu lernen, und er drang daher so lange in seinen Vater, bis dieser ihm erlaubte, den neapolitanischen Dienst mit dem österreichischen zu verwechseln. Ehrgeiz und Thatendurst waren zum Theil sein Wunsch, zum Theil sein Vorwand, indem er hoffte, bei irgend einer Dislokation vielleicht mit seinem Regimente ganz aus Italien, und somit von dem Gegenstand seiner Abneigung, der ihm bestimmten Braut, wegzukommen.

So vereinigten sich alle Umstände, um seinen Wünschen, wie verwegen und unlauter sie waren, entgegenzukommen, und rechtfertigten sie noch in den Augen der Welt und seines Vaters. Die Lebhaftigkeit seines Geistes, der persönliche Muth, die schnelle Fassungskraft, welche ihn früher in friedlichen Verhältnissen unter seines Gleichen ausgezeichnet hatten, machten ihn auch jetzt zum Augenmerk seiner Vorgesetzten und zum Vorbild seiner Gefährten, die er, wie an Wohlgestalt und Adel des Benehmens, so auch an geistigen Vorzügen, weit übertraf, und er stieg bald bis zum Hauptmann.

Einst wurde ihm der Auftrag gegeben, die Feinde unfern der florentinischen Gränze aus einer vortheilhaften Stellung zu vertreiben. Sie hatten

sich hinter einem Fluß verschanzt. C..ika griff sie muthig an. Der Kampf war lange und hartnäckig. Endlich wichen die Feinde, die Deutschen drangen ungestüm vor und warfen die Franken in eine unordentliche Flucht. Doch zündeten diese, um ihren Rückzug zu decken, noch ein Dorf und ein Frauenkloster an, das auf ihrem Wege lag. Geronimo setzte ihnen nach, so weit es der Zweck seines Auftrags erforderte, und kehrte dann eilig zurück, den Unglücklichen zu helfen. Das Dorf, aus armseligen Hütten bestehend, war bereits ein Raub der Flammen geworden, während die stattlichen Mauern des Klostergebäudes der Wuth derselben noch widerstanden. Man rettete, was zu retten möglich war. Klosterfrauen und Pensionäre flüchteten nach einem Gartenpavillon, den seine Entfernung und die Richtung des Windes vor gleichem Anfall schützten.

C..ika erblickte hier manches niedliche Gesichtchen, das in ruhigen Augenblicken wohl seine Aufmerksamkeit gereizt haben würde. Jetzt wich jede eitle Betrachtung dem Rufe der Menschlichkeit und Pflicht. Er that, was er vermochte, um die Zagenden zu ermuthigen, die Gefährdeten zu retten. Sein Beispiel belebte seine Krieger, sein Ernst hielt jede Anmaßung im Zaum, und seine Besonnenheit

ersetzte, was die Angst der Nonnen vergessen oder verworren hatte.

Da schrien auf einmal Mehrere zugleich: Ach Jesus, die Schwester Klara! Und ihre Nichte! rief eine Pensionäre, warf den Bündel, den sie trug, nieder, und rannte gegen das brennende Kloster zurück. O, retten, retten Sie, Herr Kapitän! rief jetzt eine ältliche Nonne, indem sie mit gerungenen Händen flehend auf den Marchese zuging: Dort! dort! — Sie wies mit der Hand nach einer noch unversehrten Ecke des Gebäudes, welcher die Flammen sich zu nähern begannen.

Aber, was soll ich thun? fragte der Marchese. Ach, dort — war die Antwort — im ersten Stockwerk liegt eine kranke Schwester, und ihre Nichte, die sie pflegt, ist bei ihr. Eilen Sie, fliegen Sie! C..ika wandte sich, und hatte die Pensionäre, die den Bündel weggeworfen, schnell erreicht. Sie zeigte ihm den Weg über eine bei diesen Umständen sehr gefährdete Wendeltreppe in das Gemach der Kranken. Durch Rauch und stiebende Funken drang C..ika hinauf und trat in's Zimmer, wo eine Klosterfrau in mittleren Jahren, deren bleiches Gesicht noch Spuren ehemaliger Schönheit trug, mit über ein Krucifix gefalteten Händen in frommer Ergebung

den Flammentod zu erwarten schien, dem sie zu entrinnen unfähig war, und nur ihre Nichte zu eigner Rettung aufmahnte.

In dem Augenblicke trat der Marchese ein. Die junge Person wandte sich um, rief, indem sie auf ihn zusprang: O, Sie sendet ein Engel des Himmels! — Bei diesen Worten blieb sie erstarrt stehen. Engel! Engel! rief sie: O, rette hier! hier! Sie wies auf ihre Tante. Der Marchese flog hinzu. Er und noch einige seiner Leute, die ihm gefolgt waren, ergriffen die Kranke und ließen sie schonend an Seilen mit einem Theil ihrer Betten über das Fenster in den Garten hinab, wo bereits die Schwestern harrend standen, sie zu empfangen. Dann umfaßte der Marchese die zitternde, noch immer verstummte Nichte, und sprang mit ihr, wie es gehen wollte, über die schon halb brennenden Stufen hinab. Hier legte er die Ohnmächtige in's Gras, und eilte weiter mit versengten Locken und geschwärzter Uniform, um noch zu retten und zu helfen, wo es Noth that. Der Eifer seiner Soldaten hatte bereits Vieles bewirkt. Durch Vorbrechen war der größte Theil der Gebäude gerettet worden, aus den übrigen ward geflüchtet, was noch der Mühe lohnte, der Rest sank in Gluth und Schutt. Die Truppe

hatte mit Entschlossenheit ihre Pflicht erfüllt. Sie ordnete sich nun und schickte sich an, ihren Marsch wieder anzutreten. Da sandten die guten Klosterfrauen Wein, Speise und allerlei Gaben für die Mannschaft, und ein kostbares Geschenk für den Offizier, dessen Muth und Geistesgegenwart sie ihr Leben und den größten Theil ihrer Habe dankten. C..ika wehrte seinen Leuten nicht, die freundlich dargebotenen Erfrischungen anzunehmen, die er mit ihnen genoß. Für sein Geschenk ließ er den guten Nonnen danken, und hieß sie es den Einwohnern des abgebrannten Dorfes senden. Somit zog er, wie es zu dunkeln anfing, weiter, und erreichte seine Station vor Mitternacht.

In seinem Herzen war es ruhig, ja, das Gefühl einer menschenfreundlichen Handlung, das Bewußtseyn, nicht ohne eigne Gefahr für Andere thätig gewesen zu seyn, goß einen stillen Frieden, dessen er nicht oft so süß genossen hatte, in sein Herz. Aber nicht so gut war es der armen Vittoria geworden. Sie war das Mädchen, welches, um eine kranke Tante, die Schwester ihrer seligen Mutter, in einer langen, schmerzhaften Krankheit zu pflegen, vor einigen Wochen aus dem Kloster in Florenz, wo sie bisher gelebt hatte, nach jenem

Frauenstift auf dem Lande gekommen war. Damals dachte man nicht daran, daß die Richtung der militärischen Operationen sich nach jener Gegend ziehen würde, und als es späterhin geschah, und Graf B..zi seine Tochter gern wieder nach dem sicherern Florenz zurückgehabt hätte, konnte sich diese nicht entschließen, die geliebte leidende Verwandte, die sich an ihre Pflege gewöhnt hatte, zu verlassen. Sie war entschlossen, jedes Loos mit ihr zu theilen, und zu erleiden, was das Schicksal über sie Beide verhängen würde. So war sie auch an diesem Schreckenstage nicht von ihrem Lager gewichen, und nachdem mehrere Versuche, Hülfe zu errufen, oder die Kranke zu retten, ihrer schwachen Kraft mißlungen waren, war sie durch kein Zureden der Tante zu bewegen, sich mit Zurücklassung der hülflosen Freundin zu flüchten, weil es noch Zeit war.

Während dieses Wettstreites von Edelmuth und Liebe hörten die zagenden Frauen rasche Männertritte über die Treppe heraufstürmen, die Thür flog auf, Vittoria stürzte den Eintretenden entgegen — und erstarrte nach dem ersten Worte; denn ein wirklicher Engel des Himmels an Schönheit und Edelmuth schien vor ihr zu stehen. Ihm dankte sie ihre eigene Rettung, ihm, was ihr noch theurer war,

auch die Erhaltung ihrer Tante, auf seinen Armen, an seiner Brust lag sie, als er sie die Treppe hinabtrug, und ihre Sinne schwanden vor der Gewalt so starker und so wechselnder Eindrücke, als die letzte Viertelstunde für sie enthalten hatte.

Als sie zu sich kam, war der himmlische Bote verschwunden. Die Gespielinnen, die Klosterfrauen standen um sie. Man erzählte, man verständigte sich, und mit einem Schrei des freudigsten Schreckens erfuhr Vittoria, daß der, der ihr so hinreißend erschienen war, und dem sie so viel zu danken hatte — der junge Marchese von C..ika, ihr Verlobter, ihr künftiger Gemahl war.

Ein neues Leben ging mit diesen Worten in der Brust des einsamen, stillen Mädchens auf. Dieser edle, schöne, tapfre Jüngling war ihr beschieden! In seinen Armen sollte sie ihr Leben zubringen, und vor allen Frauen Italiens das neidenswertheste Loos erreichen! Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß auch C..ika, sobald er hören würde, wen er mit Gefahr seines eigenen Lebens aus den Flammen gerettet, den sichtbaren Finger der Vorsicht in diesem wunderbaren Zusammentreffen erkennen, und sich doppelt freuen werde, daß der wichtige Dienst, den er großmüthig einer Fremden zu leisten vermeinte,

ihm die durch heilige Verpflichtungen angehörende Verlobte erhalten habe. Sobald also im Kloster Alles wieder in leidlicher Ordnung war, schrieb sie sogleich an ihren Vater, theilte ihm den ganzen Vorfall mit, und ersuchte ihn, durch den alten Marchese auch ihren Verlobten davon unterrichten zu lassen.

Graf B..zi schrieb an seinen Freund. Die einfache Erzählung, mit den rührenden Farben geschildert, wie das Gemüth des ernst erzogenen Mädchens sie wiederspiegelte, wirkte seltsam auf den alten Marchese, und ließ ihn aus der schnellen Entfernung seines Sohnes von dem Schauplatz der Begebenheit, aus seiner geringen Neugier, den Namen seiner Geretteten zu erfahren, oder aus seiner Gleichgültigkeit, wenn er ihn erfahren hatte, wenig Gutes für Vittoria ahnen. Aber Vittorien mußte diese Besorgniß ein Geheimniß bleiben, und man suchte sie mit allerlei Vorspiegelungen hinzuhalten. Indeß bekam C..ika's Regiment Befehl, aus Italien an den Rhein zu marschiren, und Niemand war froher, als der Marchese, als er die Alpen, und mit ihnen das Land, wo ihn eine öde Zukunft angähnte, im Rücken hatte, und in den weiten Räumen, die sich vor ihm ausbreiteten, einen neuen Schauplatz für seine Wünsche und Talente erblickte!

Das alte Spiel begann mit neuer Lust. Liebe und Ruhm theilten sich in das Herz und die Zeit des jungen Kriegers. Er stieg mit raschen Schritten zum Stabsoffizier empor; ein Ehrenzeichen schimmerte an seiner Brust, und der, dem keine Batterie, kein Festungswall widerstand, fand auch wenig Widerstand im Herzen jener Damen, die den vom Rufe verkündeten Sieger mit Verlangen erwarteten, um ihn zu besiegen, oder von ihm besiegt zu werden.

Von allem diesen durfte Vittoria nichts ahnen. Es war auch leicht, in der Abgeschiedenheit des Klosters, in dem sie lebte, und bei ihrem geringen Hang, sich von den Welthändeln zu unterrichten, diese Nachrichten von ihr fern zu halten. Aber daß Geronimo gar nichts über sein Abenteuer im Kloster schrieb, daß er, als sein Vater ihn damit bekannt machte, sich sehr unzart äußerte: er habe das Mädchen wenig angesehn, und es sey ihm völlig einerlei, ob er diesen Dienst der Menschlichkeit einer ganz Fremden, oder dieser ihm ewig fremd bleibenden Person geleistet habe — das ließ den Vater tief in das Herz des Sohnes blicken, und erstickte beinahe jeden Funken der Hoffnung auf das Gelingen seines Plans. Indessen mußte Vittorien doch etwas gesagt werden. Man ließ Briefe verloren gehen,

Geronimo in der Hand verwundet werden, sein Regiment in steter Bewegung seyn u. s. w. Vittoria glaubte eine Weile. Was glaubt die Liebe und ein heftiger Wunsch nicht! Sie rief sich noch immer mit Lust die Scene jener Feuersbrunst zurück; sie malte sich jeden Blick, hörte noch jedes Wort, und sog süßes Gift aus diesen Erinnerungen. Mit Herzklopfen vernahm sie die Ankunft jedes Briefboten an der Klosterpforte, sie kannte den Zug der Klingel, der ihn verkündete, mit Angst erbrach sie die Briefe ihres Vaters, in deren jedem sie Nachricht von dem Geliebten erwartete. Es kam keine. Endlich hätte auch die gutmüthigste Leichtgläubigkeit sich nicht länger beruhigen lassen; denn mehr als ein Jahr war nun vorübergegangen, seitdem der launenhafte Zufall ihr ihren Verlobten gezeigt und wieder entrückt hatte. Er wußte von diesem Ereigniß, er mußte die kennen, die er gerettet, die er sich dadurch mit ewigen Banden verpflichtet hatte, und — er gab kein Lebenszeichen, ja, sie schien nicht auf der Welt für ihn zu seyn! Dieser Gedanke durchwühlte nun ihre Brust mit stechendem Schmerz, und nur mit Anstrengung und nach vielen bittern Kämpfen brachte sie es zur Ueberzeugung und zum Glauben an ihre Verlassen=

heit. Dennoch erneuerte die ängstliche Liebe noch öfter jene Hoffnungen, der kalte Verstand gab immer dieselbe Antwort, und dieser ewige Wechsel zerstörte den innern Frieden der Unglücklichen.

Ihre Gesundheit litt sichtbar, ihr feuriges Auge erlosch unter vielen Thränen, die zarten Züge sanken ein, und das feine Roth der Wangen erblich. Als aber der Friede von Campo Formio nach langen Stürmen der müden Welt einige Ruhe verhieß und die Regimenter in ihre Standquartiere rückten, kam auf einmal in Vittoria's Einsamkeit die Nachricht, der alte Marchese C..ika liege an einer schweren Krankheit zum Tode nieder, und habe seinen Sohn zu sehen und zu sprechen gewünscht, der Friede gebe auch dem jungen Manne die Freiheit, nicht allein jetzt, sondern für immer den Kriegsdienst zu verlassen und seine Güter im Neapolitanischen anzutreten, es sey also kein Zweifel, daß er ehestens nach Italien kommen und Vittoria's Geschick sich dann endlich entscheiden müßte.

Diese Kunde regte alle Fibern ihres Herzens in stürmischer Bewegung auf, und wirkte nicht wohlthätig auf das vorher schon gestörte Gleichgewicht ihres Wesens. In ruheloser Spannung sah sie jetzt wieder jeder Nachricht entgegen, deutete jedes Wort,

das sie vernahm, schöpfte aus jedem Ereigniß Gründe zu Hoffnung oder Angst, ja, ihr von Liebe und Schwärmerei durchdrungenes Gemüth suchte sogar prophetische Andeutungen in jeder Kleinigkeit, legte das Glück oder Unglück ihrer Zukunft in jede zufällige Begebenheit, jedes Blumenblatt, jeden Zug der Wolken.

Endlich vernahm sie, daß Geronimo in Neapel eingetroffen, und eben noch zurecht gekommen sey, um den Segen seines sterbenden Vaters zu empfangen. Nun stand ihr mit jedem Augenblicke die Entscheidung ihres Schicksals, der Ausspruch über Glück oder Unglück ihres ganzen Lebens bevor. Mit aufreibender Unruhe erwartete sie jeden Posttag; aber es vergingen zwei — drei Monate, und es kam keine Nachricht. Stolz, und Rücksicht für die Würde seiner Tochter, verboten dem Grafen B..zi, den geringsten Schritt zu thun. Nur entfernte Erkundigungen waren möglich, und was diese gaben, klang nicht tröstlich. Marchese C..ika war, sobald es der Anstand erlaubte, wieder überall zu sehen, wo die glänzende Welt sich versammelte, und, wie einst, der Liebling des schönen Geschlechts, der Neid und der Augenmerk des seinigen. An seine Braut, an

die Pflichten, die er gegen sie habe, schien er nicht zu denken.

Endlich fiel es ihm doch ein, und Graf B..zi erhielt einen Brief von ihm. In sehr zierlichen Redensarten und mit Betheurung der großen Achtung, welche er gegen das Haus B..zi hege, bedauerte er, daß es seinem Herzen unmöglich sey, die Verpflichtung zu erfüllen, welche sein Vater in einem Alter für ihn eingegangen, in welchem er, Geronimo, von nichts in der Welt, und also auch nicht von der Wichtigkeit eines solchen Vertrages eine Vorstellung haben konnte; daß er, so lange sein Vater gelebt, aus kindlicher Pflicht das Band nicht zu lösen gewagt habe, welches doch keines der beiden Verlobten, die sich nicht liebten, ja nicht einmal kannten, beglücken würde; daß er aber jetzt sich um den Grafen B..zi, und selbst um die Gräfin Vittoria, deren Schönheit und Tugend ihr die Achtung der ganzen Welt sicherten, ein Verdienst zu erwerben glaube, wenn er freiwillig diesem Bündnisse entsage, und der Gräfin die Freiheit gebe, mit ihrer Hand, ihren Reizen und ihren Reichthümern einen Würdigern zu beglücken u. s. w.

Der Brief war künstlich abgefaßt; aber die Blumen, welche den Stachel, den er enthielt, ver-

decken sollten, vermochten den besorgten Vater nicht zu täuschen. Er hörte aus Allem nur die Zernichtung aller seiner Wünsche, und, wie er den Gemüthszustand seiner Tochter kannte — ihr Todesurtheil. Liebe zu seinem Kinde, und der Wunsch, ihr wo möglich das zu erhalten, was sie für ihr höchstes Glück hielt, übermannten seinen gerechten Stolz, und er ließ sich herab, dem Marchese viel milder zu antworten, als er es sich im ersten Gefühl beleidigter Ehre vorgenommen hatte. Er schien nur die Worte desselben auffassen und den Sinn mißverstehen zu wollen, indem er ihm versicherte, daß er nach dem wichtigen Dienste, den er seiner Tochter geleistet, ihr und ihm nicht mehr fremd seyn könnte, und daß es Vittorien nicht schwer werden würde, Falls ihre Verbindung vollzogen werden sollte, die Gesinnungen der Dankbarkeit, welche sie für den Retter ihres Lebens hege, in zärtlichere Empfindungen zu verwandeln.

Geronimo fluchte, wie er den Brief empfing, und antwortete in der Aufwallung seines Aergers so trocken und bestimmt auf des Grafen schonende Ausbeugung, daß dieser nur von der Rücksicht auf sein Alter und Vittoriens doppeltes Unglück abgehalten wurde, den bübischen Verächter aller Treue nicht

zum Zweikampf zu fordern, und die verletzte Ehre seines Hauses in dessen Blute abzuwaschen. Einer Antwort würdigte er ihn nicht, und dachte nur daran, wie er seiner unglücklichen Tochter die Nachricht beibringen sollte. Seine fromme Schwägerin, eben jene Schwester Klara, an deren Krankenbette Vittoria zuerst den Mörder ihrer Ruhe hatte kennen lernen, mußte ihm beistehen, sie vorzubereiten, zu trösten, zu stärken. Er sprach mit ihr darüber, und der schwere Schritt wurde mit der größten Vorsicht und Schonung gethan. Aber alle diese Sorgfalt scheiterte an der leidenschaftlichen Heftigkeit, womit die Nachricht Vittorien ergriff. Vergebens bemühten sich Vater und Tante, ihr den Verlust eines Unwürdigen als einen Gewinn für ihr künftiges Glück zu schildern, vergebens suchten sie sie zu überzeugen, daß sie an der Hand eines gleichgültigen, oder erzwungenen Gemahls nie ein ihrer Tugenden würdiges Loos gefunden haben würde. Jener erste Moment, wo die Göttergestalt ihr erschienen war, sein Heldenmuth, seine Menschenliebe hatten für ihr Leben entschieden. Was ihre Verwandten ihr von seiner wüsten Lebensweise sagten, glaubte sie nicht, sie sah nur Unglück und Verblendung in seiner Weigerung, sie hörte keine Vorstellung, keinen Trost an,

und Thränen, Verzweiflung oder dumpfes Starren wechselten in ihrem Gemüthe. Noch denselben Abend ergriff sie ein hitziges Fieber, und nach drei Tagen, während welchen sie entweder in dumpfer Betäubung lag, oder in wüthenden Phantasien den Namen des Unseligen auf ihren Lippen, sein Bild vor ihren entflammten Blicken hatte, endete ein konvulsivischer Anfall ihr Leben, nicht ohne daß sie vorher wohl hundertmal versichert und geschworen hatte, der von Gott ihr bestimmte Verlobte müsse ihr werden, und sie werde auch im Grabe nicht von ihm lassen. Der trostlose Vater ließ die irdische Hülle seiner Tochter in die Familiengruft des fürstlichen Hauses von S..no, im Neapolitanischen, von dem er stammte, mit aller jener Pracht und Feierlichkeit abführen, die seinem zerrissenen Herzen ein täuschendes Labsal von erwiesener Liebe und Ehre gab — und folgte ihr binnen Jahresfrist. Schwester Klara, an Entsagen gewohnt, übertrug in stiller Ergebung auch diesen Schmerz. Dem Verräther ward die Kunde aller dieser Ereignisse nur durch öffentliche Blätter. Vittoria's Tod, der seinem schnöden Briefe so bald gefolgt war, daß er den Zusammenhang dieser Begebenheiten nicht mißkennen konnte, erschütterte den leichtfertigen Sünder doch ein wenig,

und er blieb ein Paar Tage ernster; bald aber riß ihn der Wirbel der Zerstreuungen mit sich hin, und das glückliche Gefühl der neuen Freiheit übertäubte die Vorwürfe seines ohnehin nicht zarten Gewissens.

Was er gehofft hatte, ward ihm doch nicht. Eben die Losgebundenheit von dem Joche, welches ihn so schwer gedrückt hatte, gab ihm, indem sie ihm die Möglichkeit darbot, jedes beliebige Band zu knüpfen, eine Unentschlossenheit und Wähligkeit, die er vorher nicht gekannt und nie zu kennen gedacht hatte. Gesättigt durch leichtsinnige Liebeleien, hauptsächlich nur mit jener Art von Weibern bekannt, deren Aufführung ihn an jeder weiblichen Tugend zweifeln machte, hielt er das ganze Geschlecht für nichts weiter, als ein Spielzeug seiner Launen, und glaubte sich von jeder Rücksicht oder zarten Empfindung gegen jene losgesprochen, deren Streben ja auch nur nach seinem Namen und Reichthum zielte.

Diese Ansichten kühlten den ohnedies Erkalteten, spannten den Genußsatten noch mehr ab. Nie gewohnt, streng über sich nachzudenken, war er weit entfernt, den Grund seines Ueberdrusses in seiner eigenen Brust zu suchen, schrieb alle Schuld auf die

Sinnesart seiner Landsmänninnen, und hoffte, in andern Ländern neuen Lebensgenuß und frischen Reiz für sein ermattetes Herz zu finden. In dieser Absicht trat er zwei Jahre nach Vittoria's Tode eine große Reise durch Europa an, sah Wien, Berlin, Paris, London, und jene Gegenden Deutschlands wieder, in denen er als lebensfroher Jüngling, als ruhmbegieriger Krieger gelebt, und Alles so viel schöner und ansprechender gefunden hatte, als jetzt. Er warf das Geld mit vollen Händen hinaus, er jagte nach jeder Freude, haschte nach jedem Schein des Glücks, und sank unbefriedigt, angeekelt, nach einem kurzen Wahn in seine vorige Unbehaglichkeit zurück.

Drei Jahre irrte er so in weiter Ferne herum, und kehrte endlich, um viele Tausende ärmer, und um nichts, als unangenehme Erfahrungen reicher, wieder nach Neapel zurück. Hier fanden ihn seine Freunde sehr geändert, und schrieben seinen Mißmuth und seine Unempfänglichkeit einem Anfall von Spleen zu, den er sich in England geholt. Er aber suchte noch immer nach Genuß und Freude, ohne sie zu finden, und verfiel auf die seltsamsten Einfälle, die kostbarsten, die ungereimtesten Unterhaltungen, um durch das Ungewöhnliche seine ermattete Einbil-

dungskraft aufzuregen und sich auf kurze Zeit der Täuschung, als sey er jetzt wirklich vergnügt, hinzugeben.

Mitten unter diesen fruchtlosen Bestrebungen sorgte indeß der Zufall freundlicher für ihn, als alle seine Erfindungskraft nicht hatte thun können. Es war an einem schönen Frühlingsnachmittag, als er, durch die Straßen von Neapel schlendernd, ohne eigentlich zu wissen, warum? in die Hallen einer geöffneten Kirche trat, in welcher der Nachmittagsgottesdienst Menschen versammelt hatte. Am Hochaltare flammte heller Kerzenschein und tönte Gesang und Glockenläuten, aber in den Seitengewölben herrschte Dämmerung und Schweigen, und in einer dieser Vertiefungen erblickte er eine Frauengestalt in tiefer Trauer vor einem Altare in stiller Geistessammlung hingesunken, deren Haltung und Anzug nichts Gewöhnliches verkündete, und sie auffallend von den gemeinen Gestalten unterschied, welche zu dieser Stunde die Kirchen zu besuchen pflegen. Der Marchese betrachtete sie aufmerksam. Der schwarze Schleier, der ihr Gesicht gerade von der Seite beschattete, wo Geronimo stand, hinderte in zwar,

ihre Züge zu sehn; doch konnte er bemerken, daß sie sehr edel gebaut, mit Geschmack und jener Wahl gekleidet war, die auf höhern Stand und feinere Bildung schließen ließ. Auch gewahrte er bald zwei Bediente in eleganter Livree, die etwas weiter rückwärts standen, und wahrscheinlich das Gefolge der Dame ausmachten, da rings umher in der Kirche sich Niemand zeigte, dem sie angehören konnten. Er betrog sich auch nicht. Die Vesper war zu Ende, die Gemeinde kam in Bewegung, und mit ihr die schöne Dame. Eine lange, edle Gestalt richtete sich von den Stufen empor, worauf sie gekniet, die Bedienten traten herzu, dieser, um das Gebetbuch, jener, um die Schleppe zu fassen, sie wendete sich, und der Marchese erblickte ein Gesicht von so ausgezeichneter Schönheit und so himmlischem Ausdruck, daß er, der feine Kenner weiblicher Reize, sich mit Ueberraschung gestand, nie etwas dergleichen gesehen zu haben. Die auffallende Blässe, die diese zarten Formen überzog, gab, indem sie die schwermüthige Gluth der dunkel beschatteten großen Augen erhob, der ganzen Gestalt einen rührenden Ausdruck, und fesselte des Marchese Aufmerksamkeit mit einer Gewalt, deren er sich selbst kaum mehr fähig gehalten hatte. Er folgte ihr auf dem Fuße, er stellte sich

an die Kirchthür, wo sie des Gedränges wegen einige Augenblicke stille stehn mußte, so, daß er sie ganz genau betrachten, und nun im vollen Lichte des Tages bestätigt sehen konnte, was ihm in der Dämmerung der Seitenkapelle nur ahnend erschienen war.

Jetzt rollte eine elegante Equipage vor, die Bedienten öffneten den Schlag, die Dame stieg ein, der Marchese stand verloren in der Anmuth der Bewegung, mit der sie es gethan hatte, und der Wagen rasselte über das Pflaster hin. Nun hatte Geronimo nichts Eiligeres zu thun, als sich in eine der Miethskutschen zu werfen, die zu seinem Glücke der Kirche gegenüber standen, und dem Kutscher zu befehlen, jene Equipage nicht aus den Augen zu lassen, und ihr nachzufahren, wo immer sie sich hinwenden möchte. Was er befohlen hatte, geschah. Der elegante Wagen fuhr durch einige Straßen, dann aus der Stadt hinaus, weit in die einsame Kampagne, wo von fern nur einzelne Häuser standen. Geronimo erblickte gegenüber einiger ärmlichen Hütten ein zwar prächtiges, aber dem Anscheine nach unbewohntes Schloß, dessen Bauart und Ansehn auf ehemaligen Glanz und jetzige Verfallenheit schließen ließen. Hier hielt der Wagen. Das Thor öffnete sich, die Kutsche rollte in einen finstern

Thorweg, die Flügel schlossen sich knarrend wieder. Der Marchese sprang aus, hieß seinen Miethswagen warten, und zog die Klingel. Niemand kam. Er wurde ungeduldig, er schellte das zweite, das sechste, das zehnte Mal. Endlich öffnete sich ein Nebenpförtchen, eine alte Frau, in sauberer bürgerlicher Kleidung, sah zur halbgeöffneten Thür heraus, und fragte, was beliebte?

Der Marchese erkundigte sich, wer hier wohne? Die Alte schien befremdet, sie antwortete nicht, und weigerte sich lange, dem vorwitzigen Frager Bescheid zu geben. Endlich erhielten seine Schmeicheleien und sein Geld so viel zur Auskunft, daß eine fremde, vornehme Dame, die über den Verlust ihres Gemahls untröstlich sey, seit einigen Wochen dies sonst unbewohnte Landhaus gemiethet habe, um hier ihrem Schmerze in tiefster Einsamkeit zu leben. Den Namen der Dame konnte Nichts der Alten entlocken, und es wurde dem Marchese zuletzt wahrscheinlich, daß das nicht sowohl gewissenhafte Verschwiegenheit, als wirkliche Unwissenheit sey, indem die Dame es nicht für nöthig gefunden haben mochte, der Alten, die eine Pförtnerin oder Hausmeisterin zu seyn schien, ihren Namen preis zu geben.

Er hatte nicht viel erfahren, aber es diente dennoch, den Funken, der in sein Herz gefallen war, zu lebhafterem Gefühl zu entflammen. Die Schönheit der Unbekannten hatte hingereicht, seine Neugier und seine Theilnahme aufzureizen. Die Seltsamkeit des Abenteuers steigerte seine Erwartung, die Schwierigkeiten verdoppelten seinen Eifer, und er ertrug es sehr ungern, daß ihm die Alte mit der bestimmtesten Kälte jede Hoffnung abschlug, ihre Dame zu sprechen, oder ihr auch nur von diesem Wunsche Kunde zu geben.

Mißmuthig, aber nichts weniger, als entmuthigt, verließ er das Haus und kehrte nach Neapel zurück, um hier in den Zirkeln der großen Welt und durch seine Vertrauten in den niedern Regionen irgend eine Nachricht von seiner Artemisia einzuziehen; doch auch diese Bemühungen blieben fruchtlos, besonders, da er, um sein Geheimniß nicht ganz blos zu geben und sich vielleicht Nebenbuhler zuzuziehn, die größte Vorsicht brauchen mußte.

Indessen fand er sich gleich am folgenden Tage, um dieselbe Stunde, in derselben Kirche ein, wo er gestern die schöne Beterin gesehen. Sie war nicht da. Er suchte sie an andern Andachtsorten, er fuhr auf's Land, er ging um die wohlverschlossene Villa

herum, kein Mensch zeigte sich. Er klingelte, Niemand kam, auch die Alte nicht; er mußte unverrichteter Dinge abziehn, aber er that es mit dem festen Entschluß, doch sein Ziel zu erreichen, wie er es hundertmal schon durch Schmeichelei, Geld und Liebenswürdigkeit erreicht hatte.

Abgekühlt durch fruchtlose Bestrebungen und mehrere darüber hingegangene Tage, sah er endlich ein, daß so stürmende Versuche vielleicht unzweckmäßig seyn, und Geduld mit List verbunden ein sicherer Führer werden möchte. Er faßte sich in Ergebung, er schlich sich um das Haus herum, er erspähte alle Gelegenheiten, und sah nach mehreren Tagen die Alte mit einem Korbe dem nächsten Dorfe zuwandern. Er folgte ihr, und knüpfte ein Gespräch an. Der Dame ward nicht erwähnt, aber er hatte Lust, sich in der Gegend anzukaufen. Er fragte, wem das Haus gehörte, in dem die Alte wohnte, hörte den ihm unbekannten Namen einer ausländischen Familie nennen, die dieses Haus vor vielen Jahren gekauft, weil damals einem Gliede derselben von den Aerzten die milde Luft von Neapel war verordnet worden. Seitdem war es meist leer gestanden, wenn nicht

vielleicht Jemand aus diesem Hause hierher gekommen, oder man es einem Reisenden aus Gefälligkeit zu bewohnen erlaubt habe. Auf diese Weise war es auch der Wohnsitz der Dame in Trauer geworden, die ebenfalls hier fremd sey. Der Marchese wünschte, es besehn zu dürfen, jedoch ohne die Dame zu belästigen; er bat daher, ihm die Stunden zu nennen, wenn sie nicht zu Hause, vielleicht in Neapel bei Bekannten, vielleicht in der Kirche wäre u. s. w. Die Alte wurde geschwätziger. Die Dame hatte keine Bekannten in Neapel, ihre Andacht verrichtete sie meistens in der Schloßkapelle; doch wolle sie suchen, sie dahin zu vermögen, daß sie in den Garten hinabginge, indeß ein Fremder die Wohnung besehen wollte. Der Marchese war auch damit zufrieden, er beschenkte die Alte großmüthig, und versprach, in zwei Tagen wieder zu kommen; er wollte nicht zu hastig scheinen.

Diese zwei Tage dünkten ihm unerträglich lang, denn am dritten hoffte er ohne Zweifel seine Unbekannte zu sehen. Er hatte seinen Plan entworfen. Durch List oder Kühnheit mußte es gelingen. Er fuhr an die Villa, die Alte öffnete, er trat in den Hof. Bogengänge in edlem Styl reihten sich um den viereckigten Raum, in welchem ein Springquell

aus einer sehr schön gearbeiteten Gruppe von Wassergöttern einen reinen Strahl in die Luft emporspritzte. Ein Paar dunkle Pinien beschatteten in einer Ecke einen steinernen Sitz, hoher Graswuchs bedeckte den unbetretenen Platz, alles war still, menschenleer, und zeugte von langer Unbewohntheit, ja von Verfall. Der Marchese sah sich rings um, ein seltsames Gefühl ergriff ihn, eine Art von Wehmuth, die er nie gekannt hatte. Die Alte wies durch eine luftige Halle, von hohen Marmorsäulen unterstützt, auf den hinter der Villa gelegenen Garten, wo Eiben-Pyramiden, steifgeschnittene Alleen und einige Statüen in dunkeln Spaliernischen die Pracht der ehemaligen Besitzer, wie den Geschmack der Zeit, beurkundeten, in welcher das Alles erbaut worden war; dann führte sie den Marchese eine schöne, breite Treppe hinauf, durch prächtig, aber altmodisch eingerichtete Gemächer, rühmte Bauart und Bequemlichkeit des Hauses, und sagte, indem sie noch ein Zimmer öffnete und leiser sprach, die Signora sey zu Hause, und habe nichts dagegen, daß Jemand den Palast besähe, vielmehr wünschte sie, ihren Freunden, die es ihr auf kurze Zeit zu bewohnen erlaubt, durch einen vortheilhaften Verkauf nützlich zu werden. C..ika hörte diese Worte mit großem Ver-

gnügen, doch vermied er, es zu zeigen. Er ging mit der Alten noch recht gemächlich alle Gänge und Abtheilungen des Schlosses durch, und verlangte erst dann, daß sie der Signora in seinem Namen danken, und ihm die Erlaubniß erbitten möchte, wenn es ohne ihre Ungelegenheit geschehen könne, auch jene Zimmer zu sehen, die sie bewohnte. Die Alte ging, der Marchese blieb allein, seinen Gedanken überlassen; sie waren alle bei der Unbekannten, und deswegen hatte er nicht Zeit, zu bemerken, was ihm sonst aufgefallen seyn würde, daß in dem ganzen weitläufigen Gebäude, außer der Dame und der Pförtnerin, kein Mensch zu hausen schien. Die Alte kam zurück, die Dame hatte eingewilligt. Eine lebhafte Röthe der Freude überflog Geronimo's Gesicht. Sie gingen durch einige sehr einfach eingerichtete Zimmer, und nun öffnete die Pförtnerin ein Kabinet, das hoch gewölbt, und, nur durch ein einziges Fenster erleuchtet, nicht sehr hell war. Die Aussicht ging über den Garten hin nach dem Vesuv. Ein Alkoven, von hohen marmornen Säulen gebildet, zwischen denen ein dunkler seidener Vorhang bis zur Erde hing, verdeckte einen noch innern Theil des Gemachs. Der Marchese glaubte allein zu seyn, er betrachtete die Einrichtung, die Geräthschaften.

Alles trug das Gepräge eines düstern, von diesem Leben abgewandten Sinnes. Da rauschte es hinter ihm, wie ein seidenes Gewand, er sah sich um, die Unbekannte stand vor ihm, und vielleicht zum ersten Male, seit jener goldnen Zeit der ersten Liebe in seiner ausgeglühten Brust, benahm ihm der Anblick so großer und wunderbaren Schönheit die Fähigkeit, den ersten Augenblick der Bekanntschaft durch eine kalte Galanterie zu entweihen.

Er stand ein Paar Sekunden sprachlos. Nun sagte die Dame mit einem Silberlaut, der unbeschreiblich tief in sein Herz drang, ihm einige höfliche Worte über das Geschäft, das ihn hergeführt, und gab ihn dadurch sich selbst wieder. Er faßte sich, schalt seine Schüchternheit innerlich selbst, und war wieder ganz, was er immer gewesen, der unbefangene und seines Erfolges sichere Sieger des schönen Geschlechts.

Hier indessen schienen die ofterprobten Künste sich dennoch nicht zu bewähren. Auf diese edlen, aber höchst ernsten Züge war durch keine noch so feine Schmeichelei ein Lächeln zu zaubern, diese blassen Lippen öffneten sich nur zu gehaltreichen, aber kalten Worten, und die rührend gesenkten dunkeln

Augen hoben sich nur selten bis zu denen des Marchese. Alle Wünsche, alle Empfänglichkeit für Erdenfreuden schienen in dieser trauernden Gestalt mit dem geliebten Gemahl nach jenseits entflohen zu seyn und ihr nur ein schattengleiches Daseyn zurückgelassen zu haben. Doch selbst diese Abgeschiedenheit von allem Irdischen bei so viel Geist und Gemüth, wie sich unverkennbar in den Aeußerungen der Unbekannten zeigte, bildete eine so anziehende Erscheinung, daß der Marchese sich viel ernster bewegt fühlte, als er es diesem Abenteuer anfänglich zugetraut hatte. Klugheit, und eine gewisse Schüchternheit, die der Anblick dieser Frau ihm einflößte, bewogen ihn, seinen ersten Besuch sehr kurz zu machen; doch wagte er es, beim Fortgehn leise auf die Möglichkeit anzuspielen, ob er auch wiederkommen, und mit ihr das Weitere wegen Zeit und Bestimmung des Hauskaufes abreden dürfe? Sie sagte nicht Nein, sie sagte nicht Ja; sie sah stumm und seufzend vor sich hin, und C. . ika sah sich genöthigt, seine Frage bestimmt zu wiederholen und sich die gelegene Stunde zu erbitten. Nun, wie aus einem Traume erwachend, heftete sie den Blick mit seltsamem Ausdruck auf ihn, und sagte: Heut über acht Tage um zehn Uhr Vormittags. Sie neigte

den Kopf, der Marchese verbeugte sich ebenfalls tief, und ging.

So war ihm noch nie zu Muthe gewesen, so angezogen und doch so fern gehalten hatte er sich noch nie gefühlt. Er war sich selbst ein Räthsel geworden. In Träume versunken, doch wohlzufrieden mit seiner neuen Bekanntschaft, legte er den Weg nach Neapel zurück, und mühte sich vergebens und lange ab, zu finden, an wen ihn diese Unbekannte erinnere, wo er diese Züge gesehn, und besonders den Ton dieser Stimme gehört hätte? Denn es war ihm, je länger er mit ihr gesprochen, desto wahrscheinlicher geworden, daß er sie damals in der Kirche nicht zum ersten Male in seinem Leben gesehen habe. Doch mit aller Anstrengung fand er gar nichts in seinem Gedächtnisse, was ihm Aufschluß geben konnte, und er entsagte endlich dem fruchtlosen Sinnen.

Während der acht Tage, welche die Unbekannte so strenge zwischen seinen ersten und zweiten Besuch gesetzt hatte, hatte seine alte Natur Zeit gewonnen, sich wieder in ihrer ganzen Verderbtheit zu erheben. Er schalt sich einen Thoren, daß er sich von einer, nur neuern und künstlichern Maske der Koketterie hatte täuschen, und in reifen Jahren, bei so viel

Weiberkenntniß, von dem oft versuchten und stets zweckmäßig befundenen Pfade der Kühnheit und Schmeichelei abbringen lassen. Ihm erschien nun die ganze Sache in anderm Lichte. Die Signora auf der alten Villa war nichts Anderes und nichts Besseres, als alle übrigen Evenstöchter, ihre Zurückgezogenheit war ein wohl ausgelegter Köder, ihre Trauer um den verstorbenen Gemahl ein überdachtes Spiel, um lebendigen Liebhabern anziehender zu erscheinen, ihre Kälte endlich Maske, um sich kostbar und neu zu machen. Er glaubte sogar, sehr großmüthig zu seyn, wenn er über ihre Familie, Stand und Wittwenschaft weiter keinen Zweifel hegte, und sie für das nahm, wofür sie sich gab.

Ungemein abgespannt durch Betrachtungen dieser Art, und fest entschlossen, das nächste Mal bessern Gebrauch von der Erlaubniß, die Dame zu besuchen, und bedeutendere Fortschritte in ihrer Gunst zu machen, erwartete er ruhig, aber mit Lust, den bestimmten Tag, und war mit dem Schlage zehn Uhr an der Villa. Die Pförtnerin schloß auf, und geleitete ihn, wie das erste Mal, durch die lange Reihe von Zimmern. Diesmal fiel es ihm auf, daß er außer

ihr Niemand gewahr worden war, der zur Bedienung einer Frau gehören konnte, die, nach Allem zu urtheilen, von Range war. Das erregte seine Neugier, und gab dem Verhältniß einen Reiz mehr. Mit angenehmer Erwartung trat er in das Kabinet, das die Alte öffnete, und ihn eintreten ließ.

Die Unbekannte stand vor ihm. Ein galant keckes Wort, das von seinen Lippen flattern wollte, erstarb vor dem finstern Ernst, mit dem sie ihn schweigend betrachtete. Er verbeugte sich stumm und ehrerbietig. Schweigend ging die Signora auf das Kanapee in der Ni,che des Kabinets zu, schweigend deutete sie dem Marchese, auf einem Stuhle Platz zu nehmen. Sie fand es nicht für gut, zu reden, und ihm mangelte zum ersten Mal in seinem Leben der Muth. Es lag ein Ausdruck von Ernst und Todeskälte in diesen blassen Zügen, der ihm das Herz zusammenzog, und dennoch schien aus der Tiefe des dunkeln Auges ein Strahl warmer Lebens-, ja Liebesgluth zu brechen, der einen unbeschreiblichen Eindruck machte, und, was jene Kälte zu erstarren drohte, in tiefer ahnender Wärme wieder löste.

Endlich fand er nach und nach seine Unbefangenheit wieder, und ein gleichgültiges Gespräch begann, in das die Fremde anfangs nur einzelne Worte

mischte, aber diese so aus der Fülle eines leidenschaftlich erregten, mit allen Schmerzen und höhern Freuden des Lebens bekannten Gemüths, daß die Unterredung bald zur größten Lebhaftigkeit stieg, und der Marchese, als die Stunde des Abschieds schlug, sich gestehen mußte, daß er sich seit Langem nicht so gewaltig von einem weiblichen Wesen angezogen und in so strengen Schranken ehrerbietiger Entfernung gehalten, gefühlt hatte, über die ihm keine Galanterie, keine Keckheit, keine wüste Erfahrung hinaushalf. Auch die Dame hatte gegen Ende des Besuchs etwas von ihrer eisigen Kälte nachgelassen, es schien, als fände auch sie Wohlgefallen an der Unterhaltung mit dem vielseitig gebildeten, welterfahrnen Manne, und sie erlaubte ihm auf seine angelegentliche, aber bescheidene Bitte, sie in vier Tagen zwischen sechs und acht Uhr Abends zu besuchen.

Diesmal stellte der Marchese keine so kühlen, so lästernden Betrachtungen über seine neue Bekanntschaft an, und der Verstand herrschte nicht mehr unbeschränkt über seine innere Welt. Ein sanfter Hauch warmer Neigung, etwas von Mitleid, Achtung und innigem Wohlgefallen wehte darin, schmolz jene eisigen Stacheln, und eine seltsame Scheu, die er sich nicht zu

erklären wußte, hielt, indem sie jede schnelle Annäherung hinderte, diese werdende Neigung in angenehmer Spannung. So erwartete er mit lebhafter Regung den vierten Tag, und, was seit vielen Jahren nicht geschehen war, er ertappte sich auf kleinen Träumereien, auf leisen Anklängen von Sehnsucht, freilich alles nur im Dämmerlicht des längst ausgeglühten Gefühls, aber dennoch verbreiteten sie ein ungewohntes Leben in ihm, und liehen den gleichgültig gewordenen Umgebungen einigen Reiz durch die neuen Beziehungen, in welche sein Wunsch nach der Unbekannten sie versetzte. Der vierte Tag kam endlich. Der Marchese hatte vielleicht seine Uhr zu stellen vergessen. Es war noch lange nicht sechs Uhr, als sein Kabriolet vor der Villa hielt. Die Pförtnerin ließ ihn ziemlich warten, und bedeutete ihm, wie sie endlich kam, daß er sich indessen in den Garten verfügen möge, weil Signora erst mit dem Schlag sechs Uhr zu sprechen sey. Das dünkte ihm seltsam, er sah nach der Uhr des Schloßthurmes, es fehlten kaum dreizehn Minuten. Wie konnte man so pünktlich seyn! Doch seine Verwunderung, seine Ungeduld halfen nichts, er mußte sich bequemen, einen Gang durch den Garten zu thun. Die Stille, welche hier herrschte, die alterthümlich steifen Alleen,

die ausgetrockneten, halbverfallenen Springbrunnen, dies stumme Grottenwerk, in dem keine plätschernde Quelle mehr in den bemooseten Muscheln schwelgend spielte; diese ungepflegten Rabatten, mit dunkelm Bux umsäumt, worauf nur hier und dort eine einsame Blume, gleichwie ein Ueberbleibsel besserer Zeit, aus zerstreutem Samen aufgegangen, blühte, — Alles stimmte den Marchese zu wehmüthigen Betrachtungen. Das Bild einer schönern, lebendigern Vergangenheit drängte sich ihm auf. Seine eigene, schon versunkene Jugend, in unbefriedigenden Genüssen verschwärmt, deren Andenken ihm keine Freude, ja nicht einmal Ruhe gab, die stolzen Ansprüche auf Glück, mit denen er in die Welt getreten war, und wie er nun so einsam, lebenssatt, angeekelt von Allem, worin er Andere sich berauschen sah, dastand, — das Alles trat in der abgestorbenen, öden Umgebung, abgestorben und öde, wie sein Inneres, mit peinlicher Lebhaftigkeit vor seinen Blick, und zum ersten Mal in seinem Leben machte der Gedanke sich Platz in ihm, wie wohl Alles anders und wahrscheinlich besser gegangen wäre, wenn er seinem Vater gefolgt, dem unschuldigen, in Liebe für ihn glühenden Mädchen seine Hand gegeben, und mit ihr ein anständiges, herkömmliches Leben als Gemahl

und Vater geführt hätte. Unzähligemal hatten Vergleiche dieser Art seit Vittoria's Tod sich ihm aufgedrängt, aber er hatte sie immer zurückgewiesen. Jetzt auf einmal half das Bild versunkner ehemaliger Herrlichkeit um ihn her, das laut von der Vergänglichkeit des menschlichen Glückes predigte, ihnen Raum im Herzen des Marchese gewinnen. Arme Vittoria! sagte er, und ein mitleidiger Seufzer flog über seine Lippen. In dem Augenblicke gab die Schloßuhr mit langsamen Schlägen sechs Uhr an, die Stunde des Rendezvous! Der Marchese schüttelte den ängstlich ungewohnten Schauer ab, und flog zu seiner Schönen.

Sie trat ihm entgegen, wie er die Thür des Kabinets öffnete. Es war etwas Verändertes in ihr, ihre Züge schienen in Bewegung, ihre Augen sprachen von heftiger Rührung. Es war dem Marchese wahrscheinlich, daß sie vielleicht eben von einem Gebete für, oder wenigstens von einer lebhafteren Beschäftigung mit ihrem verstorbenen Gemahl käme, und daß man ihm deshalb den Zutritt nicht eher gestattet habe. In der Stimmung, in welche ihn der Gang im Garten versetzt hatte, war es ihm lieb, sie weniger eisig zu finden, und es schien, als ob durch eine zarte Sympathie der Seele auch in

ihr sich ähnliche Gedanken bewegt hätten, und sie den Freund mit wärmerer Neigung empfinge. Es ergoß sich ein milder Zauber aus ihren Worten und Blicken in sein Herz; Alles war heute so weich, so innig, und er selbst so gestimmt, diese Einwirkungen aufzufassen. Diese Stunde brachte ihn seiner Unbekannten um Vieles näher, und er schied, als er es mußte, bei weitem nicht mehr so von ihr, wie er gekommen war. Sein besseres Gefühl, seine stille Sehnsucht blieb bei ihr zurück, und verwundert, aber froh über diese Empfänglichkeit seines Herzens, an die er kaum mehr geglaubt hatte, kehrte er nach Neapel zurück, schloß sich ein, und mied jede Berührung, die die liebgewordene Stimmung in ihm stören konnte, bis der bestimmte Tag ihm wieder erlaubte, seine Freundin zu sehen und neue Bezauberung in ihrer Gegenwart zu holen.

So zogen sich nach und nach die Bande zwischen Beiden immer fester. Die Schönheit der Unbekannten, ihre Liebenswürdigkeit, ihr gebildeter Geist, ihre äußere Kälte bei so viel innerer Gluth, die tiefe Empfindung für ihn, die er, trotz aller Zurückhaltung der Schönen, doch unwillkührlich aus ihrem

Betragen hervorbrechen sah, endlich selbst das Räthselhafte und Wunderbare in ihrem ganzen Verhältniß, das seiner Neigung Hindernisse in den Weg zu legen schien, alles trug dazu bei, seine Liebe bis zur Leidenschaft zu erhöhen, und ihn dahin zu bringen, daß er, seiner Vernunft, seinem Stolze, ja seiner ganzen Natur zum Trotze, ernstlich darauf sann, dieser räthselhaften Unbekannten Herz und Hand anzutragen. Lange kämpften jene verneinenden Gründe in ihm mit dem heftigen Wunsche nach dem unverlierbaren Besitz eines Gutes, das ihm als das größte Glück der Erde erschien. Endlich siegte der Wunsch, die Liebe triumphirte, und C..ika flog in einer der Stunden, die die Dame immer selbst bestimmte, und die er weder beschleunigen noch verlängern durfte, zu ihren Füßen, und erklärte ihr, daß er ohne sie nicht mehr leben und nur mit ihr glücklich seyn könne.

Ein heftiger Schauer schien sie bei diesen Worten zu erschüttern. Also dennoch Nein! Nein! rief sie, und die Gluth der innigsten Leidenschaft brach aus ihren Blicken hervor. Doch besann sie sich nach einer Weile, ja, sie ließ den Freund zweimal scheiden, und mit erhöhter Leidenschaft wiederkommen, ehe sie in sein ungestümes Bitten willigte, und ihm,

jedoch nur unter Bedingungen, die er mit einem feierlichen Eide beschwören sollte, ihre Hand vor dem Altare zu geben versprach.

Diese Bedingungen waren, Erstens: nie bei ihr selbst, noch hinter ihrem Rücken nach ihrer Herkunft oder ihrem Namen zu fragen; Zweitens: nie vor der von ihr bestimmten Tagesstunde zu kommen, und nicht einen Augenblick länger zu bleiben; Drittens: ihr unverbrüchliche Treue zu halten, weil es im entgegengesetzten Falle — hier schoß ein furchtbarer Blick auf ihn, und eine krampfhafte Erschütterung durchzuckte sie — sein und ihrer Nebenbuhlerin größtes Unglück seyn würde. Uebrigens sollte die Vermählung erst nach drei Monaten, die sie zur Prüfungszeit seiner Treue bestimmte, vor sich gehn. Der Marchese fand die Bedingungen hart; aber da sie der einzige Weg waren, um an sein Ziel zu gelangen, so hätte er sich wohl im Taumel ungestillter Leidenschaft zu noch mehr verpflichtet, ohne zu denken, ob er es auch halten werde können, halten werden wollen? Er leistete den Eid, der ihm vor einem Krucifix bei brennenden Wachslichtern sehr feierlich abgefordert wurde, und schwamm in Entzücken, sich nun ein unbestreitbares Recht auf das theure Wesen erworben zu haben, über welches sich

von diesem Augenblicke an eine stille Zufriedenheit, ein weicheres Gefühl zu verbreiten schien.

Nun kam er alle Tage um die bestimmte Stunde, er saß an der Geliebten Seite, er sprach von seiner Gluth, seinen Wünschen, und ihm antwortete ein gleiches, ja ein wohl noch tieferes Gefühl aus ihrem Innersten, das dem flatternden Spiel aufgeregter Phantasie eine bestimmte Richtung zu geben, und vor Allem den irren Weltling zu ernsteren Ansichten über Glauben, Bestimmung des Lebens und Ewigkeit zu führen strebte. Es war ein himmlisches Leben!

Aber Geronimo war noch kein Bürger des Himmels, und die Erde fing nach und nach wieder an, ihre Rechte über ihn auszuüben. Die Regelmäßigkeit seiner jetzigen Tagesordnung kam ihm nach den ersten drei Wochen, die seit der Verlobung verflossen waren, etwas einförmig vor, seine Freunde in Neapel neckten ihn mit seiner spießbürgerlichen Zurückgezogenheit, er fand es seltsam von seiner Braut, daß sie gerade auf den benannten Stunden bestand; er mußte es tadeln, daß sie, die nun nicht mehr dem verstorbenen ersten Gemahl, sondern dem frisch-

lebenden Bräutigam angehörte, noch stets eine so ängstliche Verborgenheit und ein unverbrüchliches Geheimniß zu halten für gut fand, ja, er hatte sich geschmeichelt, daß die strenge Hülle nach und nach am Strahl seiner Liebe schmelzen, und er die Wahrheit erfahren würde, und was der Betrachtungen mehr waren, die seine abgekühlte Leidenschaft in der Sicherheit des Besitzes anzustellen für gut fand.

So wie diese Gedanken sich in ihm zu regen begannen, änderte sich unmerklich auch sein Betragen gegen die räthselhafte Braut. Es gab jetzt zuweilen Umstände, die ihn hinderten, mit dem Stundenschlag auf der Villa zu erscheinen, oder Geschäfte, eben wegen seiner nahen Vermählung, die ihn zwangen, sich vor der ihm zugestandenen Zeit zu entfernen. Das Alles indeß schien seine Braut nicht zu bemerken. Sie begegnete ihm mit der gleichen Zärtlichkeit, ihr Herz hatte immer Liebe und Theilnahme für seine Freuden, Beruhigung oder Erheiterung für seinen Verdruß. Kein Vorwurf kam über ihre Lippen; nur manchmal erinnerte sie ihn an den dritten Punkt seines Eides, und die Aengstlichkeit, womit sie es that, der Schauer, der sie dabei zu durchzucken schien, ergriffen den Marchese gewaltsam, aber nicht freundlich. Erneuerte Schwüre, heiße

Betheuerungen folgten jeder solchen Mahnung, und der Friede war auf einige Zeit hergestellt.

Noch ein Paar Wochen dauerte dies Leben fort, als eine Familienangelegenheit Geronimo's Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Einer seiner Vettern wollte sich verheirathen. Die Braut war aus einem erlauchten Hause, und noch im Kloster, aus welchem sie in die Arme des bestimmten Gemahls übergehen sollte. Dieser Vetter hatte noch Erbschaftsforderungen, welche seit dem Tode von Geronimo's Vater, aus Lässigkeit und Vertrauen auf des Cousins Rechtlichkeit, nicht geordnet worden waren. Jetzt mußte es aber geschehen. Geronimo kam dadurch in allerlei Berührungen mit diesem Vetter, den er vorher nicht oft gesehn. Das Geldgeschäft wurde mit jener Großmuth und dem edlen Zutrauen geschlichtet, das bessere Menschen an einander zieht, und Felicio drang ernstlich in seinen Cousin, ja doch seinem Hochzeitfeste, das auf der Villa des Brautvaters gefeiert werden sollte, beizuwohnen.

Geronimo sagte nicht unbedingt zu. Er wollte mit seiner Braut sprechen, und sie auf eine Entfernung von ein Paar Tagen vorbereiten. Sie hörte

ihn an. Es schien etwas Unheimliches sie zu erschüttern, auch verstummte sie einen Augenblick; aber sie faßte sich wieder, und gab ihrem Geliebten volle Freiheit, der Einladung zu folgen. Sie vertraute, sagte sie, indem sie ihm fest in die Augen blickte, seinem Herzen, seinem Schwur. Mit leichtem Muth und mit einem freudigen Gefühl von Ungebundenheit trat er die Reise an, und nach einer Fahrt von ein Paar Stunden durch blühende Fluren bei frischen Morgenlüften, welche vom Meere heraufwehten, strahlte ihm die Villa schon von weitem auf einem mäßigen Hügel entgegen. Sie war im edelsten Styl erbaut, ihre luftigen Säulengänge, ihre marmornen Hallen erinnerten an die schönsten Ueberbleibsel aus dem römischen Alterthum, von dem sie ein frisches, lebendiges Bild schien; dunkle Pinien schwankten im Morgenwinde, und deckten und zeigten abwechselnd die blendendweißen, schlanken Säulenschäfte; bis an den Fuß des Hügels zogen sich Terrassen mit blühenden Orangen- und Granatbäumen herab, und unten plätscherte ein reicher Bergquell in das weite marmorne Becken. Das war Alles so frisch, so jugendlich, so in vollem Leben stehend! Geronimo's munterste Laune erwachte, womit er die Gesellschaft auf dem Wege trefflich unterhielt. An des glückli-

chen Bräutigams Hand flog er die Marmortreppe hinauf, und betrat den hohen, kühlen, von Säulen getragenen, mit Meisterwerken der bildenden Künste geschmückten Saal. Die Herzogin, eine schöne Matrone, kam ihnen entgegen, eine römisch-hohe Gestalt, die in den Umgebungen ihres Salons sich wie eine große Frau der Vorwelt, eine Portia, oder Kornelia ausnahm; an ihrer Seite die Braut, eine Rosenknospe, ein frisch aufblühendes Götterkind, wie aus Liebe und Jugendfreude geformt, nur Leben, nur Fröhlichkeit, bei dem reizendsten Ebenmaß der Glieder und der wunderlieblichen Gesichtszüge, kaum funfzehn Jahre alt, unbekannt mit der Welt, mit dem Leben, mit sich selbst. So faßte G e r o n i m o's Kennerblick den Eindruck der holden Erscheinung im ersten Moment auf, und es regte sich gewaltig die Lust in ihm, ihr Lehrmeister zu werden, sie die Welt und ihr eignes Herz verstehen zu lehren. Doch der Zweck des Festes, die Gegenwart der Aeltern, des Bräutigams, am meisten der Rückblick auf die Bande, die ihn selbst fesselten, hießen ihn jeden Wunsch dieser Art im Keime ersticken, und er nahm sich vor, sich recht klug, recht treu zu benehmen. Es war mißlich, daß er es sich v o r n a h m, denn er fiel schon den ersten Tag einige Male aus seiner

Rolle, besonders, wenn das lebensfrohe Kind in absichtslose Hinneigung mehr Gefallen an Geronimo's geistreichem Getändel, als an dem etwas förmlichen Wesen ihres, ihr eben so fremden, Bräutigams fand. Indessen ging Alles diesen und den folgenden Tag ganz gut, an welchem endlich gegen Abend die priesterliche Einsegnung Statt hatte, worauf ein glänzender Ball im Schlosse, Illumination und Feuerwerk im Garten die Feierlichkeit beschlossen. Der Ball dauerte in sehr lebendiger Fröhlichkeit bis gegen den hellen Tag. Vom Balle weg, aus dem lustig bewegten Maskenleben, von lärmender Freude und allen sinnreich erdachten Genüssen der Pracht und des Reichthums, fuhr Geronimo allein in seiner Chaise, schlaftrunken, etwas fröstelnd vor dem frischen Morgenhauch, der von der See heraufblies, nach Neapel zurück. Es waren volle vier Stunden bis zur Stadt, dann mußte er sich noch umkleiden, und ebenfalls wieder einige Miglien fahren, um zur gesetzten Zeit auf der einsamen Villa auch eine Braut zu besuchen. Eine Braut! Unwillkührlich stieg bei diesen Worten das Bild derjenigen vor ihm empor, die er so eben im vollen Frühling der Liebe, der Jugend, des Frohsinns verlassen hatte. Welch ein Unterschied!

Es fiel mit Eiseskälte auf sein Herz, und er konnte das unbehagliche Gefühl nicht los werden. So langte er in Neapel an, so kam er endlich an die Villa. Hier war Alles, wie sonst, todtenstill, einsam, kalt. Zwar empfing ihn seine Geliebte mit großer Freundlichkeit, aber nach einer Trennung von vier Tagen war ihr Benehmen nicht freudiger, nicht lebhafter, als vorher. Geronimo sollte von seiner Reise erzählen. Er war klug genug, sein Wohlgefallen an der neuen Cousine zu verschweigen, und überhaupt durch keine zu beredte Schilderung den Argwohn seiner Freundin zu reizen. Daher fiel der Bericht matt aus, die Unterhaltung stockte, beide fühlten sich nicht gut gestimmt, und Geronimo hatte bei seiner Rückkehr vom Lande so viel Geschäfte vorgefunden, die noch Bezug auf jene Erbschaftsangelegenheit hatten, daß er zeitiger, als er es wünschte, in die Stadt zurückkehren mußte.

Hier war gegen Abend das neue Ehepaar ebenfalls eingetroffen, und Geronimo fand, wie er in seinen Palast trat, eine Einladungskarte zu Spiel und Souper bei seinem Vetter. Ein Strahl der Freude fuhr über sein Gesicht, er kleidete sich mit Wahl und fuhr in den erleuchteten Palast. Als Verwandter des Hauses, als geschätzter Freund ward er von

Allen mit freundlicher Auszeichnung begrüßt, und auch bald wie zu Hause. Die kleine Cousine war heute noch anziehender, als gestern und vorgestern. Der weniger prächtige, aber mehr idealische Anzug kleidete sie ganz trefflich, und zwischen dem reichen Blumenkranz in den vollen Locken und dem Busenstrauß guckte das Amorsköpfchen gar lieblich heraus. Geronimo war bezaubert, doch hütete er sich wohl, etwas davon merken zu lassen, denn Felicio war sehr geneigt zur Eifersucht und sehr verliebt in seine Frau, und Geronimo hatte einen furchtbaren Schwur zu halten.

Die Sache ging eine Weile ihren Gang fort. Der Marchese machte seinen täglichen Besuch auf der Villa, sprach mit Emphase von der Zeit, wo er den Gegenstand seiner Wünsche ganz sein würde nennen können, hatte aber eben jetzt so viele und verdrießliche Geschäfte, daß er meistens später kommen und früher scheiden mußte, als ihm gestattet war, und selbst in diesen kürzeren Stunden seiner Anwesenheit zerstreut und verstimmt schien. Seine Braut blieb unverändert. Sie schien das Alles zu glauben und sehr natürlich zu finden; nur zuweilen, wenn sie sich unbemerkt meinte, schoß ein so seltsamer, so durchbohrender Blick aus den dunkeln Augen auf den

erkalteten Liebhaber, daß dieser tief in der leichtsinnigen Seele davor erstarrte.

In Neapel ging es lebhafter. Geronimo hatte bald gewußt, das unverständig junge Herz zu bethören. Fiorilla hing an ihm mit aller Gewalt des neuen, ihr selbst bisher unbekannten Gefühls. Felicio hegte keinen Verdacht gegen seinen Vetter, da er Einiges von seinen Verhältnissen wußte und ihn als Freund immer edel befunden hatte. Geronimo aber war klug genug, Fiorillen die höchste Vorsicht zu empfehlen. So störte nichts den heimlichen Liebeshandel, dem Geheimniß und Gefahr auf beiden Seiten neuen Reiz verliehen. Aber Geronimo's Besuche auf der Villa wurden immer kürzer. Es kam ihm jetzt Manches unerwünscht, Manches sogar unheimlich an und um seiner Braut vor. Er sprach von dem jetzt sehr nahen Tage ihrer Verbindung und von ihrer Zukunft nicht, ohne daß ein heimliches Grauen ihn befing, und es entspannen sich seltsame Gespräche zwischen ihnen. In einem derselben, als er eben wieder von seiner gerechten Neugier und seinen Erwartungen sprach, erhob sie sich und sagte feierlich: Ihr Schwur ist geleistet und angenommen. — Daran können Sie und ich, und selbst die Allmacht, nichts mehr ändern. Er muß nun auch

gehalten werden. Bei diesen Worten wandte sie sich von ihm ab, ein Ausdruck des tiefsten Schmerzens zuckte über ihr Gesicht, sie stand auf und verließ das Zimmer.

Die Warnung hatte vergeblich an das leichtsinnige Herz geschlagen. Ein Paar Minuten saß er nachdenkend, dann gab eine Uhr die Stunde an, die ihn nach Neapel zurückrief. Er stand auf, sagte der Pförtnerin, weil er ihre Gebieterin nicht mehr sprechen könne, werde er morgen zeitig wiederkommen, und flog zu Fiorillen. Es war bei einer ihrer Bekannten Ball, und sie reizender, als je. Geronimo verlor alle Rücksichten aus den Augen, er bat sie um eine heimliche Zusammenkunft, und sie war schwach genug, sie zuzugestehn. Die Zeit wurde auf den nächsten Abend, wo Felicio bei seinem Vater soupiren und die junge Frau für ein Paar Stunden allein seyn würde, festgesetzt.

Am folgenden Tage — dem des Rendezvous — stattete er seinen gewöhnlichen Besuch bei seiner Braut ab. Es war ihm dieser Gang schon eine Weile lästig gewesen; heute, wo eine so reizende Perspektive sich für ihn öffnete, fühlte er sich vollends unaufgelegt zu den Gesprächen, wie sie hier

geführt zu werden pflegten. Aber es war noch etwas Anderes, was ihn heute von seiner Braut abschreckte. Es lag etwas Eiskaltes, fast Furchtbares in ihren Blicken, und in ihrem ganzen Benehmen, das den Marchese weiter, als je, von ihr entfernte, und ihm alle Möglichkeit freundlicher Mittheilung benahm. So hatte er die räthselhafte Braut nie gesehen, und heimliche Schauer wandelten ihn an. Er beurlaubte sich vor der gesetzten Zeit, und erstaunte, als er vor's Thor kam, um in seinen Wagen einzusteigen, daß ein sehr dichter Nebel eingefallen war, der ihm in dieser Jahreszeit ganz ungewöhnlich vorkam. Der Wagen rollte indeß fort, der Weg war gut und gerade, es fiel weder dem Marchese noch dem Kutscher ein, daß sie sich verfahren könnten, und dieser trieb die muntern Engländer rasch an. Aber die Sonne sank, die Dämmerung trat schnell ein, der Nebel wurde immer dichter, der Kutscher fuhr und fuhr, und man erreichte Neapel doch nicht. Schon waren zwei Stunden vorüber gegangen, als sie etwas durch die Dunkelheit glänzen und Lichter blinken sahen. Der Kutscher fuhr darauf zu. Jetzt waren sie nahe an Gebäuden, und der Kutscher erkannte sich. Er war im Nebel irre gefahren, und auf ein Dorf gerathen, das

rechts von der Hauptstraße abwärts, fast zwei Stunden von der Stadt entfernt lag. Hier nahm der Marchese, höchst ärgerlich über den Aufenthalt, einen Landmann zum Führer, der Nebel verzog sich gleichfalls, der helle Vollmond zerstreute ihn, und der Marchese kam endlich um mehr als eine Stunde später, als seine Bestellung lautete, sehr ungedüldig und sehr mißmuthig vor Fiorilla's Hôtel an. Zu seinem großen Erstaunen sah er Licht in vielen Zimmern, es war eine unruhige Bewegung im Hause, unter dem Portal begegnete ihm ein Läufer seines Vetters in großer Eile. Er rief, unter dem Thorbogen sich noch umwendend, auf Jemand zurück: Und wenn ich den Doktor Usberti nicht finde? — Nun, dann bringe den ersten, den besten, denn die Gefahr ist dringend, antwortete eine ängstliche Stimme vom Geländer der Treppe herab, die Geronimo sogleich für die seines Vetters erkannte. Wie eine Zentnerlast fiel es auf sein Herz, er flog die Treppe hinan. Ach! Bist du's, rief ihm Felicio bleich und mit bekümmertem Gesichte entgegen: Es ist schön von dir, daß du kommst; — aber wie hast du erfahren —?

Was soll ich erfahren haben? antwortete dieser. Ich komme vom Lande herein, fahre bei deinem Hause vorbei, wo ich heute Niemand zu Hause

glaubte, sehe Licht — und gehe herauf. Aber was ist geschehn?

O Gott! rief Felicio: Du weißt nicht —? Fiorilla —

Was ist mir ihr? rief der Marchese erschrocken.

Sie ist krank, schwer krank, und das Schrecklichste dabei ist die unbegreifliche Art und Schnelligkeit, mit der ihr Zustand sich von Minute zu Minute verschlimmert. Vor zwei Stunden war sie noch völlig wohl, da fiel es sie zuerst mit einem Schwindel an, ein heftiges Kopfweh gesellte sich dazu, endlich ein krampfartiges Zucken in allen Gliedern. Man holte mich, ich war bei meinem Vater. Ich fliege nach Hause, und finde sie todtenbleich mit verzerrten Zügen, ihr Auge starrt auf Einen Punkt, sie bemerkt mich nicht, und spricht in verworrenen Reden von einer Frau, die vor ihr steht, und sie mit furchtbaren Blicken anstarrt. Dadurch fühlt sie sich bis in's Herz erkältet, und sagt, sie müsse sterben, wenn man die Frau nicht fortschaffe.

Der Marchese erstarrte, das Andenken an seinen Schwur erhob sich in ihm, es ergriff ihn ein tödtlicher Schauer.

Und kennt Fiorilla diese Frau nicht? Beschreibt sie sie nicht?

Sie ist schön, sagte sie, aber bleich, wie der Tod, und in tiefe Trauer gekleidet. Wir suchten ihr die Sache als das, was sie ist, als Phantasie ihres erhitzten Gehirns, auszureden; aber sie bestand darauf, die Frau leibhaftig vor sich zu sehn, wie sie die großen, dunkeln, aber erlöschenen Augen, wie einer Todten, auf sie richtet, und ihr mit dem aufgehobenen Zeigefinger droht, und eine eiskalte Grabesluft wehe von der Gestalt herüber. Diese Idee ist ihr nicht zu benehmen. Sie ist ein Erzeugniß ihrer Krankheit, aber sie peinigt sie, wie die Wirklichkeit selbst. Ich habe sogleich nach meinem Arzte geschickt; doch der ist nach Portici zu einem Fremden gerufen worden. So sandte ich jetzt zu dem meines Vaters, und erwarte in Todesangst seine Ankunft und seinen Ausspruch.

Der Marchese hatte sich niedergesetzt. Ein Fieberschauer durchrieselte ihn, ein furchtbarer Zusammenhang that sich ihm auf. Mein Gott, was ist dir? rief sein Vetter: du wirst blaß?

Mir ist nichts, antwortete dieser: Ich bin nur erschrocken über deine Nachricht. Die junge, blühende Frau! — Er gab sich Mühe, gefaßter zu scheinen. Indeß trat der Doktor ein. Felicio

führte ihn zu seiner Frau, der Marchese war mitgegangen bis vor die Thür des Krankenzimmers. Unter heftigem Herzklopfen erwartete er hier die Rückkunft der Beiden. Welche Gefühle und Gedanken wogten indeß in seiner Brust auf und ab!

Es stand lange an, bis die Thür sich öffnete; der Marchese war auf der Folter. Endlich trat Usberti heraus, ihm folgte Felicio. Und was sagen Sie denn? Was glauben Sie? rief der bekümmerte Gemahl. Es läßt sich wenig Entscheidendes sagen, erwiederte jener: Die Krankheit, so heftig sie scheint, ist erst im Beginnen, und mir sind dergleichen Zufälle nie vorgekommen. Uebrigens lassen Sie die Mittel appliciren, die ich verordnet, und morgen früh werde ich wiederkommen. Erst morgen? rief Geronimo, dem Angst und Gewissensbisse die Brust bisher beengt hatten: Nein, Herr Doktor! Verlassen Sie uns nicht! Opfern Sie uns diese Nacht! Ihre Güte soll dankbar erkannt werden. O, bis Morgen! Was kann da Alles geschehen seyn! Felicio vereinigte seine Bitten mit denen des Marchese, sie bestimmten den Arzt, er versprach, zu bleiben, und kehrte mit Felicio in das Krankenzimmer zurück.

Geronimo brachte die Nacht, die fürchterlichste seines Lebens, im Vorzimmer Fiorilla's zu. Wie die Thür sich öffnete, sprang er auf, um in der Eintretenden Worten und Mienen Antwort auf seine angstvollen Fragen zu finden. Sie waren nie nach dem Wunsche seines bangklopfenden Herzens. Der Arzt war sehr unzufrieden, er hatte nicht viel Hoffnung, und Fiorilla's Zustand schien sich zu verschlimmern, wie der Schmerz und die Angst des Marchese um sie wuchs. Was sie von der Erscheinung jener bleichen Frau in wilden, abgebrochenen Reden sagte, klang immer entsetzlicher, und die Krämpfe und Zuckungen wurden immer fürchterlicher. Gegen Morgen wurde der Geistliche gerufen. Sie war kaum noch im Stande, die Sakramente zu empfangen. Geronimo lag im Vorsaale in Verzweiflung auf den Knien, während bei der Kranken laut gebetet wurde, und er durch die halboffene Thür ihre furchtbaren Angsttöne vernahm. Nach der Funktion wurde es stiller, die heilige Ceremonie schien die Leidende beruhigt zu haben, sie war in einen sanften Schlaf gefallen. Felicio, die Frauen, priesen sich glücklich, aber der Arzt schüttelte bedenklich das Haupt. Geronimo winkte ihn zu sich. Es ist vorbei, sagte er, die erschöpfte

Natur erliegt, menschliche und göttliche Hülfe haben ihr wenigstens einen sanften Tod bereitet. Sie stirbt! schrie Geronimo: Und ich! Ich bin — Er vollendete das schreckliche Geständniß nicht, das sein Bewußtseyn, ihren Tod verschuldet zu haben, ihm entreißen wollte; denn in dem Augenblicke trat Felicio todtenbleich, bebend unter die Thür. Geronimo blickte ihn an — er las das Todesurtheil in seinen Zügen. Sie hatte vollendet, ruhig und sanft war ihre Seele zum Himmel zurückgekehrt. Der Tod hatte dies gequälte Daseyn beruhigt.

Felicio warf sich an Geronimo's Brust. In den Armen des verwandten Freundes wollte er sein wundes Herz bluten, seine Thränen um die kaum beseßne theure Gattin strömen lassen. Des Marchese Zustand war nicht darnach, ihn zum Tröster eines Andern geschickt zu machen. Sein Gewissen donnerte ihm seinen Schwur und Meineid zu, er betrachtete sich als Fiorilla's Mörder, seine Braut stand als schreckendes Gespenst, als Rachegeist vor ihm, und selbst das Bewußtseyn seines Verraths an dem arglosen Felicio, der fern davon war, den Zusammenhang der Dinge zu ahnen, machte ihm in diesem Augenblick dessen Gegenwart

zur Höllenpein. Unter dem Vorwand, daß er Ruhe bedürfe, entschuldigte er seine Entfernung, und war entschlossen, auf der Stelle nach der Villa zu eilen, die Furchtbare, sie sey nun Unhold, oder Hexe, zur Rede zu stellen, und sie seine Rache fühlen zu lassen. Der Weg nach seinem Palast, um erst einspannen zu lassen, war ein weiter Umweg, er eilte zu Fuße durch die nächsten Straßen in's Freie, und hatte die Villa in der schrecklichsten Gemüthsbewegung bald erreicht. Er schellte, er pochte, er stieß mit Gewalt an's Thor. Niemand kam, Niemand öffnete ihm. Er wartete, und erneuerte den Versuch. Alles blieb todtenstille. Endlich fiel es ihm ein, in eine der Hütten zu gehn, die eine Strecke unterwärts der Villa in anmuthigen Gärten lagen, und sich dort zu erkundigen — hatte er doch jetzt nichts mehr zu schonen, kaum mehr etwas zu fürchten — und von dort Jemand mitzunehmen, der ihm das Thor erbreche und seine Rachegedanken befriedigen helfe. Es waren Landleute, eine Frau saß unter der offenen Thür und spann. Der Marchese brachte seine Frage an. Dort? sagte die Frau, indem sie mit der Hand hinwies, in dem großen Hause hinter den Pinien?

Ja doch.

„Da wohnt ja Niemand.“

Seit heute — möglich! Aber gestern und ungefähr vier Monate her wohnte eine Dame dort —

„Ach, Gott bewahre!“ sagte die Frau: — „das Haus gehört dem Fürsten von S...no, und steht seit Jahren leer.“

Dem Fürsten von S...no? rief Geronimo, und eine schreckliche Ahnung dämmerte in ihm auf.

„Es ist das Erbbegräbniß dort — und es mag kein Mensch darin wohnen, denn“ — setzte sie leiser und geheimnißvoll hinzu — „es spukt darin.“

Den Marchese überlief es kalt. Dem Manne aus der großen Welt ziemte es, zu zweifeln, wo der Pöbel zagte, und es lag ihm viel näher, an Täuschung und Betrug zu glauben, als an die Einwirkung unsichtbarer Mächte. Darum bestand er auf seinem Willen.

Die Frau rief ihrem Schwiegervater, der im Garten arbeitete. Dieser bestätigte, was die Tochter gesagt hatte, und weigerte sich, nach des Marchese Begehren das Thor des gespenstischen Hauses zu öffnen. Des Marchese Gold, und sein Versprechen, alle Gefahr, alle Strafe des Frevels auf sich

zu nehmen, gaben ihm endlich Muth. Sie gingen. Der Alte öffnete mit seinem Beile leicht das Schloß, das blos aus Mangel von Gebrauch eingerostet und übrigens nicht sehr fest aussah.

Eine tiefe Stille herrschte überall. Hof, Garten und Haus kamen dem Marchese viel verfallener, viel wüster vor, als er es gestern verlassen hatte; doch kämpfte er die Schauer nieder, die ihn immer mächtiger ergriffen, und schritt durch Säle und Zimmer. Nirgend eine Spur von Bewohntheit! Jetzt stand er vor der so oft geöffneten Thür des Kabinets. Er riß sie mit bebender Hand aus den verrosteten Riegeln los, und — sah sich in einer Kapelle. Wo sein Blick sonst ungehindert über die wallenden Wipfel des Gartens nach dem Besuv geblickt, stand ein einfacher Altar mit einem hohen Kreuz, und linker Hand, wo aus dem Alkoven so oft die einst geliebte Gestalt getreten war, führte eine Treppe in die Familiengruft hinab. Geronimo fuhr zurück. — Eiskalter Grabeshauch und Moderduft wehten ihm entgegen. Todesschauer ergriffen ihn; er floh durch die leeren, wiederhallenden Gemächer mit sträubendem Haar, von Entsetzen

und Gewissensbissen getrieben. Zweimal meineidig! scholl es in seinem Innern; es war ihm, als sey Jemand an seinen Fersen, der ihn verfolgte, als hörte er Tritte hinter sich, als fühlte er einen kalten Hauch an seinem Nacken. — Es war Niemand, seine Vernunft schalt seine Furchtsamkeit Lügen, doch vermochte er des Wahnes nicht Herr zu werden, und kam so, von den Schauern einer unbekannten Welt gejagt, in's Freie, und endlich nach Neapel. Auch hier war das unbekannte Etwas dicht hinter ihm, und er, der nie in eine Kirche getreten war, als um schöne Frauen zu sehen, oder gute Musik zu hören, flüchtete jetzt in die erste, beste, die sich ihm zeigte, den frommen Glauben aus seiner Kindheit in diesen bangen Stunden ergreifend, der ihm in dem heiligen Raum ein Asyl hoffen ließ, wohin jene dunkeln Gewalten nicht dringen konnten. Er trat in das dämmernde Gewölbe. Es war schwarz behangen, Kerzen flammten auf den Altären, in der Mitte stand ein Sarg mit schwarzem Sammet überdeckt und mit prächtigen Wappen geziert, von brennenden Kerzen auf hohen Leuchtern umringt, die Geistlichen im Todesornat standen um den Sarg, die letzten Gebete für einen

Verstorbenen betend und den Sarg mit Weihwasser besprengend, indeß vom Chore herab eine feierliche Motette erklang. C..ika erstaunte, die Stunde war nicht gewöhnlich, um ein Leichenbegängniß zu halten, er sah sich um, und erkannte dieselbe Kirche, in der er vor einigen Monaten die grauenhafte Unbekannte das erste Mal gesehen. Neue Schauer befielen ihn, er trat näher, die Wappen fielen ihm in's Auge, es waren die seines Hauses. Fiorilla! tönte es ahnend in seiner Seele. Aber es war kein weibliches Wappen. Er näherte sich einem Geistlichen: Wen begrabt Ihr hier, hochwürdiger Herr? Den Marchese Geronimo C..ika, klang die Antwort — und er sank bewußtlos zu Boden.

Er erwachte auf seinem Lager in dem Schlafzimmer seines Palasts, wohin ihn, den Viele in Neapel kannten, die freundliche Theilnahme des zulaufenden Volkes aus der Kirche gebracht hatte. Seine Leute, sein Arzt standen um ihn, Besorgniß und Bestürzung in ihren Mienen; denn es hatte Stunden gebraucht, bis er sich erholt, und mehr als einmal glaubte man jede Hoffnung verschwunden und den Lebensfunken verlöscht. Er sah um sich

her — er besann sich — eine dunkle Welt voll furchtbarer Erinnerungen schien hinter ihm zu versinken, aber seine Kraft war gebrochen, sein Ziel gesteckt. Er forderte einen Geistlichen, um zu beichten, und einen Notar, um seinen letzten Willen aufzuzeichnen.

Felicio war, vermöge alter Familienverträge, ohnedies Erbe seiner meisten Güter auf den Fall von Geronimo's kinderlosem Tode. Sein Testament bestimmte ihm Alles. Er hatte so viel zu vergüten, das doch mit Schätzen nie bezahlt werden konnte. Seine Leute bedachte er großmüthig. — Ein Punkt seines letzten Willens verordnete, daß mit Einwilligung des fürstlichen Hauses von S...no die Leiche der Gräfin Vittoria, welche in dem Erbbegräbniß auf der Villa S...no vor einigen Jahren war beigesetzt worden, dort erhoben werden, und künftig an seiner Seite, wie die einer angetrauten Gemahlin, in seiner Familiengruft ruhen sollte. So ward wenigstens im Tode jener Vertrag gehalten, den er im Leben zweimal gebrochen.

Am Abend dieses Tages verschied er. In die Brust seines Beichtvaters soll er die Aufschlüsse über

den Zusammenhang der grauenvollen Begebenheit, die ihm in jener langen Ohnmacht kund geworden, niedergelegt haben. Felicio folgte untröstlich seinem Leichenzuge, der zwei Tage nach dem Fiorilla's Statt hatte. Ihn entschädigten Geronimo's Güter nie für den doppelten Verlust.

IV.

Sängerprüfung.

Idylle

von

L. M. Fouqué.

den Zusammenhang der grauenvollen Begebenheit, die ihm in jener langen Ohnmacht kund geworden, niedergelegt haben. Felicia folgte unverzüglich dem Leichenzuge, der zwei Tage nach dem [illegible] [illegible] Stadt hatte. [illegible] [illegible] [illegible] Güter nie für den doppelten Verlust.

I.

Der fromme Meister Wolfram Eschilbach, —
Wohl Eschenbach auch späterhin genannt,
Weil minder voll der Quell der Sprache tönet
In Lauten süß und stark,
Je weiter er vom Urborn sich entfernt;
Doch bitten wir, gönnt freundlich uns die alte
Tonhelle Weise noch für diese Kunde! —
Der fromme Meister Wolfram Eschilbach
Saß vor dem Thorgewölb im Abendschimmer
An seiner Väterburg, die Harf' im Arm,
Und sang in die frischduft'ge Thalesgegend,
Ernstlieblich sinnend, dieses Lied hinaus:

„Ihr Büsch' im Thal, Ihr Bächlein fein,
Ich hab' mit Euch gespielt,
Als ich, ein Knab' noch zart und klein,
Mich zu Mein'sgleichen hielt.

Seitdem erwuchst Ihr Büsche kühn
Zu hoch haubarem Holz!
Ihr Bäche spielt noch schmal durch's Grün,
Auch nicht ein Bißchen stolz.

Ich, meinerseits, ich wuchs empor,
Daß man in Schlacht und Lied
Mich zwischen deutscher Mannen Chor
Sehr weit von ferne sieht.

Allein — du lieber Gott, hab' Dank,
Und führ' mich weiter so! —
Ich blieb auch, wie der Bächlein Gang,
Demüthig, still und froh.

Ihr Bäum' im Thal, Ihr Bächlein fein,
So nehmt mein Wort denn hin:
Wir woll'n, wir woll'n Gesellen seyn
In hoch und niedrem Sinn!" —

Und wie er kaum sein Lied hat ausgesungen,
Da steht vor ihm ein junger, feiner Knab', —
Im blonden Haargelock, ein Sammtbaretlein
Mit bunten Federn auf — um seinen Hals
Ein Kettlein gülden — und ein grüner Wamms
An seinem schlanken Leib, hellblank gegürtet
Mit gold'nem, kurzen Schwert am gold'nen Band, —

Der neigt sich vor ihm frank, demüthiglich,
Mit ernsthaft süßem Lächeln,
Und redet dieses Wort:
„Mein hochbegabter Meister Eschilbach,
Ich komme von den blauen Bergen dort,
Die Hohenrhätiens ernste Mark umkränzen,
Und wo sich meiner Väter Burg erhebt,
Die hohe Sax.
Mich selber hat man Fridolin genannt. —
Seit mir bewußt ich zu der schönen Sonne
Emporschau'n kann, und zu den hohen Bergen
In Eiseskronen hell, und niederwärts
Zum blüh'nden Thalgeländ', und zu den Schrecken
Der finstern Abgrundsnacht, und zum Geroll
Des tiefen, silberschäum'gen Felsenborns, —
Seitdem, o theurer Herr, durchtönt mich auch
Des Liedes süße Ahnung,
In Mährlein bald, und bald in ernsten Sprüchen,
Und quoll auch oft schon von den Lippen mir.
Deß freute sich mein Vater,
Der heldenkräft'ge Archimbald von Sax; —
Zu Anfang, mein' ich, freut' er dessen sich,
Und hörte meinen Liedern gerne zu:
Sey's nun, daß sie auf kühner Jagd durchklangen
Den tannengrünen Forst,

Sey's, daß sie leis' am abendlichen Heerd
Zu Winterszeit um's traute Feuer spielten:
Der Mutter und der Schwestern fromme Lust. —
Doch bald ward Vater anders. —
Da rief er mich gar oft im besten Mährlein
Aus unserm lieben Kreise rasch empor,
Gebietend mir zu irgend kühner That
In Waidwerk oder Krieg die nächt'ge Fahrt
Durch den beschneiten Bergwald; —
Ich ritt hinaus, und sang,
Und kehrte singend — meist auch siegend — heim. —
So, wenn im frühlingsjungen Hain wir jagten,
Und ich anhub ein Lied, — da winkt' er streng',
Und schalt, ich störe nur das Wild ihm auf.
Ich schwieg, — beschlich im Lager
Das scheue Thier, —
Und wenn ich's nun gefällt zu ihm zurücktrug,
Grüßt' ich ihn und mich selbst mit neuem Sang. —
Wir haben's denn wohl lange so getrieben,
Da sprach der Vater mir vorgestern zu:
„Hinaus, mein Fridolin! Es läßt das Singen,
Wie mich's bedünkt, doch nimmermehr von dir;
Hinaus, und zeuch zum Meister Eschilbach! —
Den muß für einen Sänger ich erkennen,
Durch gottverlieh'nen, innerlichen Trieb

Erregt zu seiner heiterschönen Kunst;
Und auch zugleich blieb er ein Mann, ein Held,
Mit kühnen Schwertesblitzen
Zu schirmen fertig Heerd und Vaterland. —
Zu dem zeuch hin, mein Sohn!
Mein guter, herzgeliebter Sohn!" —
Und aus dem Auge quollen
Die selt'nen Zähren ihm.
Doch trocknete sie bald die feste Hand,
Und fürder sprach er: „möcht' ich lieber doch
Gleich jetzt von unverseh'ner Schneelawine
Verschüttet seyn zu niegelöster Nacht
Sammt Burg und Weib und Töchtern, und sammt dir,
Sammt dir, du letzter Mannzweig unsers Stammes,
Als dich durchwandeln sehn mit lockerm Tritt,
Halb klug, halb dumm, halb scheu, halb keck, die Welt!
Nicht also, du mein Jüngling! —
Fest sollst du stehn und frei, wohin du trittst:
Sey es als Sieger, sey's als Kriegesmann!
Vielleicht in dir hat Gottes reiche Gunst
Geeint die Harfengabe mit dem Schwertmuth,
Wie man's ja wohl an andern Helden sieht.
Dann schön willkommen mir, zwiefache Lust,

Aus meines Stammeserben Brust entsprossen! —
Doch, wär's mit deinen Liedern nur ein kindisch,
Ein liederlich Getändel,
Weichlich und sonder echte Kraft und Art, —
Und muß der Eschilbach doch wahrlich wissen,
Wie's darum steht! —
Dann in die Heerdesgluth mit deiner Zither!
Und mit all' dem Gesinge heißt's: Ade! —
Nicht wahr, mein wack'rer Sohn?"
Ich neigte mich, und zog in heil'ger Scheue
Zu Euch hierher, mein edler Eschilbach.
Sprecht bald es aus, — o bitte! — nur recht bald,
Ob ich darf singen, oder ach! ob nicht." —
Der Jüngling senkt das blüh'nde Haupt,
Und leises Zittern fährt durch seine Glieder,
Wie Frühlingsregen durch den Maienbusch.
Der Meister blickt ihn sinnend an, und spricht:
„Folg du mir nach, mein Jüngling!
Dergleichen Wort, als du von mir begehrst, —
Es wiegt sehr schwer für ein getreues Herz,
Und spricht sich nicht so leicht in alle Winde.
Komm! Ruhig denken wir das Best' uns aus."

———

II.

Sie saßen mit einander in der Halle,
Der Meister Eschilbach und Fridolin,
Und zwischen ihnen stand auf rundem Steintisch
Der blinkende Pokal,
Und strömte, mäßiglich und froh geleert,
Gluth durch die Adern, Gluth auch in den Sinn.
Da — als des Jünglings Auge kühner flammte,
Und hell'res Roth die Wang' ihm überflog, —
Da spricht der Meister: „frisch nun einen Sang!"
Und hofft, ihm solle Freudigkeit und Wein
Aus den Gedanken bringen, wie so schwer
Für des Berufs Entscheidung
Ihm diese Stunde wiegt.
Der Jüngling nimmt auch erst so recht behaglich
Die Zither von der Wand, und in den Arm, —
Doch wie die ersten Klänge nun ihm rauschen,
Und seine Stimm' einklingen will, — da fällt's
Auf seine Brust: „ach, lieber Gott, nun sing' ich
Ja vor dem Meister Wolfram Eschilbach!"
Und beinah' magdlich scheu
Sucht des erlosch'nen Auges blöder Schimmer
Den Boden, und der Sangeslaut verstummt.
Doch Ein Gedank' — ein innig liebender,

Vertrauender, — nicht nur im bangen Seufzen,
Nein, so recht hell und klar zu Gott hinauf,
Der ja die Lust des Säng's in ihn gelegt,
Die süße, unschuldvolle, —
Und jede bange Menschenfurcht verstummt!
Er rührt mit sich'rer Hand die gold'nen Saiten,
Und frei entquillt dies Lied aus seiner Brust:

„Wenn die Adler fliegen
Hoch im luft'gen Lauf,
Wacht zu kühnen Siegen
Auch der Falk wohl auf,
Läßt die Blicke dringen
Scharf nach Adlers Bahn,
Spannt dann auch die Schwingen
Lustig wolkenan.

Fliegen von der Erden
Ist noch Siegen nicht!
Kann doch Siegen werden,
Herrlichkeit und Licht!
Spann' die luft'gen Schwingen
Nur, mein Falk, empor!
Dir auch kann's gelingen,
Einzugehn durch's Thor;

Durch das Thor, wo golden
Sich die Wolken drehn,
Hell mit ihren Holden
Viele Helden stehn!
Daß einst Seufzer sagen,
Mancher Brust entbebt:
„Hätt' in Sängers Tagen
Doch auch ich gelebt!"

Schwing', mein Falke, schwinge
Dich empor voll Muth!
Wird einst deine Schwinge
Matt vom eig'nen Blut,
Nun, so laß dich fallen
In das Todesmeer!
Sahst doch off'ne Hallen
Himmelshoch und hehr!

Maßest doch die Bahnen,
Die kein Schwächling brach,
Im gewalt'gen Ahnen
Kühn mit Fittigschlag! —
Siehst die Adler fliegen
Hoch im luft'gen Lauf? —
Auf zu künft'gen Siegen,
O du Falk, frisch auf!"

III.

Die Gluth der fröhlichen Begeist'rung flieht
Aus Fridolins erst kühnbeschwingter Seele,
Die Gluth von seinen blüh'nden Wangen auch; —
Und Leben auf den Lippen,
Und Zagen in der Brust,
Senkt er die Zither und den Blick, und flüstert:
„Ach, Meister Wolfram, edler Eschilbach,
Nun sprecht mein klares Urtheil, —
Nun sprecht, ob ich darf singen, oder nicht."
Der Meister Eschilbach sieht lächelnd drein,
Erwiedernd: „lieber, guter, junger Mensch,
Das ist nun 'mal ein Bißchen jung gesprochen,
Was Ihr da vorbringt. Was! Nach Einem Lied,
Von Euch nur eben vor mich hingesungen,
Soll ich entscheiden, ob Euch der Beruf
Zum Dichter ward, ob nicht! — Sehr wunderbar! —
Und doch, — so wie Ihr fragt, kann ich erwiedern.
Ob Ihr sollt singen? — Ei ja freilich, singt!
Singt, lieber Fridolin!
Euch wohnen süße Laut' in Eurem Herzen;
Die wollen gern heraus an's Himmelblau,
Woll'n in verwandte Herzen gern hinein; —
Singt sie, mein guter Knabe! —

So viel schon ward für Euch mir völlig klar." —
Da wirft sich Fridolin ihm an den Hals,
Und Freudenthränen strömen seine Augen
In Meisters Bart,
Und Worte quillen ihm von seinen Lippen,
Des Danks, der Lieb', und lauten Jubels voll. —
Da lächelt nun der Meister, —
Erst sanft und freudenmild, —
Jedoch ein streng'res Lächeln dämmt alsbald
Des Jünglings allzu kühne Feuergluthen.
Der Fridolin schaut zweifelnd drein, und spricht:
„Hätt' ich Euch mißverstanden?
Wie seyd Ihr doch mit Eins so streng und ernst? —
Ich sollte ja doch — spracht zu Anfang Ihr —
Ich sollte singen! — O, du güt'ger Gott,
Da freut' ich mich, da meint' ich fast in Freuden
An Eurem starken Herzen zu vergehn! —
Wie nun denn, — da die Frag' entschieden ist
Des Singens, des Nichtsingens, —
Da ist's für mich zugleich die mächt'ge Frage
Des Seyns, — des Nichtseyns! — O, ich bin, ich
bin,
Denn ich darf singen, lieber, edler Meister!
Nicht wahr, du nimmst dein Wort nicht mehr zu-
rück?" —

Der Wolfram sieht noch ernster aus, und sagt:
„Mein Wort nahm ich im Leben nie zurück,
Und denk' auch, mit des lieben Gottes Hülfe,
Dergleichen all' mein' Lebtag' nie zu thun.
Allein, mein Bursch, du nahmst aus meinem Worte
Dir mehr, als hunderttausendmal zu viel.
Ich sprach zu dir: „sing' deine Lieder frisch,
Wie Gott sie dir beschieden,
Aus freier Brust heraus!“ —
Sieh, Knab', das spräch' ich, Falls es nöthig wär',
Und sie mich eben drum befragen möchten —
Auch wohl zum Storch, zum Pfau, zum Adelar.
'Nen Ruf hat solch' ein Thier in seiner Lunge,
Der nicht ihm selber nur anmuthig tönt,
Nein, — wenn just Wolkenzug
Und Tageszeit und Gegend
Zusammenpaßt — auch Andre wohl erfreut.
Drum mag man sie denn allzumal vernehmen,
Doch sind sie drum noch just Sangvögel nicht. —
Sangvogel seyn, — ach, du mein lieber Knabe, —
Das ist ein ernstes Ding!
Ein ernst'res viel, als es für Andre scheint! —
Wenn so die Lerche in den blauen Lüften
Hoch tirilirt,
Weißt du denn schon, ob nicht in zarter Brust

Zum Todesweh sich wandelt
Die überkühne Lust?
Weißt du, ob nicht ihr fröhliches Geschmetter
Den Waidmann just beruft,
Der sie aus heiterm Wetter,
Aus lieblich linder Luft,
Hernieder schießt in ihre Todesgruft? —
Er wollte wohl nur scherzen, —
Doch ihr, ach! steckt der Pfeil im zarten Herzen!
Wenn kühn die Nachtigallen
Durch blaue Frühlingsnacht
Hin lassen ihres Liedes Gluthstern wallen, —
Ach, ist es nicht die Sehnsucht, heiß erwacht,
Davor die schmerzlich schönen Lieder schallen? —
Und unter'm Busch noch lauert sacht
Ein falscher Knecht, und stellt ihr tück'sche Fallen! —
O nein, Sangvogel seyn, ist ein Beruf
Voll banger Todesschmerzen! —
Ob Gott nun dich, — just dich, dazu erschuf? —
Wir prüfen's wohl zu morgen. —
Jetzt still mit deinen Wünschen, deinen Sorgen,
Und: gute Nacht! — Es löschen schon die Kerzen!"

IV.

Mit heiterhellen, rothen Wölklein tauchte
Der junge Morgen nächstesmal herauf,
Sah über'n Bergwald lauschend,
Fast wie ein fröhlich Kindlein
Hervor aus seiner Wiege guckt und neckt,
Und jedes fromme Herz in süße Schlingen
Der Unschuld und der Rührung kosend fängt, —
Da riß sich von dem Lager freudig auf
Der junge Fridolin,
Beinah' so schön und schuldlos, als der Morgen,
Und sah durch's Bogenfenster in die Welt,
Die sommerlich und frisch sich vor ihm aufthat,
Erneuter Jugend froh. — Der Jüngling seufzt
Ein sehnend ernstes „Ach!" hinaus
In's blühende Gewimmel
Des Thalgeländ's, und auf zum blauen Himmel. —
Dann, wie ein kühner, schlanker Berghirsch wohl
Vom hohen Felsen niederfleugt zum Bach,
Fleugt er auch von der Kammer
Die vielgedrehte Wendelsteig' hinab,
Hinab die Burgeshalde,
Und neigt sich zum Forellenbach des Thales,
Und tränkt und kühlt sein goldenlockig Haupt.

Dann schaut er frisch umher, stimmt seine Zither,
Und singt recht freudiglich in's Saitenrauschen
Mit heller Stimme dies einfält'ge Lied:

„Schön guten Morgen, liebe Welt!
Ich sing' in dich hinein!
Und wie der Klang die Brust mir schwellt,
Denk' ich, daß er auch dir gefällt; —
Singt ja doch mir entgegen
Luft, Wald und Bach und Stein!

Sie sängen nicht im Wiederhall
Mir so zurück mein Lied,
Wär' ihnen nicht der Liedesschall
So lieb, als Kindern ist der Ball,
Den man mit freud'gen Schlägen
Auffängt, so wie er flieht.

So geht von neuem an das Spiel,
Währt ohne Rast und Ruh.
Und fragt uns Einer nach dem Ziel?
Ei nun, das Ziel ist just das Spiel,
Das bringt im lust'gen Segen
Uns All' auf Du und Du!"

Und kaum noch ist sein letztes Wort verhallt,
So klingen helle Stimmlein um ihn her:
„Auf Du und Du? Nun gut, sey denn willkommen,

Du schöner, blonder, sangesreicher Knab'!
Du kommst uns eben recht!
Hinein, hinein sollst fröhlich du uns singen
In diesen hellen, sommerlichen Tag!" —
Und um den Staunenden, wie er emporblickt,
Steht rings gereiht ein heit'rer Mägdleinkranz,
Jedwed' ein Wasserkrüglein in den Händen,
In jedem Aug' unschuld'ge Fröhlichkeit,
Auf jeder Wang' ein blühend Morgenroth,
Wohl heller, schöner noch, als das am Himmel.
Fast meint' er, unter Elfen
Hab' ihn Gesang und Dämmerlicht verlockt.
Allein, so war es nicht.
Die Mädchen aus der Burg und aus dem Dörflein,
Das sich im sichern Schutz an Klipp' und Hügel
Friedselig lehnet, — sie nur standen rings
Um den erstaunten Jüngling.
Und wie des schönsten Mägdleins Augenstrahl
Nun seine Stirn vergoldet,
Da glüht er lieblich, wie im Abendlicht
Der rosig angesonnte Gletscher glüht.
„Ja," — fühlt er — „die vor Allen
Ist meines Herzens holde Königin!
Ob jemals mein, ob nimmer,
Gehört doch dieser Züge süßem Schimmer,

Wie Blumenpracht dem Sonnenglanz, mein Sinn."
Und fröhlich regt er seiner Zither Saiten,
Und läßt dies Lied in's Tongelispel gleiten:

„Einer nur bin ich ergeben,
Einer nur gehört mein Lied,
Bis mir mit dem Lied das Leben
Aus dem armen Herzen flieht.

Wird ihr Mund wohl je mich nennen
Ihren Ritter, ihren Freund?
Oder wird sie nie mich kennen,
Meinem Sang und Blick versteint?

Haltet Frieden jetzt, Ihr Sorgen!
Zeitig g'nug ja kommt die Nacht. —
Heut' noch sing' ich: „guten Morgen!"
Und die junge Seele lacht."

V.

Ja, in dem Lachen all' der jungen Seelen
Ging nun der freudenhelle Zug bergan;
Der Sänger Fridolin, mit frischen Blumen
Und Zweigen, von der Mägdlein Hand gepflückt,

Recht feierlich bekränzt, — er geht voraus,
Und rührt die gold'nen Saiten,
Und schaut wohl oftmals nach der Schönen um,
Die ihm sein Herz erkor, daß Blick und Blick
Einander hold begegnen, scheu errathend,
Und meidend scheu, und wieder doch einander
Aufsuchend und begegnend wundersam
Zum lieblichen Verein.
Und nach jedwedem solchem Augenblick
Schwillt höher, kühner noch des Sängers Busen,
Daß stolz'rer Sang in seine Saiten rauscht. —
O, hochbeglückter Sänger!
Schön ist solch' Leuchten; — strahlt' es doch nur
länger! —
Das ungefähr denkt Meister Eschilbach,
Als er von seinen Burgesfenstern nieder
Den ganzen, freud'gen Zug thalan erblickt,
Und eine Warnung bebt ihm auf der Lippe
Für seinen jungen, kindlich hellen Freund.
Allein, warum mit schwerem Blei der Sorge,
Den Fittig hemmen junger Lebenslust,
Die Einmal, ach, nur Einmal
Vorüberrauscht, und nimmer wiederkehrt? —
„Nein," — denkt der Meister Wolfram Eschilbach, —
„Nein, armer Jüngling, spiel' nur mit den Blumen!

Der Winter eist sie ohn'hin früh ja ein! —
Spiel' du! — Nur daß die Motte
Dem Licht zu nah' nicht ihre Flügel schwinge, —
Die armen, feinen Flügel, —
Flüstr' ich dir einen Warnungsspruch in's Ohr." —
Und weg vom Fenster war der Eschilbach,
Und als der Zug durch die gewölbte Halle
Des Thores zog, da lud des Burgherrn Weib
Die Fröhlichen allsammt zum lust'gen Tanz
Auf Burghofs kühlem Rasen.
Jedoch ein andrer Wink, still, ernster viel,
Lud den festfrohen Jüngling
Abseits, in die hochernsten Bogengänge
Des abgeleg'nen Gartens. Fridolin,
Gern in des edlen Meisters
Ernstlieblicher Gewalt,
Folgt ihm ergeben; Beide sind verschwunden,
Derweil das Fest lautjubelnd klingt und glänzt.

VI.

Hoch rauschen in der frischen Morgenluft,
Wie mit Prophetenklängen, Zweig' an Zweige
Ob der zwei ernsten Wandler Haupt dahin,
Und Beid' ergehn sich eine Zeitlang still,
Bis endlich Wolfram Eschilbach mit Seufzen
Aufthut den Mund, und spricht:
„Wo man darf schau'n, doch hoffen nicht,
Da häng' ein bleiernes Gewicht
Man an die Zung', und deck' das Licht
Der Augen tief, und halt' Gericht
Ob seinen Athemzügen allen!
Sonst möcht' im raschen Pilgerwallen
Man sich am End' zu Tode fallen!
Gehab' dich fein, du armes Herz,
Sonst hast du noch den Spott zum Schmerz!"
Der Fridolin schaut seinem edlen Meister
Erstaunt, beinah' erschrocken, in das Aug',
Und fragt: „o Gott, soll dieser Spruch für mich?" —
Darauf erwiedert Meister Eschilbach:
„Ei nun, Gesell, wohl nicht so ganz und gar!
Zuvörderst! seht! war er auf mich gemacht.
Vor funfzehn Jahren schlug zum letzten Male
Die Minnegluth in meiner Brust empor.

Da hab' ich sie mit jenem Reim gezügelt,
Daß sie ein still bescheid'nes Lichtlein ward,
Und auch als solches immer
Noch durch mein silberklares Alter strahlt! —
Nun möcht' ich gern dir manchen bittern Schmerz,
Der meine Brust durchzuckt hat,
Ersparen. Lerne früh dir meinen Reim,
Und zügle Herz und Augen! —
Ich sah wohl deine heißen Blicke ruhn
Auf jenem zarten, hohen Frauenbilde,
Das nächst an dir die blanken Krüge trug.
Mein Fridolin, ach, hüt' dich!" —
„Weshalb auch?" spricht der Jüngling ihm zurück.
„Ich sah es wohl: sie ist ein Hirtenkind,
Zum Dienst heraufbeschieden
In Eure edle Burg.
Allein, Falls etwa in der Zeiten Lauf
Mir's glücken möcht', ihr Herz mir zu gewinnen
Durch Lied und That, so weiß ich: Manneskraft
Schwingt mit sich zu der Ehren Gipfel auf
Das keusche Weib, daß auf den Burgen herrlich
Siegprangt die Blume, die das Thal erzog.
Es gibt wohl in viel alten Heldenstämmen
Beispiele solcher lieblichen Verpflanzung,
Und, Meister, ob mein Herz Euch kindlich ehrt,

Nicht da, nicht da müßt Ihr hinein mir sprechen,
Weil ich's von Niemand duld', auch nicht von
Euch!" —
Da lächelt ihn der Meister freundlich an,
Wehmüthig auch, und spricht:
„O, junges Roß, du stürmst auf falschen Weg!
Nicht steht der Feind, wo ihn dein Muth erwartet,
Drum halt! Vergeude nicht die eig'ne Kraft.
Die Jungfrau deiner Lieb' ist keine Hirtin,
Und nicht zu dir empor darfst du sie heben.
Doch schwingst du dich wohl nie so hoch hinauf,
Als diese Blume den Beglückten winkt,
Der einst sie brechen darf.
Ein Fürstenkind ist Fräulein Aribertha." —
„Wohl gut! So bin ich selbst ein Ritterkind.
Nicht weit stehn Fürst und Ritter aus einander."
„Danach es kommt, mein Sohn.
Ein Fürst, dem weder Land noch Volk gehorchen,
Noch seinem Stamm, — ei nun, der ist ein Ritter.
Ein Fürst, dem Land und Volk nach Rechten
dient, —
Ihm, oder seinem ernstbeglückten Stamme, —
Steht unerreichbar fern dem besten Mann,
Der jemals Ritterwaffen trug und trägt,
Und tragen wird. — Da liegt ein göttlich Siegel,

Das keine fromme Hand verrücken darf,
Und wär's auch haarbreit nur. —
Was Aribertha
Und ihren edlen Vater anbetrifft, —
Da wird sehr wen'ger Tage, ja vielleicht
Nur wen'ger Stunden kurzer Lauf entscheiden,
Was da von Fürstenmacht noch gilt, was nicht.
Bis dahin, — bitt' dich — hüt' dein Herz, mein
Jüngling!" —
Der Fridolin seufzt leis' in sich hinein:
„Gott! Hüten? — Ach, es ist ja schon verloren! —
Sey noch so glühend stark und frisch der Greis,
Wenn's Minne gilt, wohnt doch in ihm nur Eis!"

VII.

Ein Bote sprengt thalan auf schäum'gem Roß,
Und weht mit einem feuerrothen Tuche
Wild um sein Haupt; — da hört man von der Burg
Das Heerhorn Ritter Eschilbach's ertönen,
Und in den Thälern regt sich's,
Wie vor dem Sturm im ahnungsvollen Meer;
Rasch eilen viel Gestalten hin und wieder,
Gleich Well' an Welle; und dazwischen hallt
Manch' einzeln lauter Ruf,

Wie der des Seegeflügels in den Wolken,
Wenn es die windeschwang're Luft befährt.
Die Burg indessen, wie ein Klippenthurm
In Mitte der unstätig schäum'gen Wogen,
Steht feierlich vom Frühroth angesonnt
In ihrer Pracht; und wie der Hauch des Windes
Die Klipp' umschwebt mit tönevollen Schwüngen,
So klingt Trompetenschmettern aus der Burg,
Und Hörner jubeln drein, und Waffen klirr'n
Zum lust'gen Vorspiel des Gefechtes,
Und Jungfrau'nlieder hall'n ermuth'gend drein. —
Wie ward dein Herz, mein Fridolin, dir groß,
Dein krieg'risches, dein leichtbewegtes Herz! —
Und da nun vollends aus der Heldenburg
Der alte Wolfram ritt von Eschilbach,
Und fragte: „junger Knapp, nicht wahr, willst mit?“ —
Da flogst du freudestumm, fast freudebebend
Auf's Handroß, das ein Reisiger dir bot. —
Und fröhlich tanzte das in lust'gen Sprüngen,
Ein junges Thier, fort unter'm jungen Herrn,
Und lächelnd sah der Eschilbach auf Beide,
Und sprach: „das hüpft zum Kampfe, wie zur Weide!“

VIII.

Hinab, an Bachesufer,
Ging nun die ernste Fahrt,
Den grünen Au'n der reichen Eb'ne zu.
Da hat denn unterwegs der Eschilbach
Mit seinem jungen Gaste so gesprochen:
„Es sieht gar hübsch sich an, mein Fridolin,
Wie du das schlanke Rößlein tanzen läßt;
Doch muß ich zweierlei dir wohl bemerken.
Zuerst: der Tanz für uns, der rechte Tanz,
Ist noch nicht da; der kommt drei Stunden später,
Und tanzt dein Rößlein bis dahin sich matt,
So findest du am Reigen schlechte Lust. —
Dann auch: es ziemt sich nicht, daß in den Kampf
Ein Ehrenmann sich gibt, ohn' erst vorher
Des Kampfes rechten Grund wohl zu ermessen.
Drum hör' mich an; ich sag' dir, was es gilt."
Der Jüngling neigt, erröthend
Ob wohlverdientem Tadel, still und tief
Sein lock'ges Haupt, und läßt die Ferse ruh'n,
Die erst zu Sprung auf Sprung das Rößlein spornte,
Und streichelt ihm nun sanft den schlanken Hals,
Daß es einhergeht in gemess'ner Sitte,

Recht Schritt vor Schritt, und von des Helden Worten
Kein's auf die Erde fällt, der also spricht:
„Graf Amadeus von Welschneuenburg —
Ein edler Held, einst großen Gutes froh, —
Ward vor sechs Jahren freventlich vertrieben
Aus seinen Gau'n und Burgen allzumal
Durch seinen bösen Vetter,
Den wilden Grafen Robert, der seitdem,
Von Frankreichs Gunst beschirmt, die Neuenburg
Zu strengen Handen hält, zu strengern Handen
Die Bauern und die Hirten rings umher.
Auch stand er nach dem Leben
Des wackern Amadeus meuchlerisch.
Der zog in uns're Thäler hier herein
Mit Aribertha, seinem einz'gen Kind,
Dem damals unerschloss'nem Knösplein noch,
Um unerkannt als Hirt sein edles Leben
Hier zu beenden, oder gäb' es einst
Zu rüst'ger Heldenthat Gelegenheit,
Aus dieser Näh' urplötzlich aufzusteh'n,
Sich und der Tochter das verlorne Recht
Mit raschen Klingenschlägen rückerobernd. —
Nun, die Gelegenheit ist da! — Graf Robert,
Im Rechtstreit schon seit Jahresfrist mit mir

Und meinen Schutzbefohlnen allzumal, —
Graf Robert ließ vorgestern uns entbieten,
Er wolle Durchzug halten durch dies Thal,
Mit einem Prachtgeleit von hundert Rossen,
Zu einem Fest nach Kostanz fern hinaus.
Da sollten wir — so sprach der trotz'ge Bote —
Fein unterwürfig uns und still
In seines mächt'gen Grafen Willen fügen,
Den Rossen Futter liefern, seinen Reis'gen
Den besten Wein, und guter Speise viel, —
Er selbst begehr' ein reiches Festgelag,
Wie sich's gebühre solchem edlen Herrn.
Wir — nun, Ihr kennt ja selbst, mein Fridolin,
Die alte Schweizerehr' und Schweizersitte, —
Wir sandten Trotz auf seinen Trotz ihm heim.
Nun kommt uns heut' die Kunde,
Er zeucht heran,
Nicht mit den hundert Reitern nur allein,
Mit seiner Mannen völl'gem Aufgebot.
Da soll's entschieden werden,
Ob frecher Hohn siegt, ob das alte Recht;
Zugleich auch, ob Graf Amadeus Recht
Sich wieder mag erheben frank und groß.
Wir sind — wie's wohl der Bau'r im Sprüchwort
sagt —

Wir sind 'mal bei der Wäsche;
Drum, was vom Uebel ist, auf Eins mit fort. —
Gefällt Euch uns're Fahrt, mein junger Knappe?"
Der Fridolin vergißt das Mahnungswort
Vom ruh'gen Reiten, — muthig steigt der Rappe
Vor seinem Sporn empor, und tanzt dann frei.
„Drauf!" ruft der Jüngling, „drauf! Ich bin dabei!"

IX.

Doch, als nun Roß und Sinn
Der junge, kühne Fechter wieder zügelt,
Da schaut er forschend seinen Meister an,
Und spricht: „was aber hieß nur das vorher,
Ich solle hüten mein entflammtes Herz,
Weil Aribertha viel zu hoch mir glänze
Für meiner Wünsche, meiner Sehnsucht Schwung?
Ihr Vater ist ein Graf, der mein' ein Ritter;
Ich seh' da just nicht großen Unterschied." —
„Er ist ein Landesfürst, mein guter Sohn,
Dafern uns Gott für ihn den Sieg bescheert.
Auch — in des vor'gen Jahres hellem Sommer —

Durchzog des Schwabenherzogs ält'ster Sohn
Und Erbe dies Gebirg,
Um an der holden Pracht sich zu ergötzen,
Die Gottes Huld so reich hier hat verstreut.
Da fand er Aribertha
Am Silberbach im Thal,
Und hörend, wie das wunderhohe Bild
In Unterdrückung Stand und Glanz verhülle,
Schwur er's in meine Hand,
Für sie bereit zu steh'n zum Siegeskampfe,
Sobald die Kriegsgluth von den Höhen dampfe.
Das Zeichen gab ich, und er ist nicht weit,
Und sein wird, armer Knabe,
Wenn Gott uns hilft, die Palm' aus diesem Streit!" —
Der Sänger schweigt, und sinnt. — Dann, wie befreit
Mit Eins von thör'ger Wünsche Truggeleit,
Ruft er mit hellem Blick: „schick' mich im Trabe
Mit zwanzig Reitern fort durch jenes Thal;
Euch deck' ich so den Flügel,
Stürz' auch vielleicht links um die Hügel
Verwirrend auf des Feindes Ueberzahl,
Wenn er zu keck sich naht.
O bitt', in diesem, diesem einz'gen Streite

Verschmäh' nicht Jünglings Rath und That!" —
„Recht!" spricht der Meister. „Nimm die Mannen! Reite!"

X.

Hell brannte der gewalt'ge Kampf
In Sommertages Mitten,
Ein funkensprühend, wundersam Gewimmel,
Von Staub, wie von Gewölken überwebt:
Jetzt sich voll mannigfacher Herrlichkeit
Losringend in viel herrlichen Gestalten
Aus den tiefgrauen Schleiern,
Dann wieder untertauchend, wie in Nacht.
Und keine Part noch weicht, und Wund' und Tod
Verkünden schon die blutbesprützten Bäche
Mit trüber Räthselschrift der tiefern Gegend. —
Wo weilst du noch, mein edler Fridolin? —
Sieh, Schwabens junger Herzog,
Er sprengt mit seinen Reis'gen in's Gefecht
Für Aribertha's Ehr' und Recht!
Schon bricht er rasch hinein in Feindes Schaaren,
Und spielt mit immer rühmlichern Gefahren, —
Wie funkelt er so hell durch Nacht und Graus,

Den allerkühnsten Degen weit voraus, —
O, säume nun nicht länger,
O, sporn', o, sporn' dein Roß, mein junger Sänger!
Sonst läßt ja dieser schöne, heiße Tag
Für all' dein Leben finst're Schatten nach!
Da stürmt er um den Hügel, —
Drauf! drauf! — Sein Roß schwingt unsichtbare
Flügel;

Ihm zieh'n zu Kampfeswettern
Die andern nach, wie Schiffe Meeresgöttern
Durch raschgetheilte Wogen
Nachfliegen, mächtig, unbewußt gezogen.
Schon treffen sie die Seiten
Der Feinde kühn, — da, horch, — was ruft durch's
Streiten

So ängstlich: „rette! rette!" —
Ha, von Welschneuenburg
Graf Amadeus brach zwei Schaaren durch
Dem wilden Feind, doch nun auf blut'gem Bette
Der Schlacht liegt er und sein getreues Pferd,
Und rings um ihn nur Feindes Lanz' und Schwert! —
„O rette!" ruft es; „rette!"
Mit hellem Jammerlaut; —
Der junge Herzog denkt an seine Braut,
Der Sänger an sein Bild, und wie zur Wette

Fliegt Der und Jener in das Kampfgetös,
Und ringt von zweien Seiten
Im gleich ehrbaren Streiten
Aus Feindeshand den Hingestürzten los.
Zugleich warf Eschilbach die Mitte
Der Gegner schon, — es wankt mit scheuem Tritte
Der Feind zurück — und unter'm Banner liegt
Graf Robert todt, — der Tag, er ist ersiegt! —

XI.

Graf Amadeus stand, noch etwas bleich
Von Sturz und Todesnoth, doch heiter lächelnd,
Und wandte seinen adlerhellen Blick
Durch das ersiegte Feld, und bei ihm stand
Sein edles Retterpaar, der Sänger links,
Der junge Herzog rechts. — Doch wer sah zagend
In Freud' und Schreck und Scham von naher Klippe,
Ein zartes Knabenbild? — Kein Knabenbild! —
Ach, wohl erkanntest du, mein Fridolin,
Die holde, süß erröthende Gestalt
In ihrer bunten, zierlichen Verkleidung,
Und wagtest doch ja kaum
Nur einen einz'gen heißen Blick hinauf! —

Sie ist es: Aribertha! —
Denn als der Schlachtlärm durch die Thäler scholl,
Da drang es in die sanfte Taubenseele
Mit Adlerblitzen angeerbten Muths.
Des früherschlag'nen Bruders Pagenkleider
Legt sie sich an, umgürtet sich
Mit seinem leichten Schwert,
Nimmt seinen blanken Jagdspieß von der Wand,
Und flügelt ihre Füßlein
Dem ungewohnten Kampfgetöse nach.
Zwar, als sie nun mit eig'nem Auge sah
In's zornige Gewühl, in's wüste Ringen,
Da ward die Wang' ihr bleich, da sank der Arm,
Der schon den Speer zum dreisten Schwung erhoben.
Sie pfählt ihn in den moosbedeckten Grund,
Und lehnt sich dran, wie sich ein zartes Bäumlein
Anschmiegt im Sturm dem Pfahle, den zum Schutze
Der Gärtner sorglich ihm hat zugesellt.
So schaut sie wankend in die wüsten Schrecken,
Die sich durch's Thal zu ihren Füßen strecken,
Und seufzet leis' in sich:
„O, Gott, wie sind die Menschen fürchterlich,
Wenn sie, statt in der Lieb', im Hassen
Sich Brust an Brust, und Arm in Arm umfassen!“ —

Da sah sie ihren edlen Vater fallen,
Da drang ihr Ruf nach Rettung durch's Gefecht,
Da brachen die zwei kühnen Jünglinge
Durch Feindesreih'n, die jetzt mit glüh'nden Wangen
Bei dem beschirmten Helden sieghaft steh'n.
O, was mag jetzt im jungfräulichen Herzen
Sich regen, und für wen in süßen Schmerzen? —
Weiß sie es selbst? —
Nein, ob geheime Ahnung sie durchbebt,
Sie hat sich vor sich selbst
In Schleier eingewebt. —
Jetzt nimmt der Graf sein schönes Kindlein wahr,
Und winkt sie freudelächelnd zu sich nieder.
Doch als sie nun im bunten Pagenkleide
Schamglühend vor ihn tritt, da zuckt ein Schmerz
Ihm durch sein Lächeln, und sein Heldenauge
Wird einer großen, hellen Thräne voll.
„So" — seufzt er — „so nun blickte jetzt mein Sohn
Mich an, in kühner Siegeslust hochleuchtend,
Wie dieses holde Bild in zarter Scheu! —
Mein Sohn! Warum so früh, so früh gefallen! —
Doch weil mein Gott so schwer es hat verhängt, —
Wohlan, so muß ich andern Schutz beschwören
Für meine Gauen. — Edler Schwabenherzog,

Ich weiß, Ihr warbt um Aribertha sittig,
Als noch des Unheils Schleier uns umhüllten, —
Und Euch das Werben Schmach fast galt, uns Hohn, —
Jetzt darf ich sie Euch geben; — nehmt sie hin!" —
Und die schneeweiße Mägdleinhand
Legt er in die gepanzerte des Fürsten.
Da fuhr es, wie ein stechend, glühend Eisen,
Durch Sängers Herz und Sinn, —
Ein tiefer Seufzer quoll
Ihm aus der schweren, unsichtbaren Wunde. —
Graf Amadeus schaut ihn an, und spricht:
„Du junger Held, zu meiner blut'gen Rettung
Des Herzogs kühnlicher Gefährt, — du trägst
Noch nicht die gold'nen Sporen;
Da geb' ich dir, wie Jenem, eine Braut:
Die Tochter Dem, dir edles Ritterthum.
Knie nieder, und empfang' die ernste Würde!" —
Heißdürstend nach der Gabe,
Die ihm die Schmerzensgluth veredeln soll,
Zu großer That ihn mahnend und berechtigend,
Beugt Fridolin sein Knie,
Und Ritterkling' und Kuß und Handschlag reihen
Begeisternd ihn dem heil'gen Orden an.

XII.

Fern durch die Thäler gen Welschneuenburg
Zog Amadeus jubelnd mit der Tochter
Und dem erkornen, tapfern Schwiegersohn, —
Derweil stand auf der Klippe,
Wo kaum noch Fräulein Aribertha stand,
Der neue Ritter Fridolin, und sann,
Und sann, — bis endlich ihm das Sinnen
Zum Singen ward; da schwang er seine Zither
Am Goldband vor vom Nacken nach der Brust,
Und griff hinein, und tönte dieses Lied:

„Fahre hin, mein süßes Leben,
Fahre hin, in Freud' und Pracht!
Hast doch Vieles mir gegeben,
Hast doch Einmal mir gelacht!

Las ich doch in deinen Blicken
Gold'ner Ahnung Zauberschein!
Magst den Glücklichern erquicken,
Gold'ne Ahnung bleibt doch mein;

Ahnung, rein, wie Abendschimmer
Auf des Baches Silberfluth!
Finst're Nacht, nun komm nur immer!
Morgen einst macht Alles gut.

Junger Morgen, ew'ger Morgen,
Leuchtet auf belebtes Land;
Schlafen geh'n die nächt'gen Sorgen,
Liebe wachet süßentbrannt.

Mögen trübe Seelen klagen!
Sänger stimmt sein Lied in Lust,
Sieht die Sonnenberge ragen,
Trägt den Frühling in der Brust.

Leben, magst wohl heiter weben
Hier auf Erden deinen Lauf,
Doch am schönsten, liebes Leben,
Gehst du erst im Himmel auf!" —

Der Meister Eschilbach stand ungeseh'n
Bei seinem jungen, liebentflammten Freund. —
Als Dem die letzten Töne nun verklangen
Im frommen Jubel, faßt' er seine Hand,
Und sprach: „ich meine wohl, du wirst ein Sänger. —
Nur freilich — prüfen wir das Ding was länger! —
Wer solchen Weg durch's Leben denkt zu geh'n,
Hat, ach, weit schlimm're Proben zu besteh'n!"

XIII.

Das in des Morgens erster Frühe
Durch kühnen Schlachtruf unterbroch'ne Fest
Hebt nun in Abends kühlen Rosenlichtern
Sich auf Burg Eschilbach von Neuem an.
Da winden ihren Kämpfern holde Frauen
Lichthelle Kränz' in's Haar, und winden selbst
Am Arm der Tapfern sich zum bunten Kranz,
Und in des Reigens Mitten strahlt der Sänger,
Von Allen gern geseh'n, und lieber noch
Gehört, wie er kunstvolle Weisen
Und Siegeslieder und uralte Sagen
Hintönen läßt durch die Musik des Tanzes,
Sie nimmer störend, immer sie erhöh'nd
Mit Lichtern süßer Liebe
Und stolzen Heldenthums.
Da, als er seinen Geist sieht wiederstrahlen
Aus hundert froh erglüh'nden Angesichtern,
Da schwillt der Busen ihm von edlem Stolz,
Sein Auge funkelt Dank zu Gott hinauf,
Er preist das Loos des Sängers
In einem holden, kühnbeschwingten Lied. —
O, Fridolin,
Meinst du, so rein, so herrlich

Verklingen soll der gold'ne Abend dir? —
Schon wilder flammt die Lust in manchem Antlitz,
Sie flammt nach Streit umher, wie nach der Würze
Einfacher Lust, — schon müde sinket dort
Ein matter Blick, und späht nach Ruhestätten, —
Und nicht mehr aufgeregt in edler Freud'
An Tanz und Liedern, neigen sich die Geister
Zu trägem, zu mißlautendem Geflüster
Von Alltagskunden und von Alltagsnoth.
Manch roh Gelächter gellt daraus hervor,
Manch wilder Fluch, manch derber Bauernwitz,
Und bricht dem Liede seine gold'nen Schwingen.
Der Jüngling senkt die Zither, und wird still. —
Da rauscht urplötzlich ein verworr'nes Zanken
Ringsum hervor, Der Jenes heischend, Dieser
Ein And'res, Alle frech einander schuld'gend,
Und Waffen blitzen schon in mancher Faust.
Der Jüngling, alter Tage stets gedenkend,
Meint, wenn dem Griechen Orpheus es gelang,
Der Thiere Wuth zu bänd'gen,
Müss' hier es ja dem Liede leicht gelingen,
Mit seinem heitern Klingen
Die Menschen mit den Menschen zu verständ'gen.
Er stimmt ein Friedenslied, ein Sieg'slied an,

Er preist, was Aller Eintracht Schönes
In edler Schlacht nur eben erst gewann, —
Das arme Lied! Und tön' es
Nun auch noch Eins so hold, noch Eins so klar,
Es ist kein Spiel mehr für die grimm'ge Schaar.
Da heißt es: „o, genug geklungen!
O, überg'nug gefiedelt und gesungen!
Nun gilt's um tücht'ger Güter tücht'gen Ernst,
Und wenn du den, mein Sängerlein, nicht lernst,
Wird dir dein Spiel noch aus der Hand gerungen!"
„Das wollen wir erwarten!" sprach der Ritter.
Und seine edle Klinge blank
In kampfgeübter Rechten, schwang
Er um den Nacken seine holde Zither,
Und machte sich und ihr durch das Gewitter
Von Zorn und Rausch und Wahn
Zum überlaubten Gartengitter
Stillmuthig wandelnd freie Bahn.

XIV.

„Gold'ne Schatten, Laubengänge,
Silberteiche, seyd gegrüßt!
Fließet heimathlich, Gesänge,
Und Ihr blum'gen Bilder, sprießt!
Hier ist Niemand, der Euch störe;
Gastlich hegt Euch rings der Wall,
Gastlich rauschen Eich' und Föhre,
Singen Lerch' und Nachtigall.

„Schön willkommen! Schön willkommen!"
Haucht Euch zu die stille Welt,
Hat Euch in den Arm genommen,
Wie der Sohn die Mutter hält.
Was dich freut, du darfst es sagen,
Und dich lohnt ein heit'res Ja;
Was dich grämt, du darfst es klagen,
Und das Mitgefühl ist nah.

Steigt hervor, Ihr alten Kunden,
Meines Sinn's wehmüth'ge Lust,
Legt Euch an die heißen Wunden
Dieser schwergetroff'nen Brust!
Flüstert mild und stolz: „wohl immer

Zahlt ein edles Herz mit Blut!
Erde schenkt nur Nacht aus Flimmer,
Doch in Gott ist Alles gut!"

Und wie der Fridolin dies Lied gesungen,
Da steigen rings ihm aus dem duft'gen Grün
Der Urzeit Bilder auf: die Nibelungen,
Bestrahlt vom frommen Siegfried mild und kühn,
Doch als sie wüthig den in's Grab gerungen,
Ihm nachgerissen von der Rache Glüh'n,
Und Ottnit und der Berner Dietrich kamen,
Und viel der edlen, blutbesprützten Namen.
Die schlossen rings sich um ihn her zum Reigen,
Und voller stets erscholl des Jünglings Sang,
Und Alle schienen traut sich ihm zu neigen,
Zu grüßen ihn mit leisem Waffenklang,
Und ihre edlen Wunden ihm zu zeigen,
Und ihm zu winken hohe Bahn entlang,
Bis seine Seufzer vor den Glanzgestalten
Als Jubelhymnen durch die Lüfte wallten.
Da schwang ein Lied, dem seinen sich zu mischen,
Die gold'nen Flügel freudiglich empor,
Und staunend sah er, wie aus den Gebüschen
Der Meister Wolfram grüßend trat hervor,
Und einen Kranz, gewunden aus den frischen,

Thauhellen Zweigen von dem Blüthenthor,
Dem Sangesjünger auf die Locken drückte,
Und sprach: „bleib treu der Kunst nun, die dich
schmückte;
Dich schmückte nicht allein mit diesem Kranze,
Gewunden dir durch meine schwache Hand,
Nein, mit dem höhern, tiefverborg'nen Glanze,
Der in der Seele wohnt, ein heil'ger Brand,
Und aufwärts uns aus Thräne, Schlacht und
Tanze
Die Bahnen zeigt in's ew'ge Heimathland.
O, hüt' ihn fromm! Nähr' ihn mit Gottes
Worten,
Und dein sind hier, schon hier des Sieges Pforten!
Mag dann die Welt in wüster Zwietracht schwellen!
Mit Raub umdroh'n dein liebstes Erdengut,
Mag sie als Schmeichlerin sich dir gesellen,
Dich niederlockend in die träge Fluth,
Mag dich der Schmerz mit engem Netz umstellen,
Sein Pfeil dich röthen mit dem eig'nen Blut, —
Du wandelst fort, dir winkt das Lichtziel heiter,
Und auch der Sang bleibt treulich dein Begleiter.
Gar Vielen ward der holde Sang gegeben
Zur augenblicklich anmuthvollen Gunst,
Doch leicht genaht, seh'n sie ihn leicht entschweben,

Wie vor Gewittern flücht'ger Nebeldunst.
Wer ganz zu weih'n gedenkt sein inn'ges Leben
Der gottverliehenen, hochernsten Kunst,
Der muß, wie du, im Schmerz nicht von ihr lassen,
Auch nicht im Sturm, auch nicht im zorn'gen Hassen.
Im Hassen? — Nein! Welch' Wort ist mir entquollen? —
Zu hassen weiß der echte Sänger nicht.
Ob feindlich gellend Wogen ihn umrollen,
In seiner Brust bleibt still das Friedenslicht,
Und kaum nur, daß die Fluthen sind entschwollen,
Daß Blum' und Gras neu aus der Erden bricht,
Ist er bereit auch, den verstörten Garten
Mit alter Lieb' und Huld auf's neu' zu warten.
So hoff' ich's jetzt von dir, mein trauter Jünger!
Das wilde Volk hat seinen Zorn vertos't,
Und nicht mehr sieht man feindlich trotz'ge Ringer,
Nein: Paar an Paar, das hold von Minne kos't.
Da sehnt man sich nach dir, dem Freudebringer,
Und reuend sucht dich, wer dir schien erboßt.
Sprich nun! Willst du des Reigens Wunsch erfüllen?
Wie, oder weilst du lieber hier im Stillen?"

Der Jüngling sann ein wenig, doch nicht lange.
Er flüsterte: „Ihr Heldenbilder, ach,
Bei Euch war's schön im ahnungsreichen Klange,
Jedoch vor dem Gewühl zu flieh'n, wär' schwach.
Fahrt wohl!" — Und somit wandt' er sich zum
Gange,
Für rüst'ges Lied, für rüst'ge Thaten wach.
Laut sang er vor den wechselnden Gestalten,
Derweil die Bilder leis' im Garten wallten.

XV.

Nun fragt wohl Jemand: „Fridolin, der Dichter,
Von Meister Wolfram Eschilbach erhoben
Und anerkannt? — Wo sind die Liedesproben
Von seiner Kunst? — Hinweg, wie Irrwischlichter!
So war er doch gesellt nur dem Gelichter,
Das gestern lebt und heut' für Schmach und Loben,
Und dann verflattert, Spreu' in Spreu' ver-
stoben!" —
Halt! Frevle nicht, du überkühner Richter! —
Wo sind Alcäus Klänge? Wo die Lieder
Der Barden, welche Karol noch vernommen?

Wo ihre Namen selbst? — Verweht! Verschollen! —
An Wunde gleichen sich und an Gefieder
Die Schwäne all'sammt, die vom Pindus kom-
men! —
An Ruhm? — Die Zukunft schweigt! Die Zeiten
rollen!

V.

In welchem Alter steht jetzt die Menschheit?

Von

Kähler.

(Verfasser des Hermann von Löbeneck.)

Der Herr Verleger dieses Taschenbuchs, mein verehrter Freund, hat mich aufgefodert, eine geschichtliche Arbeit dafür zu liefern. Er hat sich eine solche Zugabe zum Gesetz gemacht, weil in der That alle Poesie und Kunst sich endlich an's Leben knüpft, und beide für das, was sie suchen, ihre schönste Bürgschaft in dem, was geschehn ist, finden. Ich gebe, in gleichem Eifer für Herrn Fleischer und die Lesewelt, nicht blos etwas Geschichtliches, vielmehr die ganze Geschichte von Adam her; die kürzeste dieser Art, die jemals gefaßt worden, und nicht unähnlich jenem Kirschkern, auf welchem, ich weiß nicht, ob blos das dritte, oder alle Hauptstücke des Katechismus, eingeschnitten sind.

Weniger verlangt die obige Frage nicht. Denn ohne Kenntniß der Zeit gibt es keine des Alters; die Zeit aber ist die Geschichte. Ohne Vergleichung dessen, was gewesen ist, mit dem, was ist, vermag

Niemand den Flug der Zeit, weder für sich noch für Andre, zu bestimmen. Wir fühlen uns älter, blos, weil wir Jüngere sehn, und bekannt ist, daß alte Personen, welche mehr gelebt als gehandelt haben, die Idee der Jugend noch stets als eine eingebildete Rose in ihre grauen Haare setzen, und mit dem Tode kokettiren, wie sie einst mit dem Leben thaten. Es ist ein Beweis meiner großen Ehrfurcht gegen die Leser und Leserinnen der Minerva, daß ich die Frage, nicht nach ihrem, sondern nach der Menschheit Alter, als für sie interessant betrachte. Ich setze dadurch voraus, daß sie weder im Alter der Kindheit, noch im kindischen Alter stehn, vielmehr in jener glücklichen Mitte der regen, weitumschauenden, weithinwirkenden Geisteskraft; denn diese ist es, wo der Mensch seine Jahre ernstlich zu zählen anfängt, weil sie so schnell entfliehn, und weil die an ihren Wechsel gebundne innre Wirksamkeit so erhebend, so beseligend ist!

Sie ist aber auch der Zeit gemäß, und ihnen gewiß nicht unbekannt. Denn unsre nervenschwache Zeit, im unwillkührlichen Gefühl, daß zum Leben Kraft gehöre, fängt an, den Tod der Menschheit an der Auszehrung zu fürchten, wie ihn die frühere am Steckfluß des jüngsten Tages so oft besorgte.

Die alte menschliche Unart, alle Schuld auf Andre zu schieben, um die von ihrem Bewußtseyn gefoderte Besserung aufzuschieben, hat der armen Erde die Schuld aufgewälzt; sie soll vereisen, verdorren, mit einem Worte, alt werden, und die vermehrte Bevölkerung nur eine Art Läusesucht der sterbenden Bettlerin seyn. Wer kennt nicht die fürchterliche Erscheinung, daß die Gletscher in manchen Alpenthälern jährlich einige hundert Schritte vorrücken, nicht die höchst traurige, daß in den Marken der Weinessig nicht mehr auf dem Stocke wachsen will; wer hat nicht von dem ehmals grünen Grönland, von dem ehmals mit Nachtigallen bevölkerten Island, von dem Getreidebau in Norwegens Nordland (eine furchtbare Steigerung des Nords) und der Volksmenge nordischer Gegenden gehört? Und wie die allernährende Mutter, so leiden auch unläugbar die Kinder an allerhand Zufällen, die wohl für Altersschwachheit gelten können. Thörige Reden, alberne Handlungen, ja Symptome des Aberwitzes und des Wahnsinns, sind keine seltne Erscheinung unter uns. Hin und wieder gerinnt die Verständigkeit allmählig bis zur gänzlichen Vereisung, anderswo gebehrdet sich das Gemüth so fromm, als bedürfte es der letzten Oelung. Ja, wie Greise, die

lachende, das heißt keine, Erben haben, sich die letzte Zeit so bequem und lustig als möglich machen, so arbeiten augenscheinlich viele, und nicht die unansehnlichsten, nur das alte Haus zu stützen, und die alte Garderobe zu bürsten und zu flicken, und von dem, was die frühere Zeit übrig gelassen, noch so sorgenlos und üppig, als immer möglich, zu zehren.

Auf der andern Seite ist unläugbar, daß wenigstens die lebendige Welt, in sofern sie jene und ähnliche Symptome äußert, eben so gut kindisch als alterschwach seyn könnte. Denn ob der Alberne ein Kind oder ein Greis sey, kann man oft nur an der dürren Knochenlänge, und der gerunzelten Haut, oder der weichen Formlosigkeit des Körpers sehn. Die Hoffnung, daß die stets wachsende Narrheit unsers Zeitalters rein kindischer Art sey, ist, wie alles, was in die Kinderzeit führt, so reizend, daß sie wohl verdiente, in jede neue Konstitution als Reichsgrundgesetz, und in jedes neue Bekenntniß als Glaubensnorm, aufgenommen zu werden. Auch fehlt es unsrer jetzigen Menschheit weder an kindisch-überflüssiger Fülle, wie das Auswandern, noch an Formlosigkeit, wie die Revolutionen, noch an Leichtsinn, wie das private und öffentliche Leben, noch an Eigensinn und Anmaßung, wie alle Zeitungen, Jour-

nale und Meßkataloge reichlich beweisen. Und sieht man die Fluth von Gedichten, worin die lebendigen Kinder der Poesie sich wie Schmerlen im Ozean verlieren, den überquellenden Vorrath von Erzählungen, Mährchen, Zauber- und Gespenstergeschichten, so fühlt man sich unwillkührlich in irgend eine selige Kinderstunde des frühsten Lebens versetzt, wo die liebe Jugend, in Wahrheit nicht mit viel Verstand, aber um so mehr in Behaglichkeit des Gemüths, pfiff, dudelte, trillerte, mit Kohle an die Wand malte, Versteckens spielte, sich mit Geisterspuk erschreckte, und mit einem Wort, das so recht von Herzen wirklich war, was unsre schönen Geister großentheils mit recht ernstlicher Anstrengung zu werden sich bestreben.

Doch diesen Trost verkümmern uns abermals die Geschichtforscher. Wir, so sprechen sie, sehn den Knochenbau des Ganzen, den ihr, blödsinnig im Augenblick verloren, nicht erkennt. Vor uns liegen die Ruinen der Vorwelt, die Denkmäler von Jagernate und Elephantine, die kyklopischen Baue, die allverbreiteten Spuren früher Kultur, und gottähnlicher Menschen. Verschwunden ist jene Kraft, die nach außen jene Riesentempel, nach innen jene geistigen Heiligthümer des Glaubens hervortrieb; deren

Ueberbleibsel das Größte und Beste sind, was unsre Zeit noch hat. Die Zeit, wo Bacchus seinen Siegeszug hielt, wo Odin, Hermes, Theut, und andre Namenlose, Apostel der Bildung wurden, war die wahre Geschichte, das Volk, von dessen Mitte jener Urstoß ausging, die wahre Menschheit, seine Bildung das Höchste; wir sind in eitlem Wissen und sündlichem Wesen nur kränkelnde Spätlinge jener weisen und heiligen Zeit; und in den Bruchstücken, welche wir aus ihr besitzen, wohnt unser ganzes geistiges Leben, wie in den zusammengerunzelten und gedörrten Organen des Greisen sein ganzes körperliches Leben wohnt.

Es ist kein Scherz um solche Gründe, zumal, wenn sie ein Doktor oder Professor vorträgt, und eine Bibliothek von 10,000 Bänden sie durch Zitate beweisen hilft. Glücklicherweise bleibt uns noch die Kraft, welche nicht blos jene 10,000 Bände, welche alle Millionen Bibliotheken hervorgebracht, von der Ptolemäischen, womit Omar Alexandriens Badestube heizte, bis zu der Karl des Sechsten von Frankreich, die aus neun Büchern bestand, von der in Göttingen, bis zu der, welche jeder Knabe im Schulriemen fortträgt. Wirklich können alle Doktoren und Professoren nichts beweisen, als daß jeder Mensch

die Wahrheit zu erkennen, und alle Bücher nichts, als daß er die erkannte, so wie sie ihm erschienen, aufzuschreiben vermag; und so beweisen auch die Ruinen Indiens und Aegyptens, und die Sagen der Völker nichts, als daß in uralten Zeiten von Menschen Großes geschehn ist, und also auch in unsern und in künftigen Zeiten von Menschen geschehn kann. Ob der Professor für gelehrter gilt, als der Zuhörer, hängt nicht vom Sitz, nur von der Vergleichung ab, die Vergleichung selbst aber macht jeder nach seiner Einsicht. So mag es uns auch freistehn, die alten und neuen Thatsachen, welche eine Geschichte der Menschheit bilden, nach eignem Licht zu betrachten: und mich macht es im Geiste recht jung mit meiner Zeit, daß ich ihr das Kindischjugendliche ihres Charakters nicht blos beschämend in den darauf hinweisenden Thorheiten, sondern vielmehr tröstend im Stufengange menschlicher Entwicklung bewähren zu können glaube.

Der Lebensmesser jedes Menschen ist sein Bewußtseyn. Daher zählt jeder, nicht vom Augenblick der Empfängniß, sondern vom Geburtstage. Was er zu der Zeit gethan, als er beide Hände noch fest in die Augen gedrückt, kümmert ihn wenig, wenn Hand und Auge greifen und sehen gelernt haben.

Zwar sieht er wohl ein, Hand und Auge würden weder greifen noch sehen ohne die frühste unthätige dunkle Zeit, und darum hat diese für sein Gemüth hohes Interesse. Aber sein eigentliches Leben beginnt mit dem Bewußtseyn, mit dem Augenblick, wo er sich loswand vom fremden Leib, und sich zuerst als eigner fühlte. Und was im ersten Augenblick das Leben charakterisirt, das macht auch dessen Fortgang; das klärere Bewußtseyn, und das stets ernstlichere und glücklichere Loos wieder zur Freiheit von jedem Naturbande, bezeichnen dessen Wachsthum.

Gleichwohl ist die erste Lebenszeit nach dem Geburtstage immer noch eine — nach dem Maßstabe unsers Lebens, die wir Taschenbücher lesen und dafür schreiben können — höchst dürftige Zeit. Das ganze Nachdenken ist auf das Begehren gerichtet, die ganze Rede Geschrei. Allmählig enthüllt sich im Lächeln die Seele, der Laut bildet sich zum Ton, und jedes Organ zum bewußten freien Wirken. Endlich erscheint das Wort, das erste allumfassende, Vater, Mutter; und erst mit diesem Wort spricht der kindische Geist es aus, ich bin ein Mensch, und jeder menschlichen Entwicklung fähig. Doch weiß er das so wenig selbst, als er einst schlummernd von seinem Daseyn wußte, darum nennt er nicht sich,

sondern Vater und Mutter; er thut unaufhörlich, ja oft albern und unrecht, und wird wohl von der Mutter wegen seiner übermäßigen Unruhe gescholten; dennoch kann er nichts, und sucht überall Hülfe, und Besitz und Freude nur in dem, was ihm andre leisten und geben. Nun heißt es, in die Schule mit dem kleinen Wilden, — daß er still sitzen lerne! — Aber er lernt noch mehr, als das; aus dem Kinde wird ein Knabe, aus dem Knaben ein Jüngling, aus dem Jüngling ein Mann, und so, wenn es recht geht, zuletzt ein Heiliger.

Gibt es nun eine Menschheit, und ein Lebensalter der Menschheit, so muß sie ihr dunkles unbewußtes Daseyn, ihre Kinderzeit bewußtlos hervorbrechender Kräfte, ihre Knabenzeit des Lernens und der Zucht, ihre Jugendzeit der im Selbstbewußtseyn der Kraft sich entwickelnden Freiheit, ihre Männerzeit des überlegten, gesetzmäßigen und ernsten Wirkens, endlich ihr stilles, gesegnetes, ehrwürdiges Alter haben. Denn ich hoffe, von meinen Lesern keiner wird die Menschheit für das mißrathne Werk irgend eines künstlerischen Geistes halten, der schaffen lernen will, oder gar für das Werk eines boshaften, oder noch schlimmer, für das eines dummen Teufels, sondern für ein Werk Gottes; und da kann das Ganze

unmöglich einem dreißigjährigen Greise von Inkroyabel, sondern es muß dem edelsten und schönsten Greise gleichen, der vor und nach Plato, Wieland, Pius VII., oder dem Herzog von Dessau u. s. w. je auf Erden gelebt hat.

Und da wäre an sich jene Frage entschieden; denn so alt wir jetzt zum Theil thun, und in unsrer Schwachheit scheinen mögen, so ist doch weder von der Stille, noch von dem Segen, noch von der Ehrwürdigkeit des Alters etwas an uns zu spüren. Es muß also wohl anders zusammenhängen; und wirklich scheint aus der Geschichte deutlich hervorzugehn, daß die Menschheit erst in ihrer Knabenzeit des Lernens und der Zucht steht, wo beides ihr halb lieb, halb unlieb ist, wo sie von sich weiß, aber eben nur so viel, um noch sehr unvollkommen zu denken und zu wollen, wo man sie hochschätzen und verachten, an ihre Entwicklung glauben oder daran zweifeln kann, je nach dem man mehr hofft von den Blüthenknospen ihrer Kräfte, oder mehr fürchtet von den Raupennestern, die sich an ihren Zweigen offenbaren.

Denn die ganze lange Zeit, bis zu unsrer jetzigen Zeitrechnung, alle Jahrtausende chinesischer Regententabellen und alle indischen Götterjahre dazu gerechnet, weiß von einer Menschheit gar nichts,

sie ist eine reinbewußtlose Entwicklung zur Menschheit. Das, was ohne deutliches Bewußtseyn, blos aus dem innern Spiel geistiger Kräfte hervorgeht, pflegt man naiv zu nennen. Wirklich ist das ganze Alterthum nichts, als die naive Zeit, die neun Monate, und die erste Ammenzeit der Menschheit; und die große Verehrung, welche wir vor dem es durchblitzenden Schöpfergenius empfinden, ist ganz gleicher Natur mit dem Vergnügen, welches im Hause uns die natürliche, auf dem Theater die künstliche Naivetät gewährt, und mit dem halb angenehmen, halb geisterähnlichen Schauer, den Mütter beim Gefühl der innern lebendigen Regung, und des saugenden und wachsenden Kindes, und Weise beim Nachdenken darüber empfinden. Mit dem Sohne wurde die Menschheit geboren, und mit dem Wort Vater trat sie zuerst in wahrhaft bewußtes Leben. Vorher war alles Mysterium, von da an Offenbarung; vorher das höchste nur Ahndung und Streben, von da an Wissen und That.

Davon gibt die Art, wie die damalige Menschheit ihr Selbstbewußtseyn ausgesprochen hat, das heißt die Geschichte, Zeugniß durch ihre Einkleidung, ihre eigne Ausbildung, und ihren Inhalt. Als ein Mährchen beginnt sie; mit eitel Götterfabeln,

die zum Theil sehr bedeutend, sehr sinnreich, ja bedeutender, als alle unsre Geschichten seyn mögen. Mag nicht auch in unsrer zartesten Kindheit, ja in unsrer Vorkindheit, manche dunkle, fast gestaltlose Regung unsers Geistes mehr Bedeutung für das ganze Leben haben, als nachher die klarste und bestimmteste Erfahrung späterer Tage? Ohnedem ist ja kein Traum ohne ein Urbild, und der schönste und hochfliegendste setzt immer eine schönere und höhere Wahrheit voraus. Auch kann kein lebhafter und geistreicher Mensch seyn, ohne zu träumen; daher die Dichtkunst, oder die Kunst, geistig zu träumen, grade auf der höchsten Bildungsstufe am höchsten geschätzt wird, als ein erquickendes Mondlicht, welches die im Tageswechsel des Lebens oft verschleierte Wahrheit zwar etwas fremd und gespenstisch, aber doch deutlich und genügend zeigt. Immer aber bleiben Träume Träume und Fabeln Fabeln; es fehlt ihnen etwas, das der Mensch im Ernst nie ohne bittres Gefühl der Täuschung, im Scherz mit sich selbst, nie ohne leise Wehmuth vergessen kann. Und würden die Alten von lauter Göttern und Göttersöhnen, und gesetzlosen Zauberthaten reden, hätten sie den innern göttlichen Beruf, und den stillen und weisen Gang der Vorsehung gekannt? Aber sie

lebten, und waren weder sich selbst, noch war ihnen der Vater deutlich. So erzählten sie, wie Kinder; von sich so gut als nichts, und von Vater und Mutter viel wunderliche halbwahre Dinge; und wir verstehn, was sie sagen, unstreitig besser, als sie selbst, weil wir uns selbst besser verstehn.

In solcher nächtlichträumenden Verworrenheit tagt uns überall aus dem Alterthume das Licht der Geschichte. Es sind einzelne Geberden, wodurch die Menschheit äußert, sie lebe, und kenne außer der Milch noch die Mutterbrust, und mancherlei Andres; es sind, wenn es hoch kömmt, einzelne Laute des Gefühls und der Bezeichnung. Allmählig werden der Laute mehr, sie kommen öfter, es klingt oft wie Wort; aber fern ist von dem allen das geistige Band, das alles vereinigt; nur der Augenblick gibt die Veranlassung, die Bedeutung, den Umfang; und noch sagt die bloße Geberde oft mehr, als der wortähnliche Laut. Ja, wenn der Geist, wie in der heiligen Schrift, sich bis zum Einen und Höchsten im höchsten Schwunge, wie mit Gewalt emporgeschleudert, oder emporgezogen, erhebt, und alle Menschen als Menschheit zu umfassen scheint, sinkt er bald wieder in sich selbst zurück, und wir erhalten eine sehr dunkle Geschichte des jüdischen Volks allein. Hero=

dot, der erste, welcher 500 Jahre vor Christo eine eigentliche Geschichte gibt, sagt es selbst, er wolle sie schreiben, daß die wundernswürdigen Thaten der Griechen und der Barbaren recht erkannt und geprie en würden. Was er sonst erzählt, sind Nebensachen; die Kriege der Griechen und der Perser sind die Begebenheit, über deren Darstellung seine Idee nicht geht. Und alle übrigen, die wir als hohe Muster der Auffassung verehren, sind es nur durch die enge Gränze, die sie sich selbst zogen; wenn ja einer eine allgemeine Geschichte schreiben will, so wird es eine bloße Chronik dessen, was in den Chroniken einzelner Völker bis daher als Merkwürdiges bewahrt worden war. Es ist mit einem Wort der bloße Trieb zur Geschichte, zum Bewußtwerden der Menschheit in genauer Verkettung des Vergangnen mit aller Gegenwart und Zukunft, was selbst in den meisterhaftesten Geschichtsbüchern der Alten sich offenbart.

Meine Leserinnen werden es wohl wissen, daß das Tagebuch so lange höchst dürftig ausfällt, als man nichts erlebt; und daß sie zu einer gewissen Zeit nur darum nichts erlebten, weil sie nicht wußten, wie sie etwas erleben sollten. Sie werden sich erinnern, daß man entweder lügen, oder schweigen, oder nur von sich selbst erzählen muß, wenn man

noch nicht hinter der Mutter vorgetreten ist, und eben darum, was und wer sonst im Zimmer ist, und in welcher Beziehung, noch nicht erkannt hat. Je deutlicher uns der Zusammenhang, die Einheit aller Dinge und Begebenheiten wird, um so mehr reden wir davon; daher die am meisten reden, welche alles leicht, und die am besten, welche alles gründlich überschauen. Der Geniustrieb des Herodot, des Thukydides, des Xenophon, des Livius, des Polybius würde wohl statt der einzelnen Geschichtmasse, die sie mit so bewundernswürdiger Kunst gleich einem einzelnen Gliede des Körpers ausbildeten, das große Ganze begeistert ergriffen, begriffen und dargestellt haben, wäre ein bis zum Begreifen vollendetes Ganze da gewesen. Was die Alten faßten, das bildeten sie in Rede und Kunst als unübertreffliche Meister. Von einer Geschichte der Menschheit hatten sie nicht einmal Ideen, wie in unsrer Zeit einer ihrer glänzendsten Sterne vor sich strahlte; weil wohl Menschen, Familien und Völker waren, aber keine Menschheit, nicht einmal ein Schatten. Jeden Menschen knüpft an die lebendige Menschenwelt außer ihm Vierfaches, sein Bedürfniß, sein Wissen, sein Thun, sein Glauben. Darauf gründet sich Gewerbe und Handel, Wissenschaft, Gesetz und

Religion. Wie nun die Geschichtschreiber der Alten stete Muster geliefert haben, indem sie das Einzelne treu und sinnig darstellten, wie das Ganze dargestellt werden soll; so ist auch das, was im Alterthum geschehen ist, stetes Muster für die künftige Menschenwelt, aber nur im Einzelnen. Es rankt sich jeder eigne Lebenstrieb am Stabe der Natur empor, da, dort, bald schwächer, bald kräftiger; aber der ganze Garten liegt noch öde; die meisten Samen deckt noch graues Dunkel.

Die Phönizier, welche in Britannien Zinn, in Preußen Bernstein holten, und in Spanien und Afrika Kolonien gründeten, thaten alles, was nur immer jetzt Großbritannien, und von ihm geleitet und beherrscht, Europa thun kann; aber es war blos phönizischer, nicht Welthandel. Griechenlands Künstler und Weise bleiben unsre Lehrer; aber was sie schufen und was sie ersannen, beschränkte sich auf ihr Volk; es war selbst für dieses kein Gemeingut; wie der Berg zerstört werden muß, um sein Erz zu Tage zu fördern, so mußte Griechenlands Kunst und Geistesbildung untergehn, um in ihren Denkmälern schöner und umfassender zu einer Zeit zu wirken, die für alle, welche das Leben nicht blos zu genießen, sondern darin zu wirken bestimmt sind, Geistesbildung

fodert, und Mittel dazu aus allen Theilen der Erde in Kunstsammlungen, Museen, Akademien, Bibliotheken, vereinigt. So lange Geschichte bleibt, wird Solons Name Gesetzgebung und Bürgertugend in ihrer höchsten Vollkommenheit andeuten; so viele andre; wir können nichts Neues darin erfinden oder leisten, nur das Alte erkennen und in erweitertem Kreise anwenden. Aber auch diese politische Größe der Alten ist naiv; die Grundsätze sind ihnen minder deutlich, als die Anwendung klar und sicher; wie Genies noch jetzt, so lange die Kraft im Naturdrange treibt; wie Kinder an der Mutterbrust geschickter saugen, als der Röhrmeister, welcher unterirdische Ströme auszusaugen versteht. Als eine persönliche Tugend fassen sie die Gerechtigkeit wohl, und als ein Bedürfniß des Gemeinwesens; aber sie bedenken nicht, daß das ihnen persönliche allen persönlich sey, und daß es ein Gemeinwesen der Völker, wie eines des Volkes, geben kann und muß. Und würde die Bibel alten Testaments der erste Theil einer heiligen Schrift in Wahrheit seyn und bleiben, enthielte sie nicht das Heilige in seinem lebendigen Keim, in seinem ersten und treusten Umriß, wäre nicht Religion in der erhabensten Bedeutung ein Eigenthum des jüdischen Volks gewesen? Welche

Weisheit hat Höheres ergründet, und kann Höheres lehren, als der einige Gott? Wer mag mehr sittlichfromme Kraft beweisen, als Joseph? wer gewaltiger predigen, als Jesaias? So gewaltig war die Macht des Glaubens in jenem Volk, daß es an die unmittelbare einige Ursache aller Dinge selbst das Kleinste und Eigenste knüpfte, was die ganze übrige Welt der Götter entweder für unwürdig, oder unverkennbar als eignes menschliches Vollbringen ansah. Aber dieser erhabne Glaube war naiv, war das natürliche, im höhern Sinn bewußtlose, Streben der Seele zu einer Erkenntniß und Gesinnung, welche das höchste und einzigwahre Band des Lebens bleibt, es aber für Alle nicht eher werden kann, bis sie ins deutliche Bewußtseyn getreten, und so gewissermaßen ein eignes Werk des Menschen geworden ist; wie das Gehirn seine Bestimmung, alle Fäden des Lebens zu fassen und zu leiten, nicht eher erfüllt, bis alle diese Fäden vollendet sind, und also gefaßt und geleitet werden können.

Soll ich fürchten, daß die Leser meines Aufsatzes denken, ich verwechsle im Eifer die Minerva mit meiner Kirche? Dann wäre entweder der Name dieses Taschenbuchs eine Verwechslung, oder wenigstens das Kaufen und Lesen eines Buchs, welches die aus dem

göttlichen Haupt entsprungne sinnumfassende Göttin als Schild trägt, um damit alle abzuwehren, die nur lose Spiele des Eros, Schwänke des Momus, oder Leierklänge des Apolls begehren; welcher letzte beiläufig, wie uns Homer erzählt, die hehre Göttin nicht eben liebte, aber hoch verehrte.

Also geh' ich muthig weiter, um so muthiger, da eine Zeit kommt, an welche Niemand ohne Freude denkt, die schönste Feierzeit des Lebens, der Geburtstag der Menschheit. Alle ihre Organe hatten sich ausgebildet, ohne daß eins vom andern, oder die Geschichte von allen wußte; Gewerbe und Handel, Kunst und Wissenschaft, Gesetze und Patriotismus, Glaube und Frömmigkeit waren da, es fehlte nur am Tage, der alles beleuchtete, am atmosphärischen Luftstoß, der alles belebte, am Sinn, der den wortähnlichen Laut zum Wort machte, und in dem Wort die Freiheit des Geistes zugleich bezeichnete und gäbe. Das Licht kam, das Leben, das Wort. Lange vorher war Alles da gewesen, was jetzt da ist, in Gottes Reichthum und Pracht; lange hatte der Vater, und die aus ihm entsprungne und von ihm erkannte Gehülfin Mutter Natur, die Kinder ernährt, getragen, gepflegt, erzogen; Jesus Christus sprach zuerst das Wort Vater, und

in diesem Wort allen Werth und alle Hoffnung der Menschheit aus. Wie noch jetzt Mütter, der natürlichen Liebe ohnehin sicher, dem Vater gern die geistige Liebe ihrer Kinder zuwenden, und darum seinen Namen zuerst aussprechen lehren, und sich recht rein und lebendig freuen, je herzlicher das Kind am weiland gefürchteten Vater liebend hängt; so trat auch die Pflegerin des Alterthums, die hohe Mutter Natur, von nun an in den Hintergrund, und wich überall immer vollkommner und schneller dem geistigen Triebe, der von der erkannten Liebe des Vaters ausging, und in gleicher Liebe zu ihm hinzog. Und wie sie alle Glieder einzeln in sich ausgebildet, um sie dem Vater als lebendiges Ganzes zuzuführen, so war auch von nun an im Glauben an des Einen Vaters Liebe für alle Menschen und alle Völker die brüderliche Einheit gegeben, worin jedes die Vorzüge, welche es einzeln als Bestimmung empfangen und in sich ausgebildet hatte, gegenseitig auszutauschen, und dadurch sich und alle bis in's Unendliche zu bereichern vermöchte.

So fing denn mit Christo die naive Zeit an zu verschwinden, und eine zweite kam, die sentimentale. Ich würde mich schämen, dürfte ich den Lesern der Minerva zutrauen, daß sie von dem har-

ten Vorwurf nie gehört hätten, welchen man dem Christenthum eben dieser sentimentalen Verwandlung wegen gemacht hat. Wenigstens kennen sie wohl Schiller's mythologisches Klagelied — als ihr noch die schöne Welt regiertet — und so christlich oder freigeistisch sie seyn mögen, muß ihnen wenigstens so lange, als sie Schiller's Genius in seinen Worten trug und fortriß, zu Sinn gewesen seyn, als hätt' er gewissermaßen recht. Liebte ich kalten Witz, so könnte ich sagen, es sey blos die Verlegenheit eines Trauerspielschreibers, was aus jenem Todtenliede der heidnischen Götter spricht. Denn es ist an und für sich klar, daß in einer recht vatergläubigen Zeit gar kein rechtes Trauerspiel zu Stande kommen kann; grade die Hauptsache, der unverschuldete und rettungslose Untergang, ist da unmöglich, weil die Schuld allen deutlich, die Rettung noch deutlicher geworden ist. Ganz anders war es, als die Götter die schöne Welt schlecht genug regierten; da durfte ein Held sie allenfalls herausfodern, und sich ihnen gleichstellen, weil er ja nur dem Schicksal unterlag, dem sie selbst unterworfen waren; Schicksal ist aber nichts Anders, als die unverstandne Ursache, warum Gott und Natur, Vater und Mutter, getrennt erscheinen, und eben darum

wird das Schicksalheldenthum immer unverständlicher, je besser jene Ursache verstanden wird. Doch wer Trauerspiele schrieb, wie Schiller, seufzte nicht blos über das, was ihm das Thema erschwerte. Die Gefühle, womit er die Seele berührt, durchbebt, erschüttert, zerreißt, sind nur der sympathetische Wiederklang der seinigen; wie denn kein Leser oder Hörer den Sinn, wo einer ist, je anders auffassen kann, als wie die an der Wand hängende Geige die Töne der vom Meister gespielten, leise und dunkel. Wie gewaltig müssen die Schwingungen eines Herzens gewesen seyn, welches in den Worten, worin es tiefgedämpft an's Ohr in den Geist tritt, durch alle diese Dämpfer hindurch doch das innre Glockenspiel bewegt, und tönen macht, als sollte es zerspringen! So ist jener Seufzer Schiller's nach der naiven Heidenzeit nur einer jener gewöhnlichen Sehnsuchtslaute einer durch die Gegenwart gepreßten Seele; und wie Matthisson's zarte Empfindsamkeit nach verlornen Kinderspielen, so schaute Schiller's abgrundtiefes Gefühl in die A B C- und Spielzeit der Dichtkunst und Religion, als in die seinige; jeder nach seinem Maßstabe. Solche das Verschwundne verschönernde Sehnsuchtsmalereien sind recht eigentliche Kinderstreiche des unlustigen Gemüths,

das sich von der Mutterbrust entwöhnen soll, und gern ewig daran saugte; das goldne Weltalter, Schlaraffenland, die Ritterzeit, und die Götter Griechenlands, fließen alle aus gleicher Quelle, aus einer in sich noch nicht klar gewordnen Sentimentalität; und Herr v. Matthisson, der noch lebt, wird am besten bezeugen können, ob der wehmüthige Herzensanklang, welcher ihn seine Kinderzeit zu schreiben vermochte, nicht schon während des Lautwerdens, d. h. während des Klarwerdens, sich verlor, und ob es ihm je eingefallen ist, im Ernst wieder auf dem Knabenpferde reiten zu wollen.

Nicht zum Vorwurf, zur Ehre gereicht es dem Christenthum, daß es die naive Zeit in die sentimentale verwandelte. Denn sentimental seyn, zu Deutsch, empfinden, wie Gebildete empfinden, heißt nichts Anders, als naiv seyn mit Bewußtseyn, oder den Anklängen der Natur mit Bewußtseyn nachgehn. Leserinnen wissen unstreitig, daß sie naiv im 14ten Jahre waren, und nun im 18ten oder 19ten sentimental sind; ohne übrigens eine Zeitgränze dieser oft genialischschnellen Ausbildung bestimmen zu wollen. Was ist nun der Unterschied? Kein andrer, als daß sie im 14ten, oder großstädtisch im achten Jahre, gern vom Bräutigam sprachen, und romantische

Erzählungen lasen, und jetzt im 18ten oder 12ten den Bräutigam suchen und die Erzählungen nachspielen. Damals lächelte die Mutter, jetzt warnt sie. So lächelt die alte Geschichte; sie ist oft gräßlich, aber ohne Sinn; sie ist oft bezaubernd, aber ohne Zusammenhang; wir fühlen, es könne das Gräßliche nicht ohne Sinn, das Bezaubernde nicht ohne Zusammenhang seyn; wir suchen den Sinn und Zusammenhang in unsrer Zeit, und so wird der Nichtsinn Unsinn, und der Mangel an Zusammenhang Verwirrung. Die christliche Geschichte warnt, das heißt, sie gibt Sinn und Zusammenhang für alles, was geschieht, eben durch das W o r t vom V a t e r. In dem Augenblick, wo das Kind die Hände zärtlich um den Vater schlingt, und im Gefühl der freudigsten Liebe so recht mit vollem Bewußtseyn dessen, was es am Vater hat, zum erstenmal recht deutlich ausruft, m e i n V a t e r! f ü h l t es, was es noch nicht weiß, in dem, was es nun weiß, seine innerste Verknüpfung mit dem Vater, sein Leben, sein Glück, seine Bildung, alles als sein Werk. Denn das, was es weiß, gibt ihm Sinn und Zusammenhang immer vollkommner für alles, wo er ihm früher fehlte; nun darf der Vater schlagen, es weint, aber es spielt keine Schicksalstragödie; nun mag der Vater wohl-

thun, es lacht und jauchzet, aber es feiert keine Orgien; nun mag er weggehn oder erscheinen; es sucht und trauert, wenn er fehlt, aber bedeutet sich leicht, er werde wiederkommen; es merkt auf, und erkennt ihn, wenn er wiederkömmt, aber lächelnd und gleich rufend, Vater, zum Zeugniß, daß es ihn in sich trägt, auch wenn er äußerlich nicht unmittelbar erscheint.

So konnte das Wort Vater im Namen der Menschheit nicht ausgesprochen werden, ohne zum Gefühl, zur Sentimentalität zu führen, zum stets deutlicheren Bewußtseyn dessen, was bisher als bloßer Naturtrieb, ohne deutliches Bewußtseyn, aufgewachsen war. Die Religion, das Gefühl ursprünglicher Verknüpfung, in jener dunkeln Naturmenschheit nur eine dunkle Geberde der Liebe, der Furcht, des Begehrens, nur ein unbestimmter Laut des allmähligen Erkennens, nur ein gestaltloser Traum einer Göttin Mutter (Kybele wurde auch als Kugel abgebildet), oder eines wunderlichen Gottvaters, der seine Kinder fraß (Kronos), oder nach Laune beherrschte (Zeus), und eines Traumes der Träume, Schicksal genannt: diese Religion, woraus die kindischen Menschen alles machten, weil sie

nicht wußten, was sie daraus machen sollten, wurde nun in Liebe und Gegenliebe der Mittelpunkt der Kindlichkeit, die Quelle ihrer schönsten Aeußerungen, das Höchste und Gewisseste im Leben, und die eigentliche Führerin und Dolmetscherin der menschlichen Handlungen und der sie erzählenden Geschichte. Vater ist da! — so scholl es durch die Welt, und wo irgend die menschliche Natur dazu reif war, streckte sie die zarten, schwachen Arme fröhlich nach ihm aus, als wollte sie fliegen an sein Herz, da sie doch nur langsam zu gehn vermochte. Wie selig blickt der Vater auf diese frohe Anstrengung der zarten Glieder, auf dieses nur halbverständliche Stammeln der Liebe, auf diesen kindischen Eifer, ihn zu pflegen, wo ihm nichts fehlt, ihm zu erzählen, was er tausendmal besser weiß, ihn zu schützen, ihn zu rächen, wo ihm vermeinte Gefahr oder Beleidigung droht! Denn er schauet deutlich in jene Zeit, wo, was von ihm geboren ist, ihm gleich seyn wird. Aber das Kind zu seinen Füßen ist darum nicht minder Kind. Es fühlt nur mit jedem Tage lebhafter, viel deutlicher und tiefer; und eben darum wird es klüger, wilder, unartiger, ungeschickter, alles eines durch das Andre, und um des Andern willen.

So bildet sich die Menschheit ab in unsrer europäischen Geschichte von Christo bis zum 15ten Jahrhundert. Sie ist ein von der Mutter entwöhntes, vom Vater getröstetes, an Gefühlen groß wachsendes, aber, wie unverständige und sauerbeißige Zuschauer sagen, immer toller und unartiger, viel größer und stärker, werdendes Kind. Das Freudengeschrei, Vater, eröffnet sie mit der Erscheinung des Sohnes; und die Menschenwelt lächelt in höherer Freude mit Augen voll Thränen über das, was sie verloren zu haben schien. Aber immer wilder entwickeln sich die Kräfte; immer widerspenstiger zeigen sie sich der Mutter; immer ernster muß der Vater dazu thun; so daß die Liebe, welche einst das Kind ihm so unbefangen froh an's Herz zog, oft nur zu einem kalten Händekuß der Gewohnheit, zu einem heiligen Buchstaben, wird. Zerstörung ist die Losung, Zerstörung, welcher nicht etwa die eigne Ueberlegung und Sänftigung, sondern nur die Vernichtung, oder die Ohnmacht, oder des Vaters Machtgebot ein Ziel setzt. So stürzen unsre barbarischen Ahnherren die Prachtbildung der alten Welt, und plündern und verderben deren Hauptsitz Rom dreimal, daß zehn Ellen hoher Schutt seine Herrlichkeit verdeckt, und seine Tempel, seine Denk-

mäler, sein Koliseo nur, wie Südindien und Neuholland aus uralter Ueberschwemmung, vorragen. Kraft ist die Triebfeder, Gewalt die ganze Kunst; sie können, die kindisch Tölpelhaften, nichts sehn, ohne es zu begehren, nichts haben, ohne es zu mißbrauchen; und so geht Geschrei und Lachen, Prügeln und Bruderspielen, unter sich, und Weinen und Schmeicheln, Bereuen und Wiederthun, gegen Mutter und Vater täglich gährend durch einander. Vergebens ermahnt die Mutter, oder bringt Bilderbücher, Fibeln vor; der ungeschickte Muthwille verdirbt und verschmäht alles. Die alte, schöne Kunst wird zur Fratze, die alte, feine Sophistik (höher kam sie nie) zur Scholastik, die alte, weise und bedachtsame Staatsregierung zur Lehnsherrschaft, der alte Heroismus zum Faustrecht, und selbst die Vaterliebe muß sich in eine banndrohende Hierarchie verwandeln, wenn die Tollen nicht Alles und am Ende sich selbst zerstören sollen.

Da konnte und mußte wohl oft Mutter Natur an die freundliche Zeit des Gängelbandes denken, und mit Schiller seufzen — wenn ihr noch die schöne Welt regiertet, Ammenglück und Wiegenvaterland! — — Und, wenn zufällig geistreiche, das

heißt, nicht mehr sentimentale, Mütter diese Betrachtung in der Minerva lesen, so mögen sie sich selbst fragen, was sie mit einer solchen lieben, und doch bösen Menschenbrut anfangen würden? Nichts Anders, als was sie selbst von der leidigen Sentimentalität, das heißt, von dem durch die schwärmende Einbildung tausendfach vergrößerten Glück und Unglück des Augenblicks, oder vom Schwanken zwischen thierischer und geistiger Menschheit, erlöset hat — sie in die Schule schicken. Zwar ist das ganze Leben Schule, aber doch gibt es für jede Wildfangsnatur der unsterblichen Seele einen besondern Nothstall; für Männer den Beruf, für Frauen den Ehestand, für Knaben die Elementarschule. Freilich schikken einfältige Mütter ihre Kinder nur in die Schule, daß sie still sitzen lernen — oft werden sie erst recht wild —: wie einfältige Mädchen heirathen, um die Liebesplage in Liebesfreude zu verwandeln, da doch die Plage dann oft erst recht beginnt. Aber verständige Mütter wissen es wohl besser, was Noth thut, und schicken ihre Kinder in die Schule, daß sie was lernen, das heißt am Ende nichts weiter, als daß sie auch am Geist wie am Körper wachsen, und sich selbst verstehn und führen lernen sollen. Nun kann gewiß keine verständigere Mutter seyn,

als die Vorsehung, die mit dem Vater innig verbundne Natur, und so ist es wohl so natürlich als erfreulich, daß sie die in ihrer Sentimentalität (Gemüthlichkeit) bis zur gänzlichen Verwilderung ausartende Menschheit im eigentlichsten Sinn in die Schule führt, damit sie Welt und Aeltern, und sich selbst, eins im Andern, verstehn lerne; oder mit andern Worten, wenn die sentimentale Periode der Menschengeschichte sich in die rationale (die der Vernunft) verwandelt.

Die Leserinnen, vielleicht auch die Leser, haben, als von guter Erziehung, Gemüth, und gerathen in einigen Schrecken, weil die Vernunft in's Spiel kömmt. Ich zeige abermals auf den Titel des Taschenbuchs; die hauptentsprungne Gottestochter ist eben nichts, als die Vernunft; und wie sie den wilden Achilles einst in die Schule nahm, und selbst den klugen Ulysses führte, so ist sie noch jetzt die wahre Schulheilige, und das Gemüth muß sich nach ihr bequemen, wenn von Schule die Rede ist. Darum sorgte die Vorsehung, als die europäische Menschheit in Staat und Kirche so recht wild und finster geworden war, vor allen Dingen für einigen Zusatz von Vernunft zum ritterlichkatholischen Ge-

müth. Das Alterthum hatte durch die Schrift die Naturlaute seiner Erkenntniß aussprechen gelernt; die neue Zeit lernte das klassische A B C, und das heilige Ab — ab (Ab heißt Vater) durch die Buchdruckerei erst buchstabiren, dann lesen. Doch in die Schule geht Niemand ohne Lehrgeld, als verlaßne Waisen; die europäische Menschheit hat einen reichen Vater; er schenkte ihr grade zur rechten Studirzeit die Schätze einer neuen Welt. Das feurige Kind, von seiner höheren Bestimmung hingerissen, war noch nicht weit im Buchstabiren der Klassiker, als es schon lesen wollte in der heiligen Schrift; und wie sehr auch Kindermuhmen, alte Bediente, und dergleichen Handlanger mehr es körperlich und geistig wickeln und schnüren wollten, wie zuvor, es erzwang sich in der Reformation das Recht, nicht mehr, wie ihm Vaters Wort zum Theil sehr schlecht vorgelesen wurde, nachsprechen zu müssen, und in der Revolution das, wenn es sonst nicht böse Streiche machte, und der Mutter sich nicht widersetzte, nach Niemand weiter zu fragen. Aber wie trieb und sprudelte der gährende Geist! So daß im Zank mit der hadernden Bonne und dem drohenden Instruktor oft der Mutter stilles Mahnen und des Vaters

gebietendes Wort nicht mehr vernommen und geachtet wurde! Frei, frei, wollte der unbändige Götterknabe seyn, weise und selbstherrschend der aller Thorheit volle, weil er allenfalls auf dem Seile tanzen, und lesen und kritzeln konnte. Tout comme chez nous, wird jede Mutter sagen, welcher Gott auch nur eine kleine Dreifaltigkeit von Knaben bescherte, und sich nicht verwundern, daß es mit so viel Millionen halbkluger Knaben nicht besser geht, sondern oft schlechter.

Aber wo bleiben denn wir, fragen die Frauen, was thun denn wir in der Geschichte der Menschheit? Viel, sehr viel, doch nicht mehr, als überall und immer. Sie sind weise mit den Weisen, thörig mit den Thörigen, wohl auch wild mit den Wilden; nur wenn es anfängt den eigentlichen Kraftschwung zu gewinnen, dann werfen sie sich, wie die Sabinerinnen, zwischen Gatten und Väter, oder wie Veturia, vor die Füße ihres Sohnes Koriolan, als er feindlich vorschreiten wollte zu den Mauern der väterlichen Stadt. So sind sie denn auch jetzt weise gewesen mit den Weisen, und thörig mit den Thörigen; aber beides immer sanft, nach ihrer Art, und halb im Scherz, und bescheiden

lenkten sie ein, wenn die wilden Brüder erst recht in das wahre Kraftgefühl kamen. Sie girrten mit Siegwart, aber nicht, um auf Gräbern liegend zu sterben; sie rasten mit Werther, aber sie ließen ihre Geliebten sich nicht erschießen; sie fanden das Natürliche allerliebst, aber um es mit feiner Kunst zu gebrauchen; sie jauchzten über die Erfindung der Luftbälle, um Hüte à la Montgolfière zu tragen; sie machten den Freiheitstaumel mit, so lange der Tanz auf dem Marsfelde währte; sie bewunderten die Aufklärung ihrer Brüder, aber nicht, um die Pflicht der Neigung vorzuziehn; sie theilen jetzt den holden Wahnsinn, der jetzt um die Federn unsrer dichterischen legio fulminatrix wie ein blauer Schwefeldampf spielt, die fromme Begeisterung unsrer Propheten, den patriotischen Schwung unsrer Staats- und Volksgründer; sie dichten fleißig und zierlich, als wär' es Nadelarbeit; sie sind gemüthlichfromm zum Verlieben, sie kleiden sich altdeutsch zum Entzücken; aber sie treiben das alles in der Kraft stets so vorsichtig eintheilend und rückhaltend, daß sie an dem allen eigentlich doch nur Antheil zu nehmen scheinen, den Knaben zu gefallen; oder sie zu hindern, daß sie nicht im Ernst als Rhapsoden und Minnesänger im Land

umherziehn, oder Heilige, gleich Simon Stylites, oder Landstürmer, gleich den alten Germanen, werden; vielmehr gute Ehemänner, die fein zu Hause bleiben, weil sie zu Hause Kunst, und Religion und Heroismus, so viel als nöthig in der Liebe, als der gemeinschaftlichen Quelle, finden.

Das haben die Frauen immer gethan; was die Männer im wilden Ernst trieben, blos mitgemacht aus Liebe, ihnen zu gefallen: und daher ist ihr Charakter überall der Wiederschein des männlichen, und eben darum wandelbar, weil er sich gleich bleibt. Die Männer aber unsrer Zeit geben es deutlich genug an den Tag, daß wir Gottlob noch in der rationalen Periode, in der ersten Schulzeit des menschlichen Lebens stehn. Manche nennen es eben darum stolz das Zeitalter der Vernunft, weil endlich einmal das eigne Vernehmen angeht; andre, stilleren Gemüths, sehnen sich heim in die zurückgelaßnen Kinderschuhe, und schelten über den Lärm, den Hochmuth und das unnütze Lernen. Wer ein Wort begriffen, oft nur einen Buchstaben kennen gelernt, oft beides falsch, schreit vor, so laut er kann; die andern Elementarschüler unisono nach, und wissen sich dann nicht wenig auf diese Methode,

Worte lesen zu können, ohne es zu können. Und welcher ehrgeizige Wetteifer, welches mächtige Selbstgefühl des Unterschiedes, der zwischen dem Schüler von heute, und dem von gestern ist? Das vorige Jahrhundert nannte sich bescheiden das Jahrhundert des Lichts, weil es im Buch des großen Vaters das A vom O zu unterscheiden wußte, und ihm beim Weltbau zusah, und mit ein wenig ihm zum Spiel gereichten Bauzeug zu bauen und zu mauern begann: das jetzige hat in neunzehn Jahren den Sprung eines indischen Weltalters gemacht, und sieht, was vor 1800 liegt, für so thörig und gottlos an, als wäre 1799 das letzte Jahr vor der Sündfluth gewesen. Denn es hat seit gestern das Wort Mutter und Vater deutlicher lesen und still sitzen gelernt.

Das aber, als unsern größten Vorzug, hätten wir Zeitgenossen schwerlich gelernt, ohne Züchtigung des uns bestellten Lehrers, des ehrwürdigen Kronos. Dem allein danken wir es, wenn wir zu singen wagen —

redeunt Saturnia regna!

Ich glaube, wir fühlen es alle, wo uns, nicht sowohl der Schuh drückt, als die Ruthe weh thut,

und das Klügste wäre wohl, wir trügen alle unsre gegenseitigen Lese- und Schreibfehler, und selbst kleine Unarten geduldig, lernten fleißig, und überließen dem alten Zuchtmeister in schwierigen Fällen Anweisung und Gericht. Aber Jugend hat nicht Tugend, und Gott gebe, daß Fleiß und Zucht in unserm Jahrhundert mehr zu bedeuten haben, als das Licht und die Tugend des vorigen. Denn noch können wir vom Katechismus noch nicht einmal das erste Gebot, und freun uns mehr, wenn Kronos schnell weggeht, als wenn er uns zum Lernen anhält; und so wird es nicht an Untugend und Streit, aber auch nicht an Strafe fehlen.

Immerhin: es ist doch wahrlich köstlich, und das nicht mehr grüne Grönland soll uns so wenig, als die nicht mehr klare Rede mancher hindern, uns dessen zu getrösten, daß diese rationale Schulzeit uns Erkenntniß und Bildung bringt, und daß das Mangelhafte darin zugleich auf die zarte Jugend deutet, worin unser Geschlecht sich noch befindet. Aus dem A B C folgt endlich alles, und wer nie ein X für ein U angesehn hat, kann es nie unterscheiden. Daher halten wir Deutsche mit Recht so viel auf unsre Literatur, das heißt, Buchstabir-

kunst, und bekennen bescheiden, indem wir die ganze Summe unsrer gelehrten Leistungen also betiteln, daß wir noch A B C=Schützen sind auf der Universität Gottes und der Menschheit, jedoch Lust haben, einmal mehr zu seyn, als das. Zwar manche sind kühn genug, zu behaupten, daß bei uns schon die vierte Periode eingetreten sey, die jugendliche, geniale, der im Selbstbewußtseyn der Kraft sich entwickelnden Freiheit, und berufen sich auf das Oppositionsblatt und andre zerstreute Blätter unsrer Säkularsibylle. Aber die Sache widerspricht sich selbst — wo ist bei uns jenes sichre, kräftig und glücklich, gleich jeder Naturkraft sich erhebende und wirkende Selbstbewußtseyn? Jene deutliche Entfaltung des höchsten geistigen Vermögens?

Die Jugend, in sofern sie genial ist, oder seyn will, zeichnet sich eben dadurch aus, daß sie platterdings von sich selbst ausgehn, und nicht, wie der Kukuk, in die Nester der vergangnen Jahrhunderte Eier legen will, die sie dann den künftigen auf ihre Unkosten auszubrüten überläßt. Das Alte, und die Alten, verweiset sie in Masse in das Land der Philister; und setzt ihre Ehre darin, in allen Dingen anders und nach ihrer Meinung besser zu reden und

zu handeln, als sie. So bildet sie in weiser Verrücktheit, und verrückter Weisheit, das Neue, die frische Haut der sich verjüngenden Zeitschlange. Wir aber sind augenscheinlich eher von Wuth nach dem Alten als nach dem Neuen besessen, so daß wir eher für Philister als für Bursche im Reich der Menschheit gelten könnten, wenn nicht sonst zu viel Kindisches sich zeigte, und das rüstig erneuernde Jahrhundert des Lichts unserm, wenn nicht rüstig, doch eifrig, veralternden vorangegangen wäre. So ist es im Ganzen nur kindischer Spaß mit unserm gemüthlichen clairobscur, wie damals mit dem verständigen Licht; und es ist ganz in der Ordnung, wenn wir bei allem Eifer, uns selbst zu regieren, und überhaupt Selbständiges zu leisten, doch nur alte Begriffe, alte Regierungsformen, alte Dogmen, alte Trachten, alte Philosophien, Schauspiele und Sonnette, alten Styl 2c. 2c., wieder auffrischen, und zur Hälfte uns ganz wie harm- und verstandlose Knaben, zur andern wie spanische Grandes in Philistertracht geberden, ohne im Ganzen wesentlich verschieden zu seyn.

Was soll uns nun der leere Titel Genialität, d. h. geistige Gemüthlichkeit, im Drange der

allseitig höchsten Ausbildung unaufhaltsam treibende Vernunft — was soll, sag' ich, der Titel für unsre Alterthum äffenden Kindereien? Kronos weiß doch, wie er mit uns daran ist. Freun wir uns vielmehr, bei so viel unleugbarer Thorheit auf einer Lebensstufe zu stehn, wo kein Vernünftiger etwas Anders von uns erwartet. Die geniale Periode wird auch kommen, wie endlich Gymnasiasten die edle Burschenzeit, die sie lange vorher in ihre Lern- und Zuchtzeit einzutauschen bemüht waren, in froher Wirksamkeit und Wahrheit erleben. Wir können nichts, wir wollen's nur gestehn; und eben darum gehn wir in die Schule, und stammeln den Alten nach.

Interessant ist aber doch die Frage, wenn wird die neue Periode kommen? Damals, als der eingeborne Sohn im Namen der Menschheit das allumfassende Wort Vater zuerst in seiner ganzen herzlichen Bedeutung aussprach, war wohl der geistige, aber nicht der leibliche Geburtstag der Menschheit. Wir können ihn einige tausend Jahre zurückrechnen, wie mit der Buchstabenschrift die Wissenschaft geboren wurde. Es sind dunkle, unerklärliche Gestalten, und eben so dunkle, unbestimmbare Zei-

ten, woran die Geschichte den Ursprung unsers geistigen Säuglinglebens knüpft. Sollte nun Deutschland den Maßstab der Entwicklung geben, so ständen wir etwa im 7ten oder 8ten Jahre, und es wäre, nach der gewöhnlichen Zeitrechnung, so ziemlich ein Jahrtausend einem gemeinen Lebensjahre gleich. Aber es ist offenbar, daß Deutschland eben so wenig die Menschheit ausmacht, als einzelne Deutsche Deutschland. Wer möchte Kant, Humboldt, Herder, Göthe, Schleiermacher, Schiller — o Heil dir, Vaterland, daß man diese Namenreihe nicht anfangen kann, ohne plötzlich abzubrechen, weil sie unübersehlich ist — wer möchte diese, und die in petto Behaltnen, Knaben nennen? Solche sind es ja, in denen Kronos selbst erscheint und meistert, und zu allen Zeiten erschienen ist; von den Meistern ist nicht die Rede, sondern von den Schülern.

Wirklich scheinen wir Deutsche von der Vorsehung zu Vorlesern, Vorsprechern, Vorschreibern der übrigen Menschheit erkoren zu seyn, und das Wort vom Vater nur darum früher und deutlicher, als andre Völker nachzulallen, damit diese es uns wieder nachlallen; bis wir es alle so deutlich und

lebendig sprechen, als es einst Christus im Namen des Vaters vorgesprochen. Dahin ist noch etwas weit. Wenn unsre deutsche Vorbildungsperiode mit den hercynischen Wäldern für unsre Anschauung verloren gegangen ist, so können wir doch die Bildungsperiode am Busen der Mutter Natur, am Gängelbande der Amme u. s. w., von Karl dem Großen bis zur Reformation mit ziemlicher Sicherheit auf 700 Jahre rechnen; und da die Zahl 7, nachdem die heilige Planetenordnung selbst in Verwirrung gerathen, doch noch ihre alte Heiligkeit behauptet, wie vom Licht geblendete Augen den innern Schimmer, der sie recht zu sehen hindert, so ist es eben so modern, als passend, unsre Volksdauer weiter darnach zu berechnen. So hätten wir, da 3 Jahrhunderte der Schulzeit verflossen, noch 4, desgleichen 1 mal 7 für unsre geniale Jugendzeit, noch 1 mal zum allmähligen Uebergang in's Mannesalter, 4 mal 7 für unsre männliche Wirksamkeit, und 2 mal dergleichen für unser ehrwürdiges und ruhiges Alter zu erwarten. Folglich würde die deutsche Nation von Karl dem Großen an gerechnet, erst im Jahr 7800 nach Christo dem Tode reif seyn, wiewohl sie auch dann noch Kraft genug haben

würde, noch ein Jahrtausend im marasmus senilis hinzubringen. Ich wünsche nichts, als daß sie sich nicht durch hitzige Getränke, zu vieles Studiren, und andre Ausschweifungen schadet; eine tüchtige Konstitution hat ihr die Natur gegeben.

Für die Menschheit selbst aber ist das gar kein Maßstab. Sind doch unzählige Völker gar noch nicht einmal geboren, und wie viele kennen den Vater? Erst wenn nach der Prophezeiung des Erstgebornen Eine Heerde und Ein Hirte seyn wird, erst dann wird man aus dem unisono der kindlichen Liebe zum Vater schließen können, die Menschheit sey überall abgewöhnt von der Mutter Natur, und im zweiten oder dritten Jahre, und werde sacht reif zum Lernen. Da können wir bis zum sanften Einschlafen unsrer Universalnatur getrost soviel Jahrhunderttausende festsetzen, als für Deutschland Jahrhunderte; und da ist es klüger, wie wir als Kinder alle gethan haben, lieber die Zeitaugenblicke fröhlich unter Aelternzucht und Liebe zu benutzen, als zu berechnen.

Das mögen denn auch die Leser und Leserinnen der Minerva getrost thun, und mir meine lang=

weilige Berechnung verzeihen, die ihnen blos zeigen soll, daß sie keine andre nöthig haben, als jeder und jede für ihr Leben allein, und die daran hängen. In sofern bitte ich sie, was ich scherzend gesagt, nicht für Scherz anzusehn, getrost die Thorheiten der Zeit zu belachen, und sich nur selbst davor zu hüten. Ist ihnen der Vater erschienen im Eingebornen, haben sie das schönste Wort einmal mit voller Seele ausgesprochen, wohl ihnen! Sie werden sich dann wenig um die vorrückenden Gletscher und um das vereisende Nordland härmen, selbst wenn ihre Matte an die Gletscher gränzte, und ihre Hütte an Grönland. Der die Menschheit in's Leben rief, der ihr das hohe Vaterwort gab, der in die wilde Völkermenge schon hin und wieder Keime der Schulbildung warf, wie einst durch Englands Mönche in unsre Wälder den Keim unsers jetzigen Nationalglücks, der wird wohl die Jahrhunderttausende, und allen Sonnenschein, Regen, Sturm, Frost, kurz, alles geben, was nöthig ist, um sein Kind groß und sich gleich zu ziehn. Es kömmt mir so in den Mund, zu sagen, Amen;

ist's nur Gewohnheit, oder paßt es? — kurz, es mag dastehn in solchem Sinn, wie Luther es erklärt hat — Amen!

VI.

Die
Schlacht bei Gronsport,

ein Bruchstück aus der Wilkina und Niflunga Saga.

Von

Ferdinand Haas.

Der Frühruf in die Drommete schallt
Von Susats Thürmen hernieder,
Und hundertstimmig gebietend hallt
Des Harsthorns Stoß, des Wortes Gewalt
Die Schaaren erweckend dawider.
Da wird es lebendig um Etzel's Schloß,
Und woget bunt in den Gassen,
Die Weiber klagen, es jubelt der Troß,
Der Knappe sattelt das wiehernde Roß,
Und kann die Freude nicht fassen.
Es geht ja zu Feld mit Dietrich von Bern,
Mit Etzel's Freunde, dem mächtigen Herrn,
Dem, der seine Heunen geliehen;
Mit ihnen und Gott seinem tückischen Ohm,
Dem furchtbaren Ermenrich, König von Rom,
Gewappnet entgegen zu ziehen.

* * *

Doch im Jauchzen und Tosen der reisigen Schaar,
Wer schleicht da mit düsterem Herzen?
S' ist Erp und Ortwin, das Prinzenpaar,
Mit dem Jungherrn Diether kommen sie dar,

Sie lassen im Garten dem Unmuth Lauf,
Schau'n wild durch die Zweige zum Himmel auf,
Was kann sie also wohl schmerzen?
„Ach, Freund, du fährst mit dem Bruder weit
„In Sturm und Kampf und Gefahren,
„Und wir nicht mit dir in Schlacht und Streit;
„Da sollen wir harren die beste Zeit!
„Sind wir Buben an Kraft und an Jahren?"
Und nun sie klagen und nun sie steh'n
Mit manch jung feurigem Degen,
Dem Freund in die klaren Augen seh'n,
Und scheidend vieles erwägen,
Da naht mit Dietrich die Königin
Und winket die Söhne zu sich hin,
„„Hier bring' ich Euch treffliche Waffen,
„„Ihr lieben Kinder, Ihr sollet gen Bern,
„„Dem Dietrich, dem theu'rlichen Häuptling und
Herrn,
„„Es helfen wieder verschaffen.""
Und wie sie vernommen das köstliche Wort,
Glänzt ihnen der Dank aus den Blicken,
Es reißt sie in hoher Empfindung fort,
Greift muthvoll jeder zum Waffenhort
Und rüstet sich schnell mit Entzücken.
Und da sie ein degenlich Kleeblatt stah'n,

Drei Leuen wohl möchte man sagen,
Frau Erka weinend also begann:
„„Ihr Jungherrn habet nun Waffen an,
„„Wie nimmer drei sie getragen.
„„Stark sind sie, liebe Kinder, und gut;
„„Seyd stark und gut, wie das Eisen.
„„Kein Sturm verweh' Eure Flammengluth,
„„In Euren Adern das fürstliche Blut,
„„Ihr sollt es mit Thaten erweisen.
„„Und ob ich wünschte die süße Lust,
„„Euch wieder zu drücken an meine Brust,
„„So wär' mir's tröstlich vor allen,
„„Wenn Ihr Euch gezeigt als Männer im Krieg,
„„Als tapfere Degen erstritten den Sieg,
„„Oder kämpfend, mit Ehren gefallen.""
Nun rief sie den Diether schluchzend her,
Und küßt' ihn, und sprach zu dem Lieben:
„„Mein Pflegling, Ihr liebtet Euch immer so sehr,
„„Nie kamt Ihr in Fährlichkeit noch so schwer,
„„Wo einer zurück wär' geblieben:
„„Ihr hieltet zusammen in jedem Spiel;
„„Nun sollt Ihr im Feld Euch messen.
„„Das Spiel wird ernsthaft, Ihr waget viel;
„„Der Tod in der Bahn, der Sieg das Ziel,
„„O wollt Eurer Treu' nicht vergessen!""

Und Diether sprach: „Frau, lohne dir's Gott,
„Daß du läßt die Söhne mir ziehen.
„Treu wollen wir halten in jeder Noth,
„Wir alle den Sieg, oder alle den Tod!
„Deß wollen wir sicher uns mühen.“
Und nochmals umarmt sie die Königin,
Und gibt ihnen ahnend den Segen, —
Blickt lang ihnen nach mit trübem Sinn. —
„„Wohl geht Ihr dem Tod entgegen!““
So jung, so kräftig, so hoch und hehr,
O, Mutter, die siehst du nimmermehr,
Ach, nimmermehr! — —
— Herr Dietrich bricht
Die Stille, spricht
Und faßt ihr freundlich die Hände:
„Du hast mich immer mit Güte betheilt,
„Du liebe Frau, mich gepflegt und geheilt:
„Ohn' dich wär' längst ich am Ende.
„Nun reißest vom Busen das Liebste du los,
„Die Kinder vom eig'nen Geblüte,
„Mir gibst du sie hin von deinem Schooß.
„Weiß Gott, du bist so edel und groß!
„Wie lohn' ich dir alle die Güte?“
„„Herr!““ fällt sie ein, „„nicht rede so fort.
„„Sag' an, wie empfingst du die Wunden,

„„Die ich dir machte gesunden?
„„Als unser thätigster Schirm und Hort.
„„Du hast, seitdem du in Heunenland
„„So oft meinen Namen verfochten,
„„Die Feinde gezüchtigt mit starker Hand,
„„Um Etzel's Völker das schöne Band
„„Des milden Friedens geflochten: —
„„Und missest so lange den eigenen Heerd,
„„Die Mannen tapfer und bieder,
„„Den Waffenbruder, so theuer und werth,
„„Nach dem du zwanzig Winter begehrt, —
„„Und wir, — wir hülfen nicht wieder? —
„„Fahr' wohl, mit Gott! und erkämpfst du dein
Bern,
„„So wollest du unser gedenken;
„„Doch all' das liegt in der Hand des Herrn,
„„Wie das Loos auch fällt, wir tragen es gern;
„„Er wird zum Besten es lenken.""
Und so entläßt sie mit Thränen ihn.
Er eilt hinunter die Stufen,
Das Heer gehorcht seinem Rufen.
Das Banner, gestickt von der Königin,
Schwingt Meister Hildebrand hoch voran:
„Halloh, Ihr Mannen, ich führ' Euch an!"

* *
*

Und fort zieht lärmend das Heunenheer
In eisern gewaltigen Schaaren.
Es dränget sich strotzend Speer an Speer
Und Schild an Schild, — gar stattlich und hehr
Dar kommen die Ritter gefahren.
Und da Frau Erka vom Fenster sieht,
Wie der Edlen Schaar so vorüber zieht,
Schnell ruft sie den greisen Helfrich an:
„„Herr Ritter, Ihr seyd ein wackerer Mann,
„„Wo wüßt' ich die Söhn' in besserer Huth?
„„Darob, wenn Ihr kommet zu streiten,
„„Gebt Acht auf beide, zähmt ihren Muth,
„„Und laßt sie neben Euch reiten.““
Der ruft zurück: „So helfe mir Gott,
„Ich bring' sie wieder dir beide,
„Das schwör' ich mit heiligem Eide;
„Wo nicht — so treffe mich Kinderspott,
„So will ich mein Tage nichts taugen,
„Komm' ich dir je wieder vor Augen!“
Und Helfrich ritt den Jungherrn zur Hand,
Weit, weit, über öd und gebautes Land,
Und Dietrich, der König, inmitten.
Und Tag und Nacht in eiligem Lauf
Bis Gronsport fuhr der reisige Hauf,
Dar waren die Feinde geritten.

Der Rothkopf Herzog Sibich regiert
Ihr ganzes, großes Geschwader.
Von ihm war sein König zu allem verführt,
Er hatte so lang' in der Asche geschürt,
Bis Zwietracht losbrach und Hader.
So hatt' er ihn tückisch der Söhne beraubt,
Unter'm Beil war gefallen der Neffen Haupt,
Herr Dietrich gejagt aus den Marken;
Aus eigenem Volk zog feindlich ein Heer
Entgegen dem rechtlichen König, daher
Geleitet von Wittich dem Starken.
Der hing, mit dem Freund noch bieder und warm
In Glück und Unglück verflochten,
An Dietrich; — das war ihm der größte Harm,
Ge'n ihn erheben zu müssen den Arm,
Der so wacker für ihn gefochten.
Gar oft wohl hatt' er's dem Himmel geklagt:
O hätt' ihm's damals einer gesagt,
Da Dietrich, der Treue zum Lohne,
Ihn selber führte nach Rom hinab,
Allwo der König vom Throne
Ihm Land und Leute zu Lehen gab.
Da, wie er die Treue geschworen,
Da ging er dem Freunde verloren.
Drum war sein Wille: so wie die Schlacht

Mit nächstem Frühroth blutig erwacht,
Dem Dietrich wohl auszuweichen;
Doch hatt' er gelobt, und die Mannen all',
So manch hochfährtigen Heunen zum Fall
Zu klöben mit mächtigen Streichen.

* * *

Der Rabe krächzt, es sinkt die Nacht,
Der Wartmann ruft, das Heer erwacht,
Posaunengeschmetter ertönt!
Es regt sich die Haide in Blitzespracht,
Die Banner flattern laut zur Schlacht,
Und Reisige nach, daß der Boden dröhnt!
Staub wirbelt auf,
Hauf drängt an Hauf, —
Schon zischen rings verderbend Geschosse,
Schon dröhnen die Kolben Mann an Mann.
Prinz Ortwin mähet sich hoch zu Rosse
Mit Helfrich die feindlichen Reihen hinan.
Und wo sie reiten, die dickſten Glieder
Stürzen wie Halme vor ihnen nieder.
„Horch! wie die Schwerter so lustig erklingen,
„Wie die Getroff'nen den Schlachtensang singen.
„Ladet, ihr Hörner, zum blutigen Reih'n!
„Fort, in das Lanzengetümmel hinein!" — —
Und überall, wo sie nur stehen und reiten,

Da fallen die Männer zu beiden Seiten.
„Freund Helfrich! dort, wo das Drängen so dicht,
„Weß ist das flatternde Zeichen,
„Dem uns're Schaaren so weichen?“
„„S' ist Wittich, der dort so degenlich ficht.““
„Dorthin, Freund Helfrich, — das dulden wir
nicht!“
Und wie sie der Riese Runga erschaut,
So kecklich ge'n Wittichen reiten,
Schnell wendet er sich, und wie Ortwin haut,
Und sorglos völlig dem Hiebe traut,
Durchfährt ihm sein Banner die Seiten. —
Das sieht Herr Helfrich, und denkt an das Wort,
So er der Königin geben;
Und spornet ge'n Wittich den Rappen sofort,
Was liegt ihm mehr an dem Leben? —
Auch währt es nicht lang, — ein kräftiger Stoß —
Da sinkt der biedere Herr vom Roß.
Doch dränget nun Diether mit Erpen heran,
Entschlossen, Ortwin zu rächen,
Den Schwur, den sie sich als Brüder gethan,
Soll auch der Tod nicht brechen.
Und Runga stößt auf Diether mit Kraft;
Der wehret den Stoß mit dem Schwerte,
Zerhaut dem Riesen den Bannerschaft,

Da fällt die Fahne zur Erde.
Wie Runga die schwichtige Streitaxt hebt,
Der Gurt sich dehnt, da wird er bloß,
Rasch führet Diether den Stoß,
Und er stürzt, und die Erde bebt.
Doch während Diether den Sieg erstritten,
Hat Erp von Wittich den Tod erlitten.

Wie Diether so röchelnd im Blut
Ihn sieht — da packt ihn die Wuth:
Schnell sprengt er auf Wittichen, drohend und wild;
Der wirft vor die Brust den Schild:
„Halt! — Diether? — du magst wohl fürder reiten;
„Nicht kann ich mit Dietrichs Bruder streiten."
Doch der ruft grimmig: „Verdamme dich Gott!
„Da liegen die beiden Jungherrn todt:
„Du schlugst sie, die guten Gesellen.
„Ich will sie rächen, du arger Hund!
„Hier stürzest du hin, auf blutigen Grund;
„Oder mußt mich selber fällen."
Und dringt nun auf Wittichen Schlag auf Schlag,
Daß der sich kaum zu erwehren vermag;
Doch ruft er noch einmal mit Güte:
„Hör', Diether, wenn ich was Uebles thu',
„Du zwingst mich wahrlich selber dazu;
„Nicht Feind bin ich Dietrichs Geblüte."

Da frommt kein warnendes, gütiges Wort,
Wo Zorn statt kälterem Muthe.
Grimm wüthend hauet Diether sofort; —
Noch schont sein Wittich, der Gute.
Doch nun fällt sausend ein mächtiger Hieb,
Und Schimming, der Streithengst, Wittich so lieb,
Liegt unter ihm sterbend im Blute.
Da ruft er: „Weiß nun der heilige Gott:
„Nicht wollt' ich; doch bin ich gezwungen.
„Hier steh' ich nun in der größten Noth,
„Und geb' ich nicht dir an der Stelle den Tod,
„So werd' ich zu Schanden gerungen."
Und sieh! da sauset der Mimmung empor,
Ein Blitzstrahl funkelt im Schwerte,
Und — schrecklich pfeift es an jegliches Ohr —
In Stücken fällt Diether zur Erde.
Nun schwingt sich Wittich auf's ledige Roß,
Und rast in die Schaaren der Heunen.
Und wo er nur naht so fürchterlich groß,
Da hält kein Haufe — wie schimpflicher Troß
Erseh'n sie ihr Heil in den Beinen.

* * *

Doch drüben, wo König Dietrich ficht,
Da fliehen die Heunen so schändlich nicht,
War mancher der Feinde gefallen.

Herr Hildebrand dringt da meisterlich vor,
Schwingt hoch in der Linken das Banner empor,
Läßt laut sein Rufen erschallen:
„Wo bist du, Sibich, du giftiger Wurm?
„Hast Muth, einen Mann zu bestehen,
„So komm' und laß dich sehen!"
Der meidet feige den harten Sturm.
Der will nur schwatzen, nicht fechten,
Und hält sich umgeben von Knechten.
Die müssen ihn schützen mit ihrem Blut.
Er gibt da seine Befehle,
Und spricht da — die niedrige Seele! —
Sie selber verzagt zu den Streitern von Muth.
Doch wie er allmälig sie wanken sieht,
Und nah dort Dietrichen blinken
In silberner Rüstung, den alles flieht,
Und nun sein Banner sinken, —
Ist er der Erste, der auf der Flucht,
Ein Feigling, sein Heil in den Sporen sucht.
Mit reißt er das Heer, — die Heunen voll Wuth,
Wie reißende Wölfe die Heerde,
Verfolgen sie weit, — es strömet das Blut
Auf leichenumhügelter Erde.
Und Dietrich tummelt jubelnd sein Roß.
Da kömmt ein Reiter schnell auf ihn los:

„Herr König! wir sind in erschrecklicher Noth;
„Die Jungherrn, Helfrich, Alle sind todt,
„Die Schaar konnt' nimmer sich halten, —
„Schon fliehen in Haufen Roß und Mann:
„Das all' hat Wittich, der Arge, gethan;
„Laß ihn nicht länger so schalten!"
Und grimm ihm Zorn in die Wangen steigt.
Hinüber über die Leichen!
In athemlosem Keuchen,
Daß flammendes Feuer von dannen fleugt!
Und Wittich sieht ihn, und herber Schmerz
Zerreißt sein biederes Freundesherz;
Rasch wendet er sich voll hohem Sinn
Zurück nach des Meeres Felsufer hin,
Und Dietrich in wüthigem Mühen
Ihm nach! Ihm nach! „Halt! — schämst du dich nicht?
„Halt! stelle dich mir! — es ist Ritterspflicht,
„Vor keinem Manne zu fliehen."
Den kränket das bittere Schelten;
Drum ruft er zurück: „Mein Freund! weiß Gott,
„Ich schlug deinen Bruder in größter Noth,
„Und will es, wie immer, entgelten."
Doch Dietrich schreit: „Verstumme dein Mund!
„Was soll dein eitel Versprechen?

„Hier stell' dich zum Kampfe, du arger Hund,
„Ich will mich fürchterlich rächen."
Und Wittich jaget zum Ufer hinan,
Und Dietrich nach, so schnell er nur kann —
Schon ist er ihm nah, schon schwingt er den Speer,
Da kehret Wittich den scheidenden Blick
Am Abgrund noch zu dem Freund zurück, —
Und stürzt mit dem Rosse hinab in's Meer.
Und Dietrich erreicht erschrocken die Höh',
Und blickt hinab
In's Wellengrab,
Da schäumt über Wittichen dröhnend die See.

* * *

Und plötzlich sank der König in sich. —
Sein Zürnen zerfloß nun in Klagen:
„Das war mein Freund, — und der weihte sich
„Großherzig dem bittern Tode für mich —
„Für mich, der ihn wollt' erschlagen!"
Da setzt er sich hin an den Felsenrand,
Schwermüthig stützt er den Kopf in die Hand,
Nichts helfen die Boten, die kommen.
„Die Schlacht ist gewonnen, und sonst nichts mehr.
„Und wäre zernichtet das feindliche Heer, — —
„Was kann das alles mir frommen?
„Der Freund ist todt, der Bruder ist hin,

„Die Jungherrn beide geblieben;
„Was ist mir nun auch mein Reich Gewinn? —
„Ach, nimmer nach Gütern strebt mein Sinn,
„Da sie sie nicht theilen, die Lieben.“
Doch Meister Hildebrand trat nun vor:
„Herr König! leiht mir in Huld Euer Ohr.
„Kommt, hebet die thränenden Blicke:
„Und thut Ihr auf Euer Bern Verzicht,
„Nun wohl, so säumet auch länger nicht,
„Und kehret nach Susat zurücke.“
„Dafür,“ sprach Dietrich, „bewahre mich Gott,
„Daß Susat ich je wieder sehe,
„Der ich so schreckliches Wehe
„Hab' über der Heunen Häupter gebracht,
„Die Prinzen geopfert in würgender Schlacht;
„Da käm' ich fürwahr dem König zum Spott.“
Doch Hildebrand sprach: „Das glaube nicht!
„Mit Blut nur kämpft man um Siege,
„Und Blut muß fließen im Kriege.
„Und sage mir: Ist das Mannespflicht,
„Den Aeltern, denen die Söhne geblieben
„Um deinetwegen, die dich so lieben,
„In ihrer Noth dich still zu entzieh'n
„Und wie ein Sünder von dannen zu flieh'n? —
„O, komm! — wer tröstet die Armen,
„Wenn du nicht willst dich erbarmen?

* * *

Und der König zog mit ihnen nach Haus,
Des Wegs, den gekommen sie waren;
Doch nimmer mit all' dem Jubel und Braus,
Mit dem sie zuvor da gefahren.
Und wie sie sich nahen Susats Thoren,
Steht weinend draußen die Königin,
Der war die Mähre schon kommen zu Ohren.
Sie tritt vor den bangenden Dietrich hin,
Blickt ihn wehmüthigen Lächelns an,
Und fragt: „„Freund Dietrich, du guter Mann,
„„Wie fochten die Drei vor ihrem Falle?
„„Und waren sie gute Degen alle?““
„Fürwahr,“ spricht Dietrich, „muß Jeder bekennen:
„Man mag sie wackere Ritter nennen.“
Und schnell, wie sie Dietrichen herzlich umschließt,
Spricht Erka: „„Das war seit ewigen Zeiten:
„„Die, welche das Schicksal sich grausam erkiest,
„„Die können ihr Leben vom Tod nicht erstreiten.
„„Doch dich hat gnädig der Herr uns gelassen;
„„Drum mögen wir dankend dich, Freund, umfassen!““

* * *

Und Dietrich blieb lang' noch im Heunenland,
Und pflegt' es und schützt' es mit starker Hand.
Am Ende gefiel's dem allmächtigen Herrn,
Was nimmer ein Mensch gedacht und geglaubt:
Er gab ihm wieder sein treues Bern,
Und setzt' ihm die römische Kron' auf's Haupt.

VII.

Blätter

aus

F. H. Jacobi's Nachlaß.

Die meisten dieser Sprüche sind aus Denkbüchern des verewigten Jacobi, etliche aus dessen ungedruckten und zum Drucke nicht geeigneten Briefen, von dem Freunde, der ihm in seinen letzten Jahren zur Seite war, ausgewählt worden. Einigen ist die Jahrzahl, weil sie ihre Merkwürdigkeit hat, beigesetzt. Liebhabern der Jacobischen Schriften wird diese Gabe, wenn sie auch nichts ihnen Neues bringt, willkommen seyn; die Früchte eines solchen Geistes, obgleich stets dieselben an Geschmack, an Duft und Farbe, können nie Ueberdruß erregen.

München, den 3ten April 1819.

Liebe, Bewunderung, Ehrfurcht sind die Grundlagen aller Sittlichkeit. Wir fühlen uns als Ursache, als Person, und personificiren alles: Ströme, Winde, Gewitter, Bäume, alles, was sich regt und uns wohl oder übel thut. Was wir von den innern Kräften der Dinge wissen oder urtheilen, das wissen oder urtheilen wir durch Sympathie, durch Ahndung. Jeder Mensch hat sein eigenes, individuelles Univer-

sum. Je mehr er sich in andere Dinge hinein versetzen, das Leben dieser andern Dinge leben, sein Leben mit ihrem Leben vereinigen kann, desto größer wird sein Daseyn.

* * *

1775. Es ist doch das Beste am Mensch-seyn, daß uns das genossene Gute nicht untergeht, daß es sich anbaut in und um uns, sich fortpflanzt, vermehrt, und wir so immer mächtiger werden zu noch größerem Genuß.

* * *

1775. Von Tag zu Tage geht es mir heller auf, daß ein Geist dem andern nothwendiges Organ sey; daß Gefühl des Andern sey die Schöpfung aus Nichts.

* * *

Daß der Mensch eine Würde habe, kann er nur in einem Gefühle, nämlich dem Gefühle dieser Würde, gewahr werden; hernach mißt er an diesem Guten alles andere Gute.

* * *

Einen Gegenstand so zu umfassen, daß man darüber hinaus weiter nichts sieht — zum Held werden gibt es keinen andern Weg.

* * *

Vor Grundsätzen, die aus Gesinnungen erwachsen, habe ich alle Ehrfurcht; aber auf Gesinnungen, die aus Grundsätzen, läßt sich kaum ein Kartenhaus bauen.

* * *

Die erste nothwendige Bedingung zur Sittlichkeit, das Vermögen, nach Gesetzen zu handeln, wird leicht mit der Sittlichkeit selbst, die in einem höheren Verlangen besteht, verwechselt.

* * *

Edle und schöne Handlungen zu verrichten, ist dem Menschen natürlich; es wird ihm leicht, er findet unmittelbare Antriebe dazu in seinem Innern. Hingegen wird ihm eigentliche Tugend, die auf Selbstverläugnung gegründet ist, überall schwer. Tugend muß er sich selbst mühsam angewöhnen und angewöhnen lassen. Gleichwohl ist von Natur Großmuth in ihm, und weist auf eine vor aller Ueberlegung wirkende Kraft der Selbstbeherrschung in seinem Gemüth.

* * *

Der Eigendünkel, der nie sich selbst, sondern immer nur Anderen durch den Sinn fahren zu müssen glaubt, ist eine grundböse Sache. Denn das allein macht den Menschen gut, daß er Andere zu

achten und sich selbst zu mißtrauen weiß; daß er den eigenen Sinn zu beugen vermag, und das bewegte Herz dem Ausspruche des stillen Herzens gehorchen kann.

* * *

Es gibt kein Privilegium der Anständigkeit; hier muß alles über einen Leisten, denn mehr als einen kann es nicht geben.

* * *

Keine Anhänglichkeit von Untergebenen an ihre Obern, wo keine Strenge ist. Der Untergebene, der nicht gewöhnt wird, immer seine Pflicht zu thun, wird sie oft unterlassen, wird sie in jedem Falle, wo er sie ausübt, mit Mühe ausüben. Der zu milde Obere wird also beständig unzufrieden, der Untergebene beständig mit einem bösen Gewissen geplagt seyn, und sein zu weicher Oberer wird ihm härter als der härteste vorkommen. Ganz im Gegentheile wird der an Fleiß und Ordnung und ununterbrochene Pflichterfüllung gewöhnte Diener sowohl mit sich selbst als mit seinem Herrn zufrieden seyn, und sich fest an diesen anschließen. Es gibt aber Haushaltungen, in denen sich kein solches System von Ordnung für jedes Glied entwerfen läßt.

* * *

1776. An Fleiß und Gehorsam lassen sich die meisten Menschen doch gewöhnen, und aller Ideen- und Empfindungskram, womit man die thierischen Triebe bändigen oder ordnen will, ist nichts in Vergleichung mit dem Geschick und der daraus erwachsenden Lust zu arbeiten.

* * *

1775. Wahrhaftigkeit ist die größte, die göttlichste aller Eigenschaften. Was müßte das für ein Mensch werden, der sich entschließen könnte, immer wahr zu seyn! Nothwendig müßte er rechtschaffen werden; so groß ist unsere Achtung für die Meinung unserer Nebenmenschen, so brennend ist der Spiegel, der unsere Gestalt aus ihnen in uns zurückwirft. Man stelle sich bei Gelegenheiten, wo man, um eine gewisse Leidenschaft zu befriedigen, in einen Betrug willigen muß, nur vor, daß man dem Andern die klare Wahrheit, den eigentlichen Vorsatz entdecken müsse; wie würde man nicht zurückfahren!

* * *

Es ist so allgemein angenommen, wir sollen der uns natürlichen Eigenliebe mißtrauen, daß jeder Mensch, wenn er in irgend einem Falle zum Schiedsrichter aufgerufen wird, das Richteramt, sobald irgend ein persönliches Interesse, oder auch nur das

Interesse eines seiner Verwandten oder Freunde unterläuft, von selbst ausschlägt und sich als partheiisch angibt. Niemand findet sich beleidigt, auf diese Weise verdächtig zu heißen; sondern es zeichnet sich im Gegentheile der sittlichere Mensch dadurch aus, daß er keine Ausnahme verlangt, und nicht für sich insbesondere ein Vertrauen fordert, welches dem Menschen überhaupt geweigert werden muß. In unserem Innern mögen wir unseres besseren Selbsts uns erfreuen, und es wohl wissen, daß unsere gute und billige Denkungsart bessere Gewähr, als alle förmliche Einrichtungen und Gesetze, leistet; aber nie dürfen wir uns herausnehmen, ein solches Gefühl auch außer uns geltend zu machen. Es gibt Fälle, wo ein gerechter Stolz die Bestreitung eines auf uns gefallenen grundlosen Verdachtes verbieten kann; es gibt aber keinen gerechten Stolz, der ungemessenes Vertrauen fordern dürfte. Alle diese Dinge einer inneren, unsichtbaren Welt sollen nicht in den großen Tauschhandel des materiellen Gewerbes, als etwas, womit man wie mit gutem Papiere wechseln könnte, eingeführt werden; denn obgleich dieser Kredit noch unentbehrlicher zum Bestande der menschlichen Gesellschaft, als der gewöhnlich so genannte zum Bestande des Handels ist, so sind sie im Grunde

doch von ganz verschiedener Natur, und ganz anderen Gesetzen des Daseyns und Wirkens unterworfen.

* * *

Es ist nie zu spät mit uns, so lange wir noch unsere Fehler gewahr werden, sie mit Widerwillen tragen, und edle Triebe sich, eroberungssüchtig, in uns regen.

* * *

Was du glücklich bist, sagte ich zu L., daß du einen so freien Willen hast! Indem ich dieses sagte, fiel es mir lebhafter auf, daß wir, was wir die Freiheit des Willens nennen, nicht sowohl in das Vermögen zu wählen, als in die Kraft, unsern Willen zu thun, setzen.

* * *

Die stärkste Leidenschaft des Menschen ist die Ehrliebe. Was die wahre Ehrliebe befriedigt, das befördert die Liebe zu Gott und führt näher zu seiner Erkenntniß.

* * *

Es ist zuweilen nothwendig, fünf gerade seyn zu lassen. Ich habe diese Lehre mein ganzes Leben hindurch, aus natürlicher Nachgiebigkeit, mehr als ich sollte, befolgt. Aber dazu habe ich mich doch nie verstehen können, wenn ich fünf gerade seyn ließ,

auch noch feierlich zu betheuern, es gebe kein Gerade, oder fünf sey das Gesetz des Geraden.

* * *

Die Athener sandten den durch Pelopidas befreiten Thebanern am Tage nach der Ermordung des Archias 5000 Mann zur Unterstützung gegen die Lacedämonier. Man findet das häufig bei den Griechen, daß sie keine Gefahr bei Handlungen, welche die Ehre und das Schickliche von ihnen forderten, in Anschlag brachten. Weisheit und Klugheit waren bei ihnen ganz verschiedene Dinge. Bei allen Fehlern und Lastern dieser Menschen lebte etwas von wahrer Freiheit in ihnen; trieb sie, stärkte sie, und gab ihrem Muthe einen Charakter von Erhabenheit, der dem Muthe der Neueren ganz fehlt. Daß der Mensch eine bessere Seele habe, und daß dieser besseren Seele die Herrschaft über die geringere gebühre, stand ihnen klar vor Augen.

* * *

1797. Der Mensch kann sich nicht stückweise (en détail) bessern, und überhaupt sich selbst nicht halten, was er sich selbst verspricht; denn er selbst ist ein Spiel der Leidenschaften, und nur das Gesetz über ihm besteht. Daß er dieses Gesetz anerkennen, seiner Zucht sich unterwerfen, endlich die Liebe

desselben sich eigen und zum Charakter machen kann, darin besteht seine Würde. Es gibt auch keinen andern Charakter des rechtschaffenen Mannes, als diesen, und es ist thöricht, auf einen Menschen zu bauen, der nur ein Gemüth, sey es auch das vortrefflichste! aber keine dies Gemüth ordnende und ihn selbst beherrschende Grundsätze hat. Ein solcher wird mit den glücklichsten Anlagen zu Rechtschaffenheit und Tugend oft am tiefsten sinken; denn weil er sich nicht zu beherrschen weiß, und weder das Böse noch das Gute lassen kann, muß er sich selbst zu täuschen, sich zu belügen und betrügen suchen; wird in dieser bösen Kunst eine immer größere Fertigkeit erwerben, in Ausflüchten bald unerschöpflich werden: hier den Geist des Gesetzes mit dem Buchstaben angreifen; dort den Buchstaben wider des Gesetzes Geist sich zu Nutze machen: so allmählig allen Geradsinn verlieren, sein Gewissen zerstören, die heilige Scham austreiben und frevelnden Trotz an die Stelle setzen.

Da ich diese schrecklichen Klippen nahe genug im Vorbeischiffen selbst gesehen habe, und nicht ohne Gefahr; so ergreift mich beim Andenken jedesmal ein Schauder, und ich weiß dann nicht, wie ich nachdrücklich genug warnen, laut und feurig genug

zurufen soll. Sie ragen nicht hoch aus dem Meer hervor, diese Klippen; sind nicht von fürchterlichen Brandungen, die aus der Ferne schrecken, umgeben; man kann lange in Gefahr und dem Untergange nahe seyn, ohne es zu ahnden. Und nicht der Kompaß allein des moralischen Gefühls und eines guten edlen Herzens lehrt genug, sie zu vermeiden, sondern es muß die Längen-Uhr bestimmter Vorschriften und Gesetze dazu genommen, und jede Versuchung, nach eignem, besserm Ermessen, das ist, nach bloßem Gutdünken zu steuern, als die Eingebung eines feindlichen Dämons verworfen werden.

Ich predige hier zuerst mir selbst; denn obgleich schon in meinem fünf und funfzigsten Jahre, bin ich doch noch weit entfernt, die Gerechtigkeit so zu lieben, daß ich mich nach ihren Gesetzen überall und in jedem Augenblick zu mäßigen im Stande wäre. Aber ich liebe sie dennoch aufrichtig, halte sie vor Augen, demüthige unablässig mich vor ihrem hohen Ideale, strebe dem beständigen Gehorsam gegen ihre Gesetze, als der höchsten Tugend; der Fertigkeit in diesem Gehorsam, als dem höchsten Gute nach. So habe ich eine Mäßigung mir doch errungen, und Ruhe der Seele, Freiheit des Gemüthes in demselben Maße. Ich darf meinen Weg also Andern auch

empfehlen. Die Selbsterkenntniß begegnet uns auf diesem Wege bald; und wo diese ist, da verschwinden Stolz und Trotz von selbst.

* * *

Das ist gewiß und wahrhaftig, daß der Mensch ein thätiges Wesen ist; er ist unaussprechlich glücklicher in Abkehrung großer Uebel, von denen er wirklich leidet, als in dem bloßen Genuß des Guten, das er nun einmal ganz hat.

* * *

Alle Geschäftigkeit des Menschen geht auf die Zukunft; denn die Gegenwart ergibt sich von selbst, und läßt keine Geschäftigkeit mehr zu. Der Grad der Fähigkeit, in die Zukunft zu sehn, bestimmt den Grad der menschlichen Größe; denn die Seele handelt um so mehr aus sich selber, und leidet weniger vom Aeußerlichen.

* * *

Je größer das Vermögen eines Menschen ist, nach entfernten Zwecken zu handeln, desto stärker sein Geist.

* * *

Wenn der Mensch nur so viel an Verstand gewinnt, als er an Sinn verliert, so geht er rückwärts.

* * *

Wir leben immer voran, nie zurück, und es gibt keinen bleibenden Augenblick; darum laßt uns innere Ruhe vor allen Dingen suchen und ihr Alles aufopfern. Jedes Schicksal ist erträglich, nur die Unzufriedenheit mit sich selbst nicht, und es gibt einen Grad der Reue, von dem keine Erlösung ist.

* * *

Was wir so empfinden, wie wir uns selbst empfinden, das nennen wir wirklich. Das Forschen nach Wahrheit ist das Forschen nach dem, uns nicht unmittelbar gegenwärtigen, Wirklichen.

* * *

Wir können uns ohne Gefahr den Eindrücken der Natur, auch den Eindrücken von Menschen überlassen; es heiße Enthusiasmus, heiße Schwärmerei; ist der Eindruck nur wirklich da, ist unsere Empfindung nur das Resultat eines wirklichen Verhältnisses, so hat es nichts zu bedeuten. So bald wir aber nur die Empfindung länger erhalten wollen, als sie von selbst dauert, so bald wir bemüht sind, sie nachzuahmen, so bald wir endlich gar bemüht sind, die Empfindungen Anderer in uns zu erwecken, so sind wir auf dem Wege des Selbstbetruges, der Heuchelei.

* * *

Ich traue der Vernunft mehr, als dem sinnlichen Augenschein, heißt, ich traue allen meinen Sinnen zusammen mehr, als nur Einem, dem gesammten Augenschein mehr, als dem partiellen. Wenn mir Jemand sagen will, was Sinn ist, so will ich ihm sagen, was Geist ist. — Wir reden leichter von dem Sinne, als vom Geiste, weil der Sinne wenigstens fünfe sind, aber nur Ein Geist.

* * *

1776. Ich halte jede Aufklärung für vortheilhaft; denn obgleich der Mensch nur ein Gefäß von bestimmtem Maße ist, das überlaufen muß, wenn man zu viel hineingießt; obgleich in keinem Gefäß flüssige Dinge von verschiedener Beschaffenheit aufbehalten werden können, auch nicht einmal jedes Gefäß zur Aufbehaltung jeder flüssigen Materie tauglich ist; so glaube ich doch, daß sich für jedweden guten Saft noch ein Gefäß finden werde, auch daß durch Zugießung eines solchen Saftes zu andern manchmal eine unerwartete Gährung entstehen könne und daraus ein herrlicher Trank.

* * *

Die Menschen sind immer damit beschäftigt, ihrer Unvernunft eine andere Gestalt zu geben, und glauben dann jedesmal, sie in Vernunft verwandelt zu

haben. Sie verfallen von einem Aberglauben in den andern, und meinen bei jedem neuen Anfange an Wahrheit gewonnen zu haben. Es ist der Irrthum selbst, der sie beständig vor sich her treibt, und dem sie aus freien Stücken zu entfliehen glauben. Es ist aber gegen die Natur des Irrthumes, zur Wahrheit hin zu treiben. Die Wahrheit ist ganz innerlich, und selbst derjenige, der sie besitzt, kommt, wenn er sie äußerlich machen will, in Gefahr, sie zu verlieren, indem er das, was er äußerlich macht, für die Wahrheit selbst hält. Denn sie ist nicht diese oder jene Meinung, sondern eine, über jede besondere Meinung erhabene, Einsicht.

* * *

Obgleich der Mensch sich täglich darauf ertappt, daß er die Symptome einer Begebenheit für ihre Ursachen hält, so begeht er doch immer von neuem denselben Fehler, und behilft sich lieber mit den albernsten Erklärungen, als daß er sich an einer gründlichen Rechenschaft genügen ließe. So liegt z. B. nichts klarer vor Augen, als, daß kein Individuum aus einer bloßen Zusammensetzung entstehen kann, und doch nimmt der Materialist lieber an, daß dieses auf eine unbegreifliche Weise geschehen könne, als daß er das Unbegreifliche geradezu unmit-

telbar annähme. Mit ihrer ganzen Kraft und mit einer Deutlichkeit, welche jede andere Deutlichkeit übertrifft, sagt ihm seine Seele, daß der Wille vor der That, das Leben vor der Speise her gehe; aber er bringt das Gegentheil heraus.

* * *

Wenn wir das System des Himmels seine Mechanik nennen, so bewundern wir nicht mehr diese Mechanik, sondern einen Newton, einen Keppler einen La Place, die mit ihrem Geiste sie zu erforschen, sie uns darzulegen wußten. Dringen wir selbst in den Verstand dieser großen Männer, so bewundern wir auch ihn nicht mehr; der Mechanismus seines Reflektirens wird uns begreiflich, und was wir durchaus begreifen, das mit Nothwendigkeit Erfolgende, können wir nicht bewundern; wir erstaunen nur höchstens noch, wie wir vor einem hohen Berge, oder vor dem unübersehbaren Meere erstaunen. — Wahrhaft bewundern können wir nur das, was ein Wunder ist oder scheint. Der Wunderthätige aus Liebe ist Gott; der Wunderthätige aus Bosheit, Satan. Auch das Thier staunt an mit Schrecken oder Freude; der Mensch allein bewundert.

* * *

1794. Ich halte alle Theologien nach ihrem mystischen Theile für gleich wahr, nach ihrem nicht mystischen Theile für gleich irrig. Die verschiedenen Glaubenslehren verhalten sich, nach meiner Einsicht, zur Gottesfurcht und Tugend, wie die verschiedenen Staatsverfassungen sich zum Princip der Geselligkeit verhalten. Die christliche Religion ist über alle Vergleichung mit anderen Religionen durch die Lehre eines fortdauernden Wunders, welches von Jedem erfahren werden kann — Wiedergeburt durch höhere Kraft — erhaben. Wer die Wirklichkeit dieses fortdauernden Wunders der Geistesausgießung glaubt, mag auf alle Philosophien mit Gleichgültigkeit herabsehen; und wer auch von der Wirklichkeit dieses Wunders nicht überzeugt ist, sollte wenigstens alle Philosophien verachten, die einen übernatürlichen Beistand nicht vermissen.

Summa: nur der Wunderthätige ist Gott; alles andere ist Natur.

* * *

Das wahrhaft Gute kann nur in sich selbst aufbehalten werden, und alle Mühe, es in irgend etwas Formelles oder ihm Aeußerliches einzumachen, mit welchem Zucker oder Salz es auch seyn möge, ist vergebens.

* * *

Die menschliche Vernunft ist das Symptom des höchsten Lebens, das wir kennen. Sie hat aber nicht ihr Leben in ihr selbst, sondern sie muß es jeden Augenblick empfangen. Das Leben ist nicht in ihr, sondern sie ist im Leben. Was das Leben ist, seine Quelle und Natur, ist für uns das tiefste Geheimniß.

* * *

Des Menschen Licht ist in seinem Triebe der Erhebung zu etwas Höherem. Nicht, weil ich mich über etwas, sondern weil ich mich zu etwas erhebe, gebe ich mir Beifall.

* * *

Ich kenne keine tiefere Philosophie, als die paulinische im siebenten Kapitel des Briefes an die Römer. Im blos natürlichen Menschen wohnt die Sünde. — Wiedergeburt ist die Grundlage des Christenthumes. — Wer die Lehre von der Gnade aus der Bibel vertreibt, der vertilgt die ganze Bibel.

* * *

Weil der Mensch nur Maschinen machen kann, so ist er geneigt, eine göttliche Vorsehung zu läugnen; denn er findet sie nicht als Maschine. Die Vorsehung ist ein lebendiges Wesen und wirkt immer nur als Lebendiges in Lebendiges.

* * *

Im Anfang war das Wort, heißt: vor der That war der Wille, vor den Mitteln der Zweck, vor der Handlung die Absicht, vor dem Körper die Seele, vor der Ungestalt Gestalt, vor dem Tode das Leben.

* * *

„Das Recht wohnt bei dem Ueberwältiger, und die Schranken unserer Kraft sind unsere Gesetze." (Schiller in den Räubern, 1ste Ausg., S. 14.) Es ist wahr, ein Affekt bricht sich am andern, der Zorn am Mitleiden, die Begierde an der Scham, der Geldgeiz an dem Ehrgeize — aber darum wohnt bei dem Ueberwältiger noch nicht das Recht. Dadurch, daß eine Empfindung, Begierde, Leidenschaft die andere einschränkt, bedingt, folgt noch kein Recht der mächtigeren über die mindermächtige. Gewalt gegen Gewalt gebiert nie ein Recht, sondern nur Ansehen gegen Ansehen, und das höchste Ansehen ist bei der Vernunft.

* * *

Des Hobbes Irrthum besteht darin, daß er es für einen und denselben Satz hält, daß Jeder ein Recht auf alles habe, und daß Alle ein Recht auf alles haben. Dieses ist wahr, und es folgt daraus, daß sie sich zu einer Theilung verstehen müssen. Jenes ist falsch, und hat den Widerspruch in sich;

Alles können nicht Mehrere haben. Der Satz, wenn er wahr seyn soll, muß eigentlich so ausgedrückt werden: wir haben alle ein gleiches Recht an alles.

* * *

Es ist überall unter der Würde des Menschen, blos als der Stärkere Gesetze geben zu wollen, und sich des Druckes, den man, wie ein Klotz, blos durch seine Masse verursacht, als einer lebendigen Kraft zu freuen.

* * *

Das eigentliche Recht des Stärkern besteht nur darin, daß er sich des Willens des minder Starken zu bemächtigen weiß. Es ist damit gerade so wie mit den herrschenden Gedanken und Empfindungen in unserer Seele.

* * *

Freilich ist der Stärkste immer König; aber nicht, der Stärkste aller Willen sich zu unterwerfen, so daß sie seinen, dem ihrigen widersprechenden, Willen thun, sondern, der Stärkste ihren Willen auszuführen, nach ihrem Willen zu handeln.

* * *

Die Menschen werden ewig nach Leidenschaften handeln; diejenige Verfassung ist also die beste, welche

die edlern Leidenschaften einflößt, und die unedlern tödtet.

* * *

W. hält uns für zu kindisch und albern, unser zeitliches Wohl, aber nicht unser ewiges zu besorgen.

* * *

Ohne eine übergesetzliche Gewalt der Gesetzgebung kann kein Staat bestehen. So wenig ein menschlicher Körper durch bloßen Mechanismus alle seine Handlungen verrichten und sich im Leben erhalten kann, so wenig vermag es auch ein Staatskörper. Er muß ein selbstthätiges Princip des Mechanismus, er muß eine Seele haben, womit er bald den Mechanismus so oder anders bestimmen, ihm forthelfen, bald sich ihm entgegensetzen und ihn überwinden kann.

* * *

1781. Nichts kann richtiger seyn, als die Bemerkung, daß, wenn wir, einer für den Andern, auch mit Gewalt sorgen müssen, sobald wir die Klügsten sind, Gesundheit, Leben und Reichthümer nicht mehr das Angelegentlichste bleiben dürfen; daß die ewige Seligkeit unendlich wichtiger, folglich das Verfahren der Frau von Maintenon gegen die Kinder der Protestanten nicht im mindesten zu tadeln sey. Nur gefällt mir jener eifrige Mann noch besser, welcher den

Wilden in Amerika die Kinder wegstahl, taufte und hernach umbrachte, damit sie ihm auf keine Weise mehr aus dem Himmel bleiben könnten.

* * *

Die geschriebenen eigentlichen Gesetze sind aus Gewohnheiten entstanden, welche Gewohnheiten aus nichts Anderem, als den natürlichen Neigungen und Trieben der Menschen, die sich in einem gewissen Haufen zusammengethan hatten, abzuleiten sind. So ist das Recht entstanden. Wenn man daraus hinweg nehmen sollte, was frei und natürlich gewachsen ist, so würde wenig Gutes und sehr viel Böses übrig bleiben. Was die Gesellschaft noch zusammen hält und das Leben erträglich macht, ist das Werk der Freiheit und Natur.

* * *

Der Despotismus ist bequemer als die Freiheit, wie das Laster bequemer als die Tugend ist.

* * *

Die Gerechtigkeit ist die Freiheit derer, welche gleich sind; die Ungerechtigkeit ist die Freiheit derer, welche ungleich sind.

* * *

Aus dem natürlichen Verlangen nach Rache, diesem unmittelbaren Triebe, den auch die Thiere empfin-

den, ist alle vernünftige Rechtspflege hervorgegangen. Die Gerichtshöfe stellen die Rachsucht vor, gereinigt von Haß und verwahrt vor Mitleiden.

* * *

Durch die Vermehrung der Güter kann unmöglich die Armuth vermindert werden; denn, wie man's auch anstellen möchte, immer wird am Saume des Ueberflusses Elend und Jammer kleben.

* * *

Die monarchische Verfassung ist ein eingeschränkter Despotismus. Sie besteht durch eine Unterordnung von Gemeinwesen, deren keines ein unabhängiges, für sich bestehendes Gemeinwesen ist. Jeder behauptet die Stufe, auf der er steht, und somit auch die Stufenfolge. Gemeinsinn ist hier nicht, wohl aber öffentlicher Geist.

* * *

1778. Freiheit kann uns nur durch Gleichheit wiedergegeben werden; Gleichheit nur durch einen besser proportionirten äußern Zustand; dieser nur durch allgemeine Aufklärung.

* * *

1791. Richte ein Narrenhaus ein, wie du willst, eine verständige Gesellschaft wirst du nicht darin zu Stande bringen. Darum gib, wie die Engländer

thun, den Bedlamiten lange Aermel, die ihnen über die Hände, lange Hosen, die ihnen über die Füße fallen, damit sie sich in ihre eigene Kleidung verwickeln und du ihnen die harte Fessel ersparen könnest. Mir ist, als sollte ich selbst zum Narren werden, wenn ich Leute, die auf nichts als auf Früchte der Sklaverei lüstern sind, um Freiheit toben sehe.

* * *

1775. Wie die Geschichte gemeiniglich geschrieben wird, ist sie weit entfernt, uns eine genauere Kenntniß des Menschen zu geben, sie macht uns vielmehr den Menschen unbegreiflich. Dennoch sollte das eigentliche Augenmerk des Geschichtschreibers seyn, die verschiedenen Arten der Existenz, die dem Menschen natürlich sind, so darzustellen, daß wir sie als natürlich erkennten.

* * *

1778. Die Erfindungen und Erfahrungen so vieler Menschenalter und Völker haben sich uns gleichsam nur angeklebt; wir haben sie, gewisser hervorstechender Vortheile wegen, eiligst angenommen, ohne sie in ihrem Grunde und in ihren Folgen zu erforschen.

* * *

1776. In die alten Formen können wir nicht zurück, und dürfen wir auch nicht streben, zurückzukom=

men, aber auf die Empfindungen, die an diesen Formen hingen, können wir zurück, und sie liegen uns sehr nahe.

* * *

Nichts bringt mehr Verwirrung und Tod in Künste und Sitten, als wenn man die Erfahrung eines Zeitalters blindlings in ein anderes Zeitalter überträgt.

* * *

Eine Folge der Civilisation ist, daß man hervorbringen kann ohne Erfindung, wissen ohne Einsicht. Die Civilisation macht in so fern den Menschen mechanisch. Dabei ist aber zu bemerken, daß, indem sie ihn rückwärts tödtet, sie ihn vielleicht vorwärts eben so sehr belebt.

* * *

Vaterland ist da, wo viel Allen gehört; wo, was Allen gehört, Jedwedem viel Genuß und Freude verschafft; wo folglich Niemand etwas Erhebliches für sich thun kann, ohne zugleich etwas Erhebliches für Alle zu thun.

VIII.

Gedichte

von

Therese von Artner.

An den Aether.

Bei heftigen rheumatischen Leiden.

Du, dessen blaues Meer sich durch den Raum ergießet,
Das alle Wesen trägt und alle Wesen nährt,
O Aether, dessen Fluth so innig mich umfließet,
Aus der ich Leben trank, seit mir's ein Gott gewährt:

Was hat so plötzlich dich zum Feinde mir verkehrt,
Der alles Athmende mit Seligkeit genießet?
Mit Pfeilen hast du streng dich gegen mich bewehrt,
Die schonungslos dein Arm auf Haupt und Glieder schießet.

Sie glühen mir im Mark — ein wunder Philoktet
Durchseufzt die Nacht, begrüßt die Sonne meine Klage.

O laß genug es seyn der Anzahl meiner Tage,
Wenn mich zu Qualen nur dein milder Hauch umweht.

Ihr Elemente gebt und fodert die Atome,
Laßt still mich untergehn in Eurem ew'gen Strome.

Das gefrorne Fenster.

Herbstlicher Regen und Dunst hing gestern trüb mir am Fenster,
Nächtlicher Frost hat daraus schöne Krystalle geformt.
Laubige Ranken sind es, und Blumen und flimmende Sterne,
Also gibt zierliche Form allem ein Dichtergemüth.

Die Gründung von Marseille.

An Phocäa's Meeresrhede
Auf dem Vorgebirge lag
Starrend in die Wasseröde
Jüngling Protis Nacht und Tag,
Protis, der Palästra Zierde,
Sieger oft beim Isthmusspiel,
Künstlern Bild der Götterwürde,
Aller Mädchenaugen Ziel.
Doch er liebt nur Amphitrite
Und ihr unabsehlich Reich,
Ob's, empört, in Stürmen wüthe,
Ob es walle, spiegelgleich.
Auf der äußersten der Klippen
Liegt er sehnend in der Bucht,
Und es seufzen seine Lippen,
Wenn der Blick die Weite sucht:

„Nur hinaus in deine Fernen
Möcht' ich, unermess'nes Meer,
Nirgends Land mehr um mich her,
Nur gesehn, geführt von Sternen!
Möcht' im Kiele, leicht verschanzt,
Der auf deinen Wogen tanzt,

Bald geflügelt in die Weiten
Mit geblähten Segeln gleiten,
Bald mit den Orkanen streiten,
Bis der Muth die Wuth besiegt,
Und, im Raum von lecken Bretern,
Dennoch uns, als Siegesgöttern,
Sich das Meer zu Füßen schmiegt!
Suchen möcht' ich neue Lande,
Und an unbetretnem Strande,
Staunend ob dem ersten Gast,
Finde nur der Anker Rast.
Wo den Stier, gespannt zum Zuge,
Nie das schwere Joch gequält,
Wo die Erde, frei vom Pfluge,
Mit dem Sä'mann unvermählt,
Noch das Haar als Jungfrau schmücket,
Mit dem bunten Blumenkranz,
Milder Horen Wechseltanz
Segensreich das Land beglücket,
Goldne Frucht von Bäumen winkt,
Breiter Ströme Silber blinkt;
Dorten möcht' ich Mauern gründen,
Neuem Volke Wohnung bau'n,
Zum Altar den Block behau'n,
Erstlingsopfer drauf zu zünden.

Wie Athen von Cecrops hört,
Wie von Cadmus redet Theben,
Möcht' ich eine Stadt erheben,
Welche mich als Stifter ehrt.

Doch wozu ein müßig Sehnen!
Was hab' ich am Werft erschaut?
Eine neue Wogenbraut
Seh' ich dort die Flügel dehnen!
Schneidig theilt der Kiel den Pfad,
Stark gefüget sind die Rippen,
Bieten Trotz dem Wurf an Klippen,
Wohlgetheerter Fugen Nath
Widersteht dem Wellenbad;
Zweigereihet von den Bänken
Werden sich die Ruder senken,
Hoch vom Hintertheil herab
Wird das Steuer klug sich schwenken —
Also, über'm off'nen Grab,
Muß Neptun uns dienstbar tragen,
Während wir zum Knecht ihn schlagen!"

Und er fliegt im Augenblick
Sich das Fahrzeug zu bestellen;
Bald gefunden sind Gesellen
Zu dem kühnen Wagestück.

Jetzt schon auf dem Fluthenspiegel
Schweben sie auf eig'ner Bahn,
Bald gekost vom Windesflügel,
Bald verschlagen vom Orkan;
Furchen lang die Wasserwüsten,
Schauen oftmals fremde Küsten,
Doch bald übervölkert Land,
Bald unwirthlich dürren Sand.

Voll der Mond zu dreien Malen
Sie schon rastlos schwimmen sah,
Endlich, in des Frühroths Strahlen,
Liegt ein Land im Dufte da:
Mählich weicht die Nebelhülle —
O wie lacht es, blüthenvoll!
Und ein Strom in reicher Fülle
Draus in's Meer herniederquoll.
„Seyd gegrüßt mir, heit're Räume,
(So nun Protis Stimme schallt)
Strom und Berge, Thal und Wald,
Meiner Hoffnung gold'ne Bäume!
Ja, du bist's, Land meiner Träume!
Senkt die Anker hier alsbald."

Und sie landen schnell inmitten
Der geräumig sichern Bucht;

An den Strand mit Flügelschritten
Eilen sie zu Fischerhütten,
Wo sich Protis Kunde sucht.
Da vernehmen sie: nur wenig
Sey die Küste hier bewohnt,
Aber dennoch unterthänig
Nannus, dem Segob'rer König,
Der im innern Lande thront.
Schnell bedenken sie die Kunde,
Protis wählt sich, klug an Rath,
Simos mit beredtem Munde,
Als Gefährten, und zur Stunde
Wandern sie zur Königsstadt.

Groß ist dort des Volks Gedränge
Und verengt der Straßen Raum,
Ja es faßt der Gäste Menge
Ihrer Mauern Umkreis kaum.
Doch nicht forschend, was es wäre,
Eilen sie das Volk hindurch,
Bittend in der Fürstenburg
Um des Herrscheranblicks Ehre.
Wichtig thut das Hofgesinde,
Vielbeschäftigt scheint es heut;
Doch geheime Scheu gebeut,
Daß man schnell die Fremden künde.

Auch der König findet Zeit,
Zu vernehmen deren Bitten,
Die man ihm so seltsam pries,
Und als sie vor ihn geschritten,
Staunt er ihren hohen Sitten,
Wie sein Auge deutlich wies.
Sind's die Dioskurenbrüder,
Steigend aus dem Sterngefild?
Zierlich weht das Helmgefieder
Um der Häupter edles Bild,
Lanzen tragen sie in Händen
Und den wohlgetrieb'nen Schild;
Von der Schulter zu den Lenden
Fällt das Schwert, die Chlamys wallt
Purpurn um die Marsgestalt.
Welches Land zeugt solche Söhne?
Still in sich der König sinnt,
Fremd sind Waffen, Kleid und Schöne;
Bis nun Protis Wort beginnt.
Sich und seinen Schiffsgesellen
Fleht sein schöner Redefluß
Eine Wohnstadt aufzustellen
An des Rhodanus Erguß.
Nach noch horchend mit Genuß,
Spricht der König: „Ich gewähre

Das, was Euer Wunsch gewollt,
Wenn Ihr dienstbar stets mir zollt;
Und daß ich Euch freundlich ehre,
Lad' ich Euch zum Speisemahl;
Vollgedrängt wird heut mein Saal:
Nachbarfürsten sind die Gäste,
Hergeströmt zum selt'nen Feste,
Meiner Tochter Gattenwahl."

Und er neigt sich, und sie danken,
Und schon naht sich Gast um Gast,
Als geöffnet sind die Schranken,
Klirrend in der Waffen Last.
Da erscheint in stählner Scheide
Gliederbau von Riesenart,
Da ist Pracht und plump Geschmeide,
Busch'ge Brauen, wilder Bart,
Gleich dem Wolfs- und Bärenkleide,
Das um ihre Rüstung starrt.
Aber — o, der Augenweide!
Nun erscheint die Jungfrau zart.
Aus der Hülle weißer Schleier
Schimmert sie in Rosengluth,
Denn die Menge ihrer Freier,
Jedes Blicks sie suchend Feuer
Treibt in's Antlitz all' ihr Blut.

Jedes Herz erfaßt ein Beben,
An die Panzer schlägt es laut,
Jeder ruft: „O, welche Braut!
Wäre sie doch mir gegeben!“
Als sie neigend rings geschaut,
Geht sie zu dem Thronensitze
An der Tafel obern Spitze,
Auf drei Stufenreih'n erbaut.
Zwei in Gold getrieb'ne Schalen,
Von Rubinen und Opalen,
Stehn mit Myrtenkränzen dort.
Jeder wählt nun seinen Ort;
Von den fürstlichen Geschlechten
Drängt sich aus der Freier Chor,
Nach vermeinten Rang und Rechten,
Jeder zu der Braut empor.
Nur zur Seite stehn bescheiden
Harrend noch die Fremden beiden,
Wo ein Platz sich offen beut. —
Zwar der Unterste gereiht,
Ist doch Protis zu beneiden,
Denn gerad' auf ihn herab
Fallen Petta's Himmelsblicke,
Die er wuchernd wiedergab,
Und bald baut sich eine Brücke —

Aug' in Auge ist ihr Ziel —
Seufzer, Winke, Mienenspiel
Wandern hin und auch zurücke.
Des Erfolges nicht gedenkt
Protis — ach, was kann er hoffen?
Doch schon hat der Pfeil getroffen,
Und sich tief in's Herz gesenkt.

Während dem den Saal durchkreisen,
In geschmückter Diener Hand,
Köstlich auserles'ne Speisen,
Und der Humpen löst das Band
Aller Zungen — alle preisen
Laut des Festes Königin;
Jeder sucht für sich zu werben,
Bald mit sanften, bald mit derben
Worten, wie es heischt sein Sinn,
Denn schon nahet sich die Stunde
Der Entscheidung; hundertmal
Gingen Schüsseln in die Runde,
Und zu Ende ist das Mahl.

Nun beginnt, sich züchtig neigend
Petta zu dem König — schweigend
Horcht sogleich der laute Saal:
„Seit undenklich grauen Jahren

Freuen jenes schönen Rechts —
Woll' es ewig sich bewahren! —
Alle Töchter dies Geschlechts,
Daß sie mit des Vaters Segen
Frei den Gatten wählen mögen.
Nun gebeut die Wahl das Land,
Man beschied mich her zum Feste,
Aber um die Königshand
Fleh' ich, zum erneutem Pfand,
Daß ein jeglicher der Gäste,
Welchen sich mein Herz erkiest,
Dir ein lieber Eidam ist."

Und sie spricht's, und Beifall tönet
Jubelnd von der Freier Chor,
Weil ein jeder heimlich wähnet,
Daß die Fürstin ihn erkohr.
Als es Nannus neu beschwor,
Beifall ihrer Wahl zu rufen,
Nimmt sie ihre Kränze leis,
Steigt hinab die Purpurstufen,
Doch — umgeht der Freier Kreis,
Schritt um Schritt gefolgt von Blicken,
Unmuth hinter ihrem Rücken —
Bis sie neben Protis war.
„Du bist's!" lispelt sie nun flötend,

Und drückt ihm und sich erröthend
Ihre Kränze in das Haar.
Schrecken lähmt die ganze Schaar:
Doch, als nun in höchster Wonne
Protis auf vom Sessel springt,
Von des Glückes jäher Sonne
Hochverklärt, die Braut umschlingt,
Dann, mit eines Gotts Geberden,
Heldenstolz sich Nannus neigt —
Ruft der: „Warst du's nicht gezeugt,
Mußtest du doch König werden!“
Und die Freier ziehn beschämt;
Doch das Schwert bleibt in der Scheide,
Wie sie auch die Täuschung grämt,
Denn sie binden heil'ge Eide.
Hochbeseligt aber kehrt
Protis zu dem Schiff zurücke,
Das ihn trug zu seinem Glücke.
Die Genossen, froh belehrt,
Rufen jauchzend: „Immer waren
Griechen Sieger der Barbaren!
Sie nur sind der Schönheit werth.“
Und der erst für wenig Herde
Sich beschränkten Raum erbat,
Steckt als Herr der Landeserde

Weite Marken seiner Stadt.
Denn es ist nicht aufgegeben
Seiner Jünglingswünsche Streben!
Petta senkt den ersten Stein
Zu den neuen Mauern ein,
Und die Griechen, dankbar, zimmern
Fromm des ersten Tempels Dach
Aus des Schiffs geborgnen Trümmern.
Als der Bau vollendet lag
Und darauf die Wimpel flogen,
Ward das Opfer angebrannt,
Und die neue Stadt der Wogen
Ward Massilia genannt.

Der Stein.

Ballade.

Es schwankt ein Wand'rer so matt und erbleicht
Am Stab, ihm beben die Lippen,
Ein Schaudern um's andre den Rücken durchkeucht,
Es hemmt ihm das Herz in den Rippen.
Es foltert ihn krampfig bald hie und bald dort,
Es wirft ihn an einsamen felsigten Ort
Darnieder.

Ein jeder Pulsschlag durchsticht das Gehirn,
Die Glieder sind alle zerbrochen,
Ein kalter Angstschweiß entträufelt der Stirn,
Es klappern ihm Zähne und Knochen;
Und was den Schmerz zur Höllenqual hebt,
Voll lechzenden Durstes die Zunge ihm klebt
Am Gaumen.

Ist denn kein Tröpfchen, das Labung ihm bringt?
Will Thau, will Regen nicht fallen? —
Doch als er schon mit Verzweiflung ringt,
Da hört er, wie Wasser, es wallen!
Mit Mühe dreht er zur Seite den Blick —
Sieht all' seine Wünche, sein jetziges Glück —
Ein Bächlein.

Ach, Wasser! trinken! Er muß, er muß!
Will auf sich raffen — vergebens!
Will kriechen — Blei sind ihm Hand und Fuß!
Er sieht sich am Rande des Lebens.
Da zieh'n drei Reiter von ferne herauf —
O flügelt, ihr Engel der Hülfe, den Lauf
Der Rettung!

Wie zählt er den Hufschlag, berechnet ihr Nah'n;
Nun sehn sie ihn, nun kann er winken!
„Ach, eilt, von Gott mir gesendet, heran!
Ach, gebt, — ich verschmachte — zu trinken!
Das Bächlein" — Er deutet und stöhnt und keucht,
Daß kaum seine Rede verständlich erreicht
Die Reiter.

Ein Junker ist es, mit Schlüssel und Band,
Nach ihm zwei gold'ne Lakaien.
„Was wimmert der Wicht?" — „Herr, des Fiebers Brand
Verzehrt ihn, der Durst macht ihn schreien.
Ich schöpfe ihm Wasser, zu lindern die Gluth" —
„Worinnen? Doch nicht im Treffenhut,
Dem neuen!

Daß uns der Bettler die Reise nicht stört!
Ich muß nach Hof zur Sekunde."
So kreischt zum Diener, der's knirschend hört,
Der Junker mit grinsendem Munde.
Er ist noch ein Neuling, der menschlich fühlt,
Der andre, schon lange bei'm Junker verkühlt,
Verlacht ihn.

Doch als der Kranke mit brechendem Ohr
Vernimmt das teuflische Weigern,
Da sucht er die letzte Kraft hervor,
Zum Schrei die Stimme zu steigern.
„So wie du läßt hier verschmachten mich,
So müss' an diesem Steine, wie ich,
Einst sterben.“

Der Fluch auch gleitet vom Kieselherz
Ohn' Gottesfurcht und Erbarmen,
Das nie erweicht wird vom Bruderschmerz,
Nie Glauben noch Liebe erwarmen.
Er sucht nicht Gottes = nur Fürstengunst;
Gericht und Tugend sind Priesterdunst,
So wähnt er.

Und eilt zu des Hoffests wichtigem Tand,
Und buhlt nach Blicken und Winken,
Und kehrt zurück, als die Stunde schwand
Bei hellen Vollmondes Blicken.
Doch als er soll nahen dem Kranken, dem Stein,
Da schnürt ein Etwas die Brust ihm ein
Voll Bangen.

Schon fernhin horcht er — doch alles schweigt.
„So ist er doch weiter gekrochen!“
Doch sieh! Was liegt auf dem Stein gebeugt? —
Ein Leichnam, die Augen gebrochen.
Da faßt ihn erst grimm des Verschmachteten Fluch,
Und jagt ihn, ein donnernder Richterspruch,
Von hinnen.

Und so oft er vom Landsitz nach Hofe geht,
Und muß an der Stelle vorüber,
Ein Hauch ihn mit eisigen Schauern umweht
Und rüttelt, mit heimlichem Fieber.
Voll Schrecken schielet er hin zum Stein,
Ob Mörder nicht lauern, die Rosse nicht scheu'n,
Ihn stürzend.

Nun flieht er den Hof und das Ahnenschloß,
Hinaus in die Ferne zu reisen;
Und spät erst wird er des Eindrucks los,
In der Fremde buntfarbigen Kreisen.
Ja, endlich folgt er dem Ruf wieder gern,
Als man nach Hof mit flimmerndem Stern
Ihn locket.

Doch, als den bekannten Weg er fährt,
Kehrt auch die Erinnerung zurücke,
Die jahrelang ihm den Frieden gestört,
Und er sucht den Stein mit dem Blicke.
Doch seltsam! Soll er den Augen trau'n?
Der schwere Felsblock ist nimmer zu schau'n!
Verschwunden!

Da fällt ihm vom Herzen die letzte Last,
Und er höhnt: „Wo ist nun der Rächer?“
Und schimmerud umfängt ihn ein neuer Palast,
Voll prunkender, weiter Gemächer.
Da spinnt er sein sträflich Leben so fort,
Und denkt nur an hier und heute — nicht dort
Noch morgen.

Doch endlich wirft den verlebten Wicht
Ein schmerzlich Siechthum auf's Bette;
Es fesselt die marklosen Glieder die Gicht
Unregsam, mit folternder Kette,
Und ewig brennet im Schlund ihm Gluth,
Und låg' er schlůrfend in wallender Fluth —
Ihn durstet.

Und was zu Hỏllenflammen sie blies,
Er denkt in jeder Sekunde
Des Elenden, den er sterben ließ
Am Weg mit vertrocknetem Munde.
Und Gott und Gericht und Ewigkeit —
Sie strahlen am Thor der verronnenen Zeit
So furchtbar.

Und als nun nahet der Augenblick,
Wo der Schmerz vom Leben ihn scheidet,
Da fållt ihm zu Håupten, Stůck um Stůck,
Die Tůnche — die Wand wird entkleidet,
Und lesbar — doch nur fůr ihn allein —
Flammt dort die Inschrift: „Dies ist der Stein;
Hier starb er."

Agnes.

Ballade.

„Heut' kommt mein Freund zurücke,“
Spricht Agnes still in sich;
„O, wie so innig drücke
Ich dann sein Haupt an mich!

Hier sind die rothen Nelken,
Die scheidend er verehrt,
Zwar mußten längst sie welken,
Doch sind sie stets mir werth!

Wenn wir uns wiederfinden,
Dann will ich dir zum Gruß
Ein gleiches Sträußlein winden,“
Sprach er bei'm Abschiedskuß.

Er liegt in seinen Händen
Wohl schon, der dunkle Strauß!
Noch vor des Tages Enden
Erreicht er ja das Haus.

Allein — die Dämm'rung sinket —
Nicht golden, blutig nur,
Der Wolken Rand noch blinket;
Nacht deckt die Thurmesuhr.

Ich seh' auf ihrem Grunde
Nicht mehr des Siegers Drehn;
Wohl nicht auf guter Stunde
Mag er so eben stehn.

Schon krächzen Kauz und Eule,
Schon streift die Fledermaus,
Schon nächtlich Hundgeheule —
Und er noch fern vom Haus!"

So klaget sie voll Bangen,
Das ihr das Herz umschnürt;
Mit ängstlichem Verlangen
Sie nach dem Wege stiert.

Sie grüßt in jedem Schatten
Schon den ersehnten Freund,
Bis ihre Blick' ermatten,
Bis ihr kein Strahl mehr scheint.

Der Blick kann nimmer spähen,
So wache nun das Ohr!
Zwar manche Waller gehen,
Doch keiner klopft am Thor.

Vergebliches Erwarten!
Was gleicht an Qualen dir?
Wenn Teufel Flammen sparten,
Du gäbst Ersatz dafür.

Beherbergt die Sekunde
So unermeßlich Leid?
Der Pulsschlag wird zur Stunde —
Ach nein, es steht die Zeit!

Und so ist's bis zum Morgen,
So sieben Tag' und Nacht,
Die stets von bängern Sorgen
Gefoltert, sie durchwacht.

Welch jammervolles Sehnen!
Wie trog sie Täuschung oft!
Doch nun — nun quellt ihr Thränen —
Nun hat sie ausgehofft.

Sie sinkt am Abhang nieder,
Und ringt die Hände roth,
Und ruft nur ewig wieder:
„Mein Freund, mein Freund ist todt!“

Ach, leitete ein Schimmer
Doch meinen Wanderstab!
Allein ihn deckt auf immer
Ein unbekanntes Grab.

Wenn's meine Zähren wüßten,
Wo es ihr Thau erreicht,
Wenn's meine Lippen küßten,
Dann fänd' ich Ruh' vielleicht!“

Da schleicht aus ihren Thränen
Ein Bächlein durch die Flur;
In bangen Klagetönen
Seufzt seine Welle nur.

Der herbe Wermuth sprießet
Und düst'rer Rosmarin,
Wo sich sein Lauf ergießet
Und Todtenblumen blühn.

Sie folgt der kleinen Quelle,
Vor Freud' ihr Auge blinkt,
Als nun an lock'rer Stelle
Der bitt're Strom versinkt;

Und wo er eingeflossen,
Da treibt ein Stamm hervor,
Und rothe Nelken sprossen
Gar seltsam draus empor.

„Ihr bringt von meinem Todten
Mir den verheiß'nen Gruß!"
So ruft sie, stürzt zu Boden,
Und stirbt im Grabeskuß.

IX.

Der finstere Retter.

Ein Lebensgemälde in zwei Blättern

von

Wilhelm Blumenhagen.

Erstes Blatt.

Zwei Männer wandelten durch den dunkeln Abend außerhalb der Stadt. Es waren, anerkannt durch die allgemeine Stimme der schönen und der starken Welt, der schönste und der genialste Mann der Residenz, der kraftvolle, herkulische Hauptmann von Keß, und sein Waffenbruder Waldi, der schlanke Sohn des jüngst verstorbenen Ministers. Stumm gingen sie neben einander durch die Finsterniß, denn der Hauptmann war es müde geworden, alle nur mögliche Weisen und Tonarten des Gesprächs anzuschlagen, ohne mehr, als unverständliche Laute und sinnlose Ausrufungen für antwortende Erwiederung zu bekommen. Jetzt standen sie am gothischen Eingangsthore zum Sankt Katharinen-Kirchhofe. Um die kleine Kirche herum zog ein Kälte bringender Schauerwind; durch ihn regte sich die blanke Glocke

droben im offenen Thürmchen summend, jedoch ohne Klang. Vom Ende der Hügelflur schien das große, weiße Schwesternkloster mit hellen Bogenfenstern herüber, und ein ernster Gesang strömte mit dem Windzuge von dort hernieder auf das Todtenreich. Das Heiligenbild in der Nische neben dem Kirchhofsthor sah blendend weiß durch die Finsterniß, und beide Wanderer stutzten zugleich, als es so plötzlich dicht vor ihnen wie lebend erschien, gleichsam ihnen den Weg vertretend in's Heiligthum, und ihre ungestümen Schritte anhaltend.

Waldi holte tief Athem. „Gute Nacht, Hauptmann!“ sagte er dann fast tonlos. „Habe Dank für das Geleit. Kehre nun heim, du Treuer, denn hier möchte ich gern allein seyn, hier muß ich allein seyn!“ —

„Ich kehre nicht um!“ antwortete der Hauptmann sehr bestimmt. „Dir taugt heute keine Einsamkeit. Seit Monden bist du verschlossen, wie die Gräber hier; seit Monden schon bist du kalt und stumm, wie dieses weiße, steinerne Jungfrauenbild. Scheint mein altes Recht nicht mehr zu gelten, das Recht auf dich, was wir wechselseitig uns erwarben auf einander in Todesnoth und Schlachtengraus und Siegeslust, so will ich doch drum nimmer die Pflicht

vergessen, die mit dem Recht zugleich geboren ward. Wohl sah ich, wie im Schweizerladen der Geheimschreiber mit der Habichtsphysiognomie dich bearbeitete, wie du aufglühetest und deine Faust zuckte. Was Jener weiß, warum bleibt's mir verschwiegen? Ich fordere Aufschluß! — Und dieser gespenstige Kirchhofsgang tief in der Nacht? Was soll auch dieser deuten?" —

„Du forderst? Und deinem Zürnen fehlt die gerechte Ursache nicht; so folge mir darum." — Das sprach Waldi, und schritt voran durch die gewölbte Pforte.

An einem marmornen Sarkophage hemmte er den Schritt, setzte sich auf die Stufen und winkte den Freund zu sich nieder. „Das ist deines Vaters Grabstätte; was suchst du da einen Ruheplatz?" fragte der Hauptmann verwundert. „Warum nährst du muthwillig also den jungen Schmerz? Das ziemt wohl der Weibernatur; denn die Weiber sind Thränenkrüge, die erst, wenn sie antik sind, trocken werden; der Mann muß den Gram wegwerfen, wie er den Mantel wegwirft, den der Dornenwald packte, und der die kühne Reise hemmt und den Aufflug." —

„O, wäre dieser mein Vater gewesen," rief Waldi auf, „dann wäre ein Räthsel weniger mir im Leben, und mein Daseyn hätte eine Säule, woran es sich zu stützen vermöchte!" —

Stutzend und horchend setzte sich Keß zu dem Sprecher.

„Sieh!" fuhr dieser fort. „Ich habe den Schlafenden drunten lieb gehabt, so kann kein Sohn je wieder einen Vater lieben. Er gab mir ja auch Alles, was das junge Herz verlangte; er regelte meinen Weg, aber er legte sich nie wie eine Schranke hinein. Das Leben selbst ist der beste Erzieher des Menschen! Das war sein Grundsatz. Ohne Irren kein Finden; ohne Selbsterkenntniß keine Weisheit. — Wie hoch hielt ich die Selbstständigkeit dieses Mannes; wie hoch seine Wahrhaftigkeit in Wort und That! Mich betrog er, mich allein auf der Erde, mich, der ihn am meisten liebte auf der Erde. Eine Krankheit, die ihn plötzlich befallen, rief mich aus dem gewonnenen Feindeslande, rief mich aus den Reihen der braven Freiwilligen unserer Stadt zurück. Ich fand ihn sterbend, und wenige Worte von ihm warfen mich in den qualvollen Zustand, den du todte Versteinerung nanntest. Er sey nicht mein Vater! Das erfuhr ich von ihm. Anvertraut war

ich ihm worden von einem edlen, doch höchst unglücklichen Freunde. In den Schierlingsbecher warf der Sterbende noch den schalen Honig, vielleicht würde gar bald mein wahrer Vater sich mir entdecken, doch, wenn auch nicht, dürfte ich dennoch ruhig seyn in der Sorge um das irdische Gut." —

Waldi schwieg eine Weile. Der Hauptmann schüttelte das lockichte Haupt, doch hielt die Neugierde seine Zunge an. Waldi fuhr fort: „Sechs Monate sind seitdem verlaufen, Niemand hat sich mir genähert. Ich war des Ministers Erbe. Er war nicht reich, doch bis jetzt reichte das Vorgefundene, und wird noch reichen, aber kein Vaterblick suchte mich; allein und verwaiset stehe ich da; kein Herz ist neben mir, in welchem mein Blut pocht; keine Seele ist mir zur Seite, welche der Natur unauflöslich Band mir bindet und an mich fesselt mit ewigen Ketten! Ich bin allein, und mich schaudert vor diesem Alleinseyn." —

Der Hauptmann war unwillig aufgestanden. Waldi ergriff seine Hand. — „Du bist beleidigt?" fragte er. „Ich kenne deine Freundschaft; doch setze dich an meine Stelle, und du wirst vergeben. O, Freundschaft ist ein herrlich Gut auf Erden, aber die Brauseköpfe der Jugend sind Verschwender und

spielen oft Hazard mit ihr. Schlage an deine Brust, und sprich: Kann nicht der Ehrgeiz, kann nicht des Leichtsinns Sprudelwort, kann nicht ein liebend, lockend Weiberauge morgen schon uns abtrünnig machen und untreu?" — Des Hauptmanns Hand zuckte wie im Schreck. — „Der da unten war mein, mein für die Ewigkeit," klagte Waldi fort, „und er hat sich selbst von mir gerissen. O, warum behielt er nicht die Lüge im sterbenden Herzen!" —

„Armer Freund!" seufzte Keß. Der Klagende richtete sich vom Marmor auf, gegen welchen er die Stirn gelegt, und stellte sich fester dem Verbrüderten gegenüber.

„Mein Leben hatte die Regel verloren und den Richterstuhl; ich kam mir vor wie ein Heimathloser. Kühner suchte ich Zerstreuung und Vergnügen, wie die Trauer und Erstarrung der ersten Wochen gleich einer Schmetterlingspuppe von mir abfiel. So fand ich, was mich band und hielt, und Groll und Gram verschleierte, und ein Schimmer von Glück flackerte an meiner Nacht." —

„Wer?" lallte der Hauptmann leise, wie des Gefühls Echo, oder wie zagende Ahnung.

„Still!" rief ihm Waldi unwillig zu. „Hab' ich je geforscht nach deinen Geheimnissen? — Huldigung, Arm und Blut für die Dame! Doch nur der Braut Name auf der Lippe, solches Gesetz leuchtet aus guter Ritterzeit herüber für jeden edeln Lancelot; das Gesetz galt auch immer bei uns. — Ich träumte von einem Seelenbündniß, von seltenster idealischer Verschmelzung amathuntischer Schönheit und unbefleckten Engelsinnes in Einem Weibe; des Geheimschreibers heimlich Wort hat meinen Glauben irr gemacht. Auch dort in den Tempelhallen meiner Liebe schleichen mir seitdem Todtengestalten, die eine Lüge gestehen; der Trug scheint mir zu gehen im blauen Sternenmantel meiner schönen Mysterie; des satyrischen Tadlers eisige Kälte, seine amphybische Natur machte auch mich kalt genug, um selbst, wenn auch mit Alles zerschmetterndem Zauberstabe, Entscheidung hervor zu rufen, und wenn auch in dem Mitternachtsrufe meine eigene Vernichtung herv orklänge. Doch vorher habe ich hier, hier, wo die Verwesung Leben gebiert und Blumen; hier, wo sich das höchste Räthsel der Natur so einfach auflöset; hier mir Muth zu holen und eine eigene Kraft; drum laß mich jetzt, verlaß mich jetzt! — — Horch! Hörst du nicht, wie der schwere Ziehbrunnen schon

rasselt auf des Meßners Hofe? — Die rostige Kette ist zum Blumenbande geworden für eine Laube der Cypris am paphischen Feste. Geh' jetzt, wenn du mein Freund bist!" —

„Was werden die Gräber dir geben?" fragte der Hauptmann.

„Gleichmuth für Schwindelei! Unschuld für Glanz! Taubentreue für Nachtigallgelock und Pfauenblendung! Ich stehe, wie Herkules, am Doppelpfade; die Wahl muß mir allein bleiben." —

Waldi drehte sich von dem Freunde, und dieser ging, ihn verlassend, dem Gatterthore zu. In ihm hielt ein Geräusch ihn auf, und zog seinen Blick zurück nach der Gegend desselben. Ein weibliches Wesen, hell gekleidet, zart und klein, schwebte vom Hofe des Meßners der Kirche her über die Straße, schwang sich leicht, als trügen es Flügel, über des Gottesackers niedere Befriedigung, und in dem Lichtstreife, welcher sich, von den großen Klosterfenstern ausgehend, über den Friedhof legte, sah er mit angestrengten Augen, wie die zarte Gestalt sich in Waldi's Arme warf, und von diesem heftig umfaßt wurde. Beruhigt nickte der Hauptmann mit dem Kopfe dazu, und eilte rascher zur Stadt zurück,

auch für sich einen Platz zu suchen, der ihm vergessen machen könnte alle Räthsel der Erde.

Wie Konvolvelgeringel die schlanke Linde umfaßt, so schmiegte sich das liebliche Kind um den Mann unter den Gräbern.

„So bist du doch gekommen durch die unheimliche, stürmische Nacht!" jauchzte sie mit dem Tone und Ausdrucke höchster Glückseligkeit. „So hast du doch deine Meta wohl recht lieb, und von Herzen! O, die Abende, wo Meta dich nicht sieht, lebt sie ja auch nicht."

„Dir breche ich nimmer ein Wort," antwortete Waldi innig. „Seit jener Nacht, da ich hier lag am Grabsteine des väterlichen Fremden und fremden Vaters, und du plötzlich hinter den Monumenten hervorstiegest, gleich einer geistigen Erscheinung, ich in dir den Engel zu sehen wähnte, dem einst meine Wiege vertraut wurde von der Vorsehung, und der mir eben jetzt sichtbar ward, weil meine Verwaisung seiner so sehr bedurfte; seit jener Nacht bist auch du mir unentbehrlich. Du kamest, um ein Kindergrab mit Blumen heraus zu putzen, damit früh am Morgen die Mutter des Lieblings traurig Bett freundlicher finde; du erschrakst ob des Ungekannten, der

so dreist dich ansprach; doch dein Blumenkörbchen schmückte seitdem nicht die traurigen Hügel mehr, sondern goß alle Blumen der Liebe, alle Blüthen der Unschuld auf meinen Pfad. O, wie kann ich das je dir danken und lohnen?" —

„Danken?" sprach sie nach. „Was thue ich denn so Großes und Erstaunliches um dich? — Daß der Stiefvater ein Bißchen mehr schilt und stößt, als sonst, daß Meta das trägt, und gern und geduldiger trägt, seit sie dich sah, das ist das ganze allmächtige Opfer." —

„Und ich wanke noch, und wähle und zögere?" fragte der Mann sich selbst. „Klage zum Schicksale auf über Einsamkeit und Verstoßung, und darf die Hand nur ausstrecken! Ja, heute noch, meine Meta, heute noch soll sich dein und mein Loos entscheiden; heute hast du vielleicht des zürnenden Vaters schneidend Wort zuletzt zu tragen, und morgen schon — — O Frühroth des Sabbaths, warum ist noch eine Stimme in meinem Herzen, die deinen Aufgang verzögern möchte?" —

Meta drängte sich ängstlicher an Waldi. „Siehe da," sprach sie, „da schreitet schon wieder die lange, schwarze Gestalt, welche schon mehrmals mich ängstigte in deinen Armen. Was will sie?

Was sucht sie bei uns? Sie sieht so finster und fürchterlich.“ —

„Sey ruhig, Mädchen,“ entgegnete der Geliebte. „Oft finde ich dieses dunkle Wesen auf meiner Straße, doch geht es still vorüber und kümmert sich wenig um mich. Fürchte dich nicht, heute bin ich dazu nicht ohne Waffen, sondern so, wie du mich letzthin einmal wünschtest.“ — Er schlug den Mantel ganz auf, und stand in der Schützenuniform vor ihr.

„O, wie schön und blank!“ jubelte die Kleine auf. „Doch so vornehm zugleich, daß Meta sich kaum heranwagt!“ —

„Mein süßes Närrchen,“ erwiederte Waldi, sie heiß in die Arme nehmend; „du bist der Demant im Gottesschmucke der Natur; eitel Gold ist alles Uebrige, Fabrikarbeit gegen den Preis der Schöpfung. Ein Lippenpaar, wie das deinige, brachte Mariens Engelgruß; solche Augen schlug das erste, reine Weib auf, und machte den ersten Garten zum Paradiese; solche zarte, überirdische Form umfing der Seraph, der sich tröstend zu dem gefallenen Erdensohne neigte.“ —

„Und du wählst dennoch das Gold statt des Demants?“ sagte eine tiefe Stimme dicht neben

den beiden Glücklichen. Sie fuhren auf; die schwarze Gestalt stand dicht bei ihnen; funkelnde Augen schaueten aus einem blassen, sehr finstern Gesichte sie an.

„Wer stört hier unberufen?“ stieß Waldi zornig heraus, und faßte den Säbelgriff. Meta hielt ihn an Arm und Hand.

„Säume nicht! die Stunde der Prüfung schlug. Schlage den Brief auf und suche sein Siegel.“

„Wie? du?“ stammelte Waldi; doch schon war die Gestalt des also Fordernden fortgeschritten und im Schatten der alten Linden verschwunden. Die Liebenden sahen sich noch wortlos an, indeß ertönte schon drüben an des Meßners Hofthür des Alten scheltende Baßstimme, Meta rufend und drohende Worte in die Nacht stoßend.

„Lebe wohl!“ flüsterte die Jungfrau schnell. „Sorge nur nicht um mich. Ich fliege zum Gartenpförtchen hinein, und sitze längst im Küchenwinkel, ehe der Alte wieder herein ist. Die Liebe gibt dann schon eine Ausrede, gibt Geduld im Gelärm seines Unmuths. Morgen wieder!“ —

Sie küßte seine Lippen, und huschte davon.

Waldi stand noch eine Weile. Solche Verwirrung war nie in ihm gewesen. Er kam sich vor, wie ehedem im Pulver- und Staubgewölk, umbrauset von Kanonenwetter und Geheul der Schlacht, wo sie sammt und sonders auch zuweilen keinen Ausgang gewußt und jede Richtung verloren. Es war ihm, als riefe eine Stimme aus dem Grabgewölbe da vor ihm: Kehre nicht zur Stadt, sondern schreite rasch ein in des Meßners Häuschen, und thue den unwiderruflichen Spruch! Sichere also dein und ihr Glück! —

O, da trat in die verwöhnte Phantasie ein Bild, das alle Pulse zu hämmernden Herzen machte; der Giorgini Bild, das Bild der Hehren, der Gefeierten stand vor der Seele, und verdrängte Alles mit stolzer Anmaßung. Der gefundene Brief, welchen ihm der Geheimschreiber zugesteckt, nun gar des Unbekannten Aufruf, rissen ihn fort, und im Sturmschritte eines kampfdürstenden Heeres kam er zum Stadtthor und in die erleuchteten Gassen.

Nein! der schwache Mensch geht nicht ungewarnt auf den Eispfaden dieser Erde; der unsichtbare Vater stößt ihn nicht, wie den enterbten Sohn, in die Welt. Er hat nicht allein als Führer die

richtende Stimme im Herzen, den Nachklang eines himmlischen Herolds für das ewige Recht; auch sichtbar und laut berühren ihn Warnungsstimmen und Rettungshände auf der Irrbahn, und seine Engel sind ihm oft so nahe und rufen laut den tauben Berauschten an. — Dem wüsten Spieler stammelt sein zartes Kindlein nach: Vater, komm früh daheim, daß ich die gute Nacht dir sprechen kann! — Dem verschwenderischen Lüstling tritt der Bettler in den Weg, und seine Pfenningsbitte sollte an den Werth der Güter erinnern, die er der langen Weile opfert, und welche verwandten Geschöpfen Glück geben könnten und sie retten von Verzweiflung und Selbstmord. Aber der Mensch will nicht hören, noch schauen; er drückt die innere Stimme nieder, bespöttelt das eigene Ahnungsvermögen, sein Himmelserbtheil, nennt, mit schädlichem Muthwillen und sich selbst bestehlend, die Sterne Irrlichter und die Wegweiser täuschendes Fichtengehölz, und taumelt so zu Sturz und Elend. —

Nicht das Fluchwort des alten Stiefvaters, nicht das Bild des mißhandelten, um ihn mißhandelten Mädchens, hatten den sinnverblendeten, schwankenden Waldi zu halten vermocht. Zwischen den hellen Palästen, unter den rasselnden Karossen, welche

zum Opernhause rollten, wurde Zorn und seine Gluth in ihm noch heftiger, die bislang das Dunkel draußen und die Sturmnacht mit ihrer Unheimlichkeit und ihren fremdartigen, unsichern Umgebungen eingezwängt hatten. Alles bewegte sich lebendiger in ihm: sein fast jähriges Werben um die schöne Balletttänzerin; — ihre Freundlichkeit, die zur Traulichkeit wurde, so daß er Liebe und Glück in ihr erblickte; — die stillen Abende an ihrem Theetischchen, wo sie wie eine neue Aspasia durch die Würze des geistreichsten Gesprächs die Entbehrung der verlangenden Sinne und den Unmuth über Strenge der Sitte und ernste Sprödigkeit selbst dem glühendsten Schwärmer vergessen zu machen wußte; — Alles das jagte durch sein Gedächtniß dunkel und wild geformt, wie das Nachtgewölk vor dem kältenden Ost. Er hohnlachte über sich selbst, wie er diese gehalten für eine Ausnahme und einen Phönix ihres Standes, wie er hinter dem wunderhellen Augstern und in dem wunderreinen Körper eine gleiche Seele geglaubt. Er preßte den Brief in seiner Tasche krampficht zusammen, doch der kleine, scharfkantige Schlüssel, der drin lag, fuhr fast wundend in seine Hand, und weckte ihn. Grade stand er am Hause der Giorgini; dunkel war noch

oben die ganze Fensterreihe, öde die breite Gasse, nur ein blinder Orgelmann sang drunten an die Pforte gelehnt eintönig zu seinem mißklingenden Instrumente wiederholt den Refrain einer Kriminal-Romanze:

„Weh ihnen! Sie hatten's nicht vorbedacht.
Das hat sie zum Block und Beile gebracht.“ —

Waldi stutzte. Er fühlte so eine Art Mordlust in sich, und zog die Hand vom Säbel zurück, an welchem sie wirklich gelegen hatte. Doch eben so schnell lachte er laut sich selber aus, gab dem Orgelspieler, was die brennende Hand griff, und ging gegenüber in das schimmernde Kaffeehaus, dort das Ende der Oper und seiner Rache Zeit zu erwarten. Warum war ihm wiederum die zerlumpte Hülle des Spielmannes und seines Liedes kahler Ton zu armselig, als daß sein Hochmuth den verlarvten Engel seines Schicksals darin hätte erkennen mögen? O, der Mensch ist blind mitten im Lichte! —

Das Kaffeehaus war schon leer und still. Nur einige späte Billardspieler umschritten die weite Tafel, und ein grüner Bube stammelte schläfrig die französischen Zahlwörter her. Im Seitenzimmer saßen zwei Meister am Schachbrete da, wie zwei

taubstumme Eremiten, mit ihren starren Gesichtszügen und Glasaugen der Kempelenschen Maschine ähnlich.

Waldi setzte sich ihnen nahe, und zog den Brief hervor. Nochmals rief er die Geschichte dieses merkwürdigen Blattes vor seine Seele, um sich kalt und ernst vorzubereiten zu der nächsten Stunde. Der satyrische Geheimschreiber hatte ihn allein gerufen, und ihm erzählt, wie er so eben einen ganz besondern Fund gethan, der dem feinen Aesthetiker Waldi merkwürdig seyn dürfte, auch vielleicht von ihm, als einheimisch in allen Zirkeln der feinen Welt, enträthselt werden möchte. Ein versiegelter Brief, welcher einen feinen Schlüssel enthielt, war von ihm auf einem Platze gefunden worden, wo so eben ein dichter Haufen junger Offiziere plaudernd gestanden hatte. Neugierig und dreist brach der Geheimschreiber den Brief, und bedauerte gegen Waldi des armen Amadis Verzweiflung, wie derselbe wahrscheinlich aus dem Gewühl der Kameraden mit einem Vorgefühle der Seligkeit nach Hause gestürzt sey, die heimlich erhaltene Liebespost zu entziffern, und dort mit Rolandswüthen den Schatz verloren entdeckt haben würde. Waldi erstarrte, als er die Schriftzüge ansah auf dem feinen Blatte, welches der lächelnde Geheim-

schreiber ihm vorhielt. Er erkannte sogleich der angebeteten Giorgini Handschrift, und las mit Zittern, was er jetzt nochmals im kalten Grimme sich vorsprach:

— „Du bist ein Thor, mein Trauter! Indessen sollst du nicht länger am Ixionsrade deiner Thorheit gemartert werden. Habe ich auch alle deine Rechte dir selbst gegeben, wie ein gnädiger Fürst seinem Lande die Verfassung, so achte ich doch deine Rechte, und drum sollst du noch heute beruhigt seyn. Quäle dich nicht mehr. Ja, ich habe neben dir eine Neigung gehabt, eine freundliche, unsträfliche Neigung, die mir werth war, und die des Weibes Eitelkeit entschuldigt. Auch du wirst das Wesen Freund nennen, und nennst es vielleicht schon also, was deiner Eulalia theuer seyn darf, ohne drum des Gatten Widersacher und der Meuchelmörder seiner Ruhe zu seyn. Wie ich noch heute dich wieder in das Eldorado des Friedens und Vertrauens leiten werde, so sollst du später dem vermeinten Nebenbuhler das Irrlicht leidenschaftlicher Hoffnung verlöschen, und mit uns muß der Edle dann einen Dreibund knüpfen, der jenem Griechischen nichts nachgeben und uns Allen

die herrlichste Zukunft sichern wird. Solcher Traum wohnte längst in des kühnen Weibes Seele, und mag ihre Heimlichkeit entschuldigen. — Komm heute, wenn der böse Vorhang sank, der auch ein Scheideteppich ist zwischen uns und der Welt, komm dann ruhig und ohne Mißtrauen, und höre den Namen deines vermeinten Feindes. Es ist der Klang des Namens so unschuldig, wie deine Eulalia es ist, deren Treue dem Salamander gleicht in Flammen, und deren Hand wie ein Asbesthandschuh in Gluthen sich reiner brennt für dich. Der Schlüssel schließt die Gallerie, welche führt zu deiner, nur deiner

Eulalia Giorgini." —

Langsam sank der Brief mit der Hand auf des Lesenden Knie. „Philosophie der Kokette!" flüsterte er in sich hinein. „Hinaus zu locken den Mann in Südgluth und Pomeranzenwald, daß er die Hülle abwirft und allen Schutz, und dann den Nackten stehen lassen in einer Islandsnacht! Daraus wird eine Lebensnatter, welche Lunge und Herz zerfrißt; aber, ehe das Fieber die Kraft zernagt hat, soll der Halberfrorene strafen und rächen!" —

Heftig hatte er die letzten Worte ausgestoßen, denn die Schachspieler riefen mit zornigen Duettstimmen und stechenden Duellantenaugen ihr: „Ruhig!" herüber.

„Diese milde Güte," fuhr er leiser fort, „dieses himmlische Vertrauen, welches, Rath suchend und alle Tiefen eigener Seele dem befreundeten Auge enthüllend, eine Aussicht gab auf den heiligsten, seltensten Bund eines Damon und Pythias unter zwiefachen Geschlechtern; diese zarte Keuschheit und Sittlichkeit, die allen Schein von Spröde und Heuchelei vermeidend, nur auf die höchste Reinheit des Wesens, auf eine Seraphsnatur gebaut schien, nur zu warten schien auf höchste Heiligung, um als ein Muster in den hymenäischen Flammen nimmer verzehret zu glänzen; — diese Worte des Besitzens und Gebens, dieses Mein und Lieber und Guter, elysische, einwiegende Töne für den hoffenden Thoren; — Alles dieses nur Maske, nur ein Possenspiel weiblicher Laune, nur eine Saat des Lachens und des Gespöttes für fremde Buhlstunde! Aber es sind Kadmeische Drachenzähne, und geharnischt werden sie aufgehen, aufstehen plötzlich, wie satanische Erscheinungen in dem Eden, was du dir zu schaffen glaubtest. Ja! Wärest du eine Buhlerin gewesen gemeiner

Art, und hättest mich also betrogen fein und lange, ich hätte den Fleiß des Gewerbes gelobt und mit gelacht; doch, so galt es meine Seele und mein Lebensheil, und nur die wildeste Entgegnung wäscht solchen Frevel ab. Aus dem Geliebten wird nun der Teufel deiner Freuden, und wenn du ihm einen ganzen offenen Himmel entgegen trügst!" —

Waldi fuhr in die Höhe bei dem Ausruf, und ihm entgegen fuhr zugleich der Spieler Nächster. „Die Hölle auf Ihren Kopf," rief er erboßt. „Bezahlen Sie das Spiel, meine Königin ist verloren gegangen durch Ihr Gelärm." —

„Ja! Meine Königin ist verloren!" tobte Waldi wie ein Rasender ihm entgegen, schleuderte den Spieler zurück, daß er mit Tisch und Schachbret die Erde suchte, und stürmte zum Gasthause hinaus ohne Mantel und Hut.

Böser Zorn, du, einer der schwarzen Dämonen des Menschengeschlechts, wo ist ein Geisterbanner, der dich bezwingt, und dich im tödtenden Aushub des Arms zu Stein zaubert? Wie Antäus, die schmuzige Mutter berührend, immer neue Kraft gewann, so doppelt sich dein Orkan bei jedem neuen Anstoß der Alltäglichkeit, bei jedem Anhalt des Ge-

meinen. Nur zwei sich verwandte Talismane wirken auf dich: Liebesbitte der Unschuld und Unschuldsthräne der Liebe heißen sie; doch beide waren fern dem erhitzten Manne in dieser gefährlichen Stunde, wenn auch beide vielleicht grade jetzt lispelten und rannen für ihn. —

Kalt fuhr der Mitternachtswind über Waldi's Gesicht, wie ein Todtenkuß, als er jetzt wieder vor dem Hause der Giorgini stand. Mit Grimm sah er droben die Fenster erleuchtet, und mehrere Schatten vorüber huschen an den grünseidenen Vorhängen. Ein Posthorn tönte schmetternd am Ausgange der Straße; es erinnerte ihn an Ausstoßung, Verbannung, Trennung, und jagte die Feuersäule seiner Rachebrunst und seines Ingrimms noch höher auf; so trat er flüchtig in die Pforte, flüchtig in das Hinterhaus, wo die Seitentreppe zur Gallerie führte, deren Schlüssel in seiner Hand lag. Er kannte die düstere Steige recht gut. War er auch nie sie hinauf gestiegen zum Abgott seiner Sehnsucht, so hatte doch manches Mal die verschwiegene Kammerfrau ihn dort herab geleitet, wenn störender Besuch die Horen seiner freundlichsten Lebensstunden verscheuchte. Vorsichtig öffnete er die Thür, schritt leise durch das dunkle, teppichbelegte Kabi-

net, und nahete der Fensterthür, deren Vorhang ihm seinen Tartarus nur halb verhüllte.

Eine Mannsstimme klang darin, eine bekannte. „Ich verstehe dich nicht, Eulalia, denn fort ist der Brief und sein Inhalt. Höre auf mit der Schäkerei und sey vernünftig,“ sagte der Mann drinnen sehr ernsthaft. Eulalia trillerte ein italisch Liedchen von Eifersucht, und fing dann derb zu zanken an über des Liebhabers Nachlässigkeit und den Verlust solches unschätzbaren Briefes. Sie nannte dabei dennoch den Ausgezankten mit süßen Namen, und da die chinesischen Schattenbilder hinter dem halbdurchsichtigen Vorhange sich zugleich zärtlich näher kamen, so griff Waldi's in Wuth zitternde Hand hastig an das Schloß. Es war verschlossen. Drinnen schrie die Dame und des Mannes Schritt verlor sich in ein Seitenzimmer. Ein Druck von Waldi's kräftiger Hand, und die Glasthür sprang auf.

Die hochgestaltete Tänzerin trat wie eine kampfbereite Mänas dem Eindringenden entgegen. „Sie, Waldi?“ fragte sie staunend. „Sind Sie wahnwitzig geworden? Denn nur solche Krankheit entschuldigt solchen Einbruch.“

„Kein Wahnwitziger, sondern ein Wüthender!“

rasete Waldi vordringend. Er erblickte einen Offizierdegen, bequem abgelegt neben Federhut und Mantel. Rasch war das Eisen blank in seiner Hand. „Ich bin ein Vernichteter," stammelte er mit trockner Lippe. „Aber ich will die Schlange in meinem Paradiese kennen und zertreten vorher." —

Da trat ruhig, lächelnd und die Hand bietend der hohe Hauptmann Keß aus dem Seitenzimmer, und fragte mit traulichem Spotte: „Was tobst du, mein Freund? Hast du hier Rechte, gleich mir, so laß ein mildes Wort Entscheidung geben. Der Preis entläuft uns nicht, und ich ahne jetzt die Aufklärung, und eine sanfte, wohlthuende Entwikkelung." —

Waldi's Lippen zuckten fieberhaft. Er starrte des Waffenbruders Gesicht an, das ihm Verhöhnung und Falschheit zu tragen schien; er starrte Eulaliens Gestalt an, die in dem leichten Kostüm der Psyche mit fliegenden Ringellocken und den großen blauen Taubenaugen sich ihm in das Bild der buhlerischen, meerentsteigenden Phryne des Apelles verwandelte. Blaue Flammen zackten vor seinen weitaufgerissenen Augen; es war ihm, als fiele ein riesiger Drache ihn an, und umkrallte mit zehnfachen Klauen sein quellend Herz; seine Haare sträubten

sich, alle Muskeln zuckten; so stürzte er in einem gewaltigen Ausfalle vor, und des Degens blanke Spitze fuhr in des lautlos niederstürzenden Freundes Brust. —

Lenkende Macht über dem Weltenbaue, bist du graues Fatum oder ernster Adonai, oder der Liebe und des Mitleids Gott? Räthsel sind deine Fußtapfen im Kießsande und Wiesenthaue der Erde, und kein Auge ist außer dir hell genug, kein Verstand verständig genug, die Hieroglyphen deines Geisterlebens und die Historie deiner Thaten zu lesen. Wenn du das zarte Kind nimmst aus dem Mutterarme, das zarte Kind, zu schuldlos noch, um durch den Tod zu büßen, noch zu anspruchslos, um durch Tod zu enden die leere Bahn, so ist kein Oedip gewachsen diesem Räthsel, so wenig, wie dem grausigern, daß Blutschuld fallen darf auf eine Brust, die keinen verbrecherischen Sinn umschließt, sondern deren Herz nur um funfzig Hammerschläge zu viel arbeitete, und einige Grade zu nahe dem Siedpunkte stand! — — Rein war Waldi's Brust bis zu dieser Minute, vorwurfsfrei sein Leben bis hier; ein Todtschläger stand in der nächsten, dem Gesetz und dem Beile verfallen. Eine grauenvolle Sekundenpause folgte, aber in ihr hatte das ganze Bild sich

geändert. Die Giorgini brachte zuerst Bewegung in das gefrorene Meer des Schreckens. Mit einem fürchterlichen, kreischenden Schrei schlug sie nieder, den Tisch mit Silbergefäßen und Krystallbechern nach sich ziehend. Mit dumpfem Geröchel hob sich jetzt konvulsivisch der Verwundete am Boden, und seine Athemzüge überschwemmten mit Blut das weiße Gewand der neben ihm hingesunkenen Geliebten. Waldi stand mit stierem Anschauen; alle Empfindung war verloschen in ihm, und auf das Austoben höchster Anspannung war eine allgemeine Erschlaffung erfolgt. Der befleckte Degen entfiel den todtstarren Fingern; er sank langsam und unbewußt in den nahen Sessel, hörte kaum den Mordruf der herbeigeeilten Zofe und das Wechselgeschrei nach Hülfe, Wundarzt und Wache, welches eindringende Hausgenossen anstimmten. Mehr und mehr füllten sich die Zimmer, schon drückten sich Nachbarn und Straßenwächter durch die in Furcht versteinerten Haufen, da fühlte er seine Hand ergriffen, fortgerissen wurde er in das Kabinet, dieselbe Steige der Gallerie hinab, welche er gekommen, und als ihm im Freien Athem kam und der Nebel vom Auge zu sinken schien, fand er sich fortschreitend im schnellsten Schritte, oder vielmehr entführt durch des schwarzen Unbekannten Hand.

Ein Schauder zuckte hin durch ihn. Kein Wort sprach der Mann. Seine Hand war eiskalt und trocken, indeß Waldi's Rechte wie rothglühender Stahl in ihr dampfte. Mit riesiger Stärke zog der fremde Arm, und mit dem Erwachen auch an seine Lage, an Mord, Gericht und Gesetze sich erinnernd, schien es Waldi'n, als risse ein Schöffe der dunkeln Vehme ihn fort zum Kreuzwege, wo Strang oder der bleiernen Rose Dolch seiner warteten.

Viele Straßen waren sie so durchschritten, da hielt der Lauf an einem hohen, altgothischen Gebäude. Oft war Waldi sonst da vorübergegangen, und hatte es unbewohnt geglaubt, weil immer Pforte und Fenster verschlossen gewesen. Auf ein altes verlassenes Kloster oder eine Komthurei verloschener Ritterorden deuteten manche Zeichen und Bilder an Mauer und Thor. Der schwarze Mann zog einen Schellenring, die Glocke klang dumpf im fernen Innern. Langsam öffneten sich die Pfortenflügel, ohne daß ein lebend Wesen sich sehen ließ; durch gothische Säulengänge, die sich rechts und links als Kreuzpfade unabsehbar dehnten, und auf welche der eben aufgegangene große Vollmond durch mächtig-große bunte Kirchenfenster herein sah, dann eine breite, tönende Windelsteige hinan wurde der Er-

staunte geleitet, bis sich ein weiter Saal aufthat, wo der Fremde endlich die festgehaltene Hand losließ. Die alte Halle schien voll fremder Geschöpfe, wenn man den unsichern Blick durch sie hinfliegen ließ, doch regte sich nichts. In ihrer Mitte standen Waldi und der finstere Herr dieser Einöde mehrere Sekunden lautlos sich gegenüber.

„Junger Mann!" sprach dann der Unbekannte mit rührendem Ernste. „Was hast du gemacht? Wie vieles hast du vernichtet im Keime und im grünenden Saatwuchse? Das Leben selbst erzieht den Menschen am besten; aber der Mensch muß Vernunftwesen bleiben und des Leibes Herr, soll die Erziehung Frucht tragen; nicht das Thierische an ihm muß Tyrann werden, und wie ein verletzter Elephant zertreten, was seinen Weg hemmt. Du bist Mörder geworden, Freundesmörder! Fühlst du das, Mensch? — Des Schicksals väterliche Leitung hat nun ein Ende, und es wird dir von jetzt ein Zuchthauswärter werden, da du härterer Weisung benöthigt bist, doch verläßt dich, den Gefallenen, auch jetzt der stille Führer nicht, den Natur und ihre Pflichten dir verbanden." —

Waldi konnte keine Worte finden für Antwort und Frage, nach welchen beiden doch sein Herz so

sehr verlangte; er verstummte noch tiefer, da der Fremde jetzt seinen Mantel ablegte, und im Mondenscheine ein hoher, besonders edelgestalteter Mann an ihm hinschritt, dessen dunkler Lockenkopf über dem bleichen, gefurchten Antlitze Alter und Jugend seltsam in sich vereinigte, und dessen tiefliegende Feueraugen einen gewaltigen, gebietenden Geist aussprachen, und von einem Herrscherleben erzählten.

„Bleibe hier ruhig und harre mein!“ sagte der Unbekannte nach einigen Gängen durch den Saal, und tiefem Nachsinnen; doch mit diesen Worten, die von der Thür im Hinaustreten schon zu dem Befangenen sprachen, wurde der Fremde auf Einmal ihm ein Bekannter. Ja, er war es, jener schwarze Doktor; so nannte ihn Waldi's Pflegevater und des Ministers ganze Hausgenossenschaft. In früher Kindheit hatte ihn Waldi oft bei dem Vater gesehen, bei dem er viel zu gelten schien, später seltener, zuletzt gar nicht mehr. Auch erinnerte er sich noch lebhaft, wie ihn einst der Vater mitgenommen auf ein schönes Landgut im Gebirge, nicht allzu weit von der Residenz, das diesem Doktor gehört, und wo alles so wundersam gewesen, seltene Bäume und Blumen im Garten, seltene Thiere im Park, das Wohnhaus im Felsenwinkel selbst gleich wunder-

bar geformt, halb einer altgothischen Kirche gleich, halb einem gräzischen Tempel mit Säulen und Statüen. Der schwarze Doktor hatte dort den Knaben geküßt und ihm die Hand bedeutungsvoll auf die Stirn gelegt; noch sah Waldi jene in Thränen überfließenden Feueraugen; — dann waren eine Menge fremder Männer gekommen, alle in dunkelfarbigen Mänteln und mit großen, niedergeschlagenen Hüten, und der Knabe war gern mit dem alten Diener heimgegangen, da ihm die unbekannte Gesellschaft Furcht gemacht.

Aber wie standen diese Scenen seiner Kindheit mit seiner jetzigen Lage in Verbindung? — Noch sann er darob, da klirrte die Thür, und wie ein Gespenst einer alten Burg, kaum hörbaren Schrittes, schlich ein gebücktes, weißhaariges, altes Männchen herein, sorgsam trippelnd, doch nicht aufsehend von der Ampel, die es trug, mit welcher es drei Wachskerzen, die auf Einem goldenen Leuchter im Saale standen, anzündete, und die Ampel selbst dann in ein Nebengemach hinstellte. Als das Männlein zurückschritt durch den Saal, trat Waldi ihm in den Weg, und fragte nach dem Herrn, und ob er kehren werde, und bald? — Das Männlein starrte den Frager ehrbar an, und aus dem Kreischtone, den

es von sich gab, merkte Waldi, daß ein Taubstummer vor ihm stehe, und machte mitleidig Platz, daß das unglückliche greise We en gehen konnte. —

Das Unbehagliche seiner Lage war durch die Erscheinung dieses elenden Geschöpfes eher vermehrt als vermindert worden, und um seine Gedanken von dem Furchtbaren abzulenken, was sein Drachennest in seinem Herzen gebaut hatte, ging er in der Halle umher und besah sich drin. Es war eine wundervolle Fülle, Mannigfaltigkeit und Unordnung in dem unabsehbaren Saale. Große Bücherschränke, blanke und rostige antike Waffen und bunte Vasen wechselten an den Wänden rund umher mit einer Menge Naturseltenheiten und bunten Zaubergestalten der Schöpfung. Große Meerschnecken, blinkende Metalldrusen lagen umher; dabei standen Flaminge und Strauß mit ihrer Pracht neben dem häßlichen Gibbon und Eisbär; alle Zonen und Welttheile waren hier vereint; Thierskelette schimmerten weiß überall, und dazwischen glänzten wieder physikalische und astronomische Instrumente und Werkzeuge, wie dämonisches Zaubergeräth, mit Zerstörung das Reich der Schöpfung bedrohend. Eine hohe Pyramide von milchweißgebleichten Menschenschädeln in vielfachen Formen grinsete wie eine Geisterver-

sammlung und ein Bundestag der Repräsentanten aller Erdenvölker von ihrem schwarzen Gerüst herab, und mehrere gewaltig große Wanduhren bewegten sich daneben in todter Lebendigkeit als ein Schatten und Spott der machtlosen Versammlung.

Mitten im Saale hing unter einer Trophäe von blinkendem Gewehr und alten Fahnen ein großes Bild historischer Art. Waldi trat hinzu, es beleuchtend. Es stellte eine wilde Kampfscene dar. Hinten sah man herandringende Krieger fremdländischer Art. Zur Seite hielt ein schönes Mädchengebilde eine sinkende Frau von hoher Gestalt und prächtiger Kleidung im Arme. Vorn stieß ein geschmückter junger Held grade den Degen in eines ältern fürstlichgekleideten Mannes Brust, in dessen Hand ebenfalls ein gezogenes Gewehr blinkte. Die beiden weiblichen Gestalten hatten eine eigene Aehnlichkeit unter einander, und eben so die beiden männlichen, und in Allen war auf den ersten Blick eine nahe Verwandtschaft der Züge mit des sogenannten schwarzen Doktors nicht zu verkennen; aber Waldis Phantasie loderte wie in Zackenflammen auf, da ihn selbst die blonden weiblichen Köpfe bei näherer Beschauung wie mit elektrischer Erschütterung trafen, indem wie aus dem Spiegel heraus Wal-

di's eigenes Gesicht aus ihnen herab zu blicken schien. Das Wandgemälde gehörte ihm an und seiner Lebenshistorie vielleicht vor seinem ersten Athemzuge, das schien ihm so gewiß, wie sein jetziges Athmen, doch welche Fäden lenkten, welche Verzweigungen ragten durch dieses Dunkel? — Und diese Blutscene ihm vorgehalten in einer gleich blutigen Mitternacht! Wie von höllischen, finstern Gewalten umfangen, deren lechzende Satansphysiognomien mit Einem Male ihm in allen Winkeln dieses heimlichen Hauses sichtbar wurden, drehte er sich rasch, in sich zuckend die Furcht und den Ausbruch des Abscheues am eigenen Seyn, ab von der Wand, und trat dem offenen, kleinen Seitengemache entgegen.

Eine blaue Tafel hing über dem Eingange, der gothisch geschnitzt war. Mit goldenen Lettern las man darauf:

„Mensch! Erkenne dich selbst! Nur also thust du den ersten Schritt zur Weisheit!“ —

Ein feuerfarbener Vorhang verhüllte halb aufgezogen die Oeffnung. Waldi trat hindurch, und mußte auf's Neue staunen über den allegorischen, seltsamen Theaterschmuck auch dieses Gemachs.

Mächtig ausgedehnt und seiden bedeckte eine Art von Baldachin, gleichfalls feuerroth, einen Thron, über dessen Stufen hinauf ein himmelblauer sternbesäeter Teppich führte. Auf der höchsten Stufe stand ein blanker Ritterharnisch, wie die erstarrte Puppe eines entflohenen Lebendigen; das Visier war geschlossen, auf der Stahlbrust lag ein rothes Templerkreuz und ein weißer Templermantel umfloß die Eisengestalt, doch zackten auf demselben, zur Seite hinauf bis zu seinem Kreuzeszeichen und es halb verwischend, falbe Brandflecke in die Höhe. Der Eiserne streckte den leeren Arm mit blankem Damaszener weit hinaus in die Luft, und der gehobene, breite Stahlfuß trat auf einen Todtenkopf, unter dem ein großes, zerbrochenes schwarzes Kreuz mit vergoldeten Ecken sich ausbreitete. Auf den untersten Stufen des Thrones knieten zwei große, wachsgelbe Gerippe, rechts und links dem Ritterbilde; Ketten hingen an den Knochengliedern; Eines trug die dreifache Priesterkrone und die Inful; das Andere eine Doppelkrone von blauem Eisen und Goldzacken, wie auch einen perlenbesetzten Zepter in der weitgespreizten Hand. — Keine Inschrift deutete dem Beschauer das Bild, doch es sprach Vieles und sprach Kühnes. Die Wände um die Gruppe her waren mit einer

Menge charaktervoller Köpfe in schönen Rahmen bedeckt. Ein herrlicher Ecce Homo, von großer Strahlenglorie statt des Rahmes umfaßt, nahm die Mitte ein; unter den übrigen unterschied Waldi einen Moses, einen Sokrates, einen Luther und ein treffliches Johannishaupt von Lukas van Leiden.

Ein einzelner Sessel nur stand mitten im Gemach, davor ein zierlicher Arbeitstisch voller Manuskripte. Neugierig und dreist — es war ihm, als hätte er hier überall ein Recht! — schaute Waldi in ein Heft von Folio-Format, an welchem der Herr dieser Hallen noch kürzlich geschrieben zu haben schien. Das Manuskript trug eine verworrene Schrift. Hieroglyphen, Zeichenschrift, griechische und deutsche Lettern wechselten mit einander. Der Titel lautete also: — „Denksprüche und Erfahrungen eines sogenannten unbekannten Obern der . . . .“ — das Schlußwort war für den Leser nicht zu entziffern. Er blätterte drin, und stieß auf folgende, deutsch geschriebene, roth angestrichene Stelle:

— „Ich war ein Fürstenkind; ein Herzogthum konnte mein werden. Der Leichtsinn einer sonst guten Mutter stieß mich von Land und Erbe; ihre Schuld wurde ein langes Grabtuch für sie, welches ein zwanzigjähriges Leben einhüllte in Graus und

Moder; ihre Schuld machte mich unwissend zum Vatermörder. Ich entsagte der blutigen Krone; Schlachten sollten den Mörder richten, sie gaben mir höhnisch statt dessen Lorbeeren und Feldherrntriumphe. Da flüchtete ich aus dem Erdenleben zu stiller Buße. Die Wissenschaften wurden mir Trösterinnen, und der menschliche Engel, den zu schützen vor sündiger Begier des Vaters, ich gemordet den Vater, stieg herab in meine Tiefe, und wurde mein, doch nur als Hohn und Strafe des ehernen Fatums, mein, um den Engel einzusenken nach kurzer Freudenzeit in das Reich der mächtigen Verwesung. An dem frischen Grabhügel fielen alle irdischen Ketten von mir; der schwere Reisemantel des Erdenwallers sank von meiner Schulter, und der ermattete Unglückssohn widmete sich im Bunde der edelsten Menschen dem einzig würdigen Menschenwerke, dem Studium der reinen Erkenntniß des Urgeistes durch Natur und seine Schöpfung, dem Studium des Menschengeschlechts, jener geheimen Wissenschaft, die eine Heilkunde lehrt für die Herzen und Geister, die in königlicher gottentsprungener Wohlthätigkeit die Staubgebornen aus dem Schmuze erhebt und aus ihrem Elende. Im Streben nach möglichster Aehnlichkeit mit dem Höchsten der Wesen ging alle Begier unter und alles

wundende Angedenken. Das Vielwissen Vieler gab einen Schein der Allwissenheit; gesammelte Macht tausend starker Willen wurde zum Nachbilde der Allmacht; im Dunkel ausgestreuete Saat der Wohlthätigkeit ahmte den ewigen Segen nach, der Welten erhält und ewig fort erschafft; und in dieser heiligen Nachahmung war ein Ziel gefunden und ein Daseynszweck, vor welchem alle Tagespracht und Völkergröße verschwand, wie der Fixsterne Nachtlicht, und selbst des Sirius Gefunkel im ersten Schimmer östlichen Sonnengoldes, und als eine Republik glücklich beglückender Könige standen wir über den Erdenthälern auf dem Berge des Lichts." —

Mit Magnetenzug fesselte den Lesenden das düstere Wort, doch Geräusch hinter ihm störte, und als er umsah, stand ein südlich Menschenbild im Zimmer, eine Mohrin, jung und wohl geformt, die ihm in krystallenen Schalen Wein und Brot und Früchte anbot. Er verweigerte die Annahme, denn nur sein Geist bedurfte Stärkung und Labe. Nieder setzte sie die duftende Tracht, und als sie eine Weile seiner Entschließung geharrt, er nichts angerührt hatte, winkte sie ihm zur Folge.

„Schickt dich dieses Hauses Herr?" fragte Waldi. „Wo bleibt er? Warum kehrt er nicht

zu mir? Warum läßt er mich stundenlang in dieser tödtlichen Ungewißheit und auf dem Marterstuhle unthätiger Gewissensangst?" — Die Mohrin sah ihn starr an, doch regte sie keine Lippe, sondern winkte wieder. „Ist denn Alles taubstumm in diesem verwünschten Schlosse!" knirschte Waldi zwischen den Zähnen hin, und folgte dem ebenholzfarbenen Genius. —

Eine Windeltreppe führte hinten im Hause hinab zu einem großen von Säulengängen eingeschlossenen Hofe; aus des Hofes Thor traten sie in einen Garten mit hohen verhüllenden Heckengängen und schwarzen Taxuspyramiden; ihn grade durchschneidend, trafen sie auf den Rand des breiten spiegelhellen Ringgrabens der Stadt. Dicht am Ufer wiegte sich im Mondlichte eine kleine Gondel, und der schwarze Doktor stand am Ruder. Geschickt die Wasserfläche mit der Schaufel theilend, stieß er sogleich ab, sobald Waldi in das Boot getreten war, das Gartenufer blieb hinter ihnen, und nach wenigen Minuten landeten sie jenseits. Sorgsam leitete der Retter den Geretteten in's Freie, und am Rande der Maschwiese wurde eine Karosse sichtbar. —

„Ziehe denn nun hin!" sagte sanft der Doktor, und zog zugleich ein Paket Papiere von seiner

Brust. „Diese Blätter sichern deinen Weg, geben dir das Nöthige vorerst und enthalten einen Rath für deine Zukunft. Der große Weltenherr sey mit dir!“ —

„Und meine Meta?“ fragte der Jüngling, auf Einmal von Rührung überwältigt und bedrückt von der ganzen Schwere des Moments in heiße Thränen ausbrechend.

„Sorge nicht um sie!“ antwortete der dunkle Mann. „Morgen soll sie in meinem Schutze seyn. — Fühlest du jetzt deines Leichtsinns gränzenlos Vergehen und den eigenen Raubmord an deinem Glücke? So dicht vor dir das Glück, seine reine Hand so voll für dich. Nur deiner ausgestreckten Hand bedurft's, nur des verständigen Entschlusses. Aber da trieb unbegreiflicher Egoismus, da trieb die Eitelkeit, die Unersättlichkeit einer Knabenphantasie in dir ihr Spiel, und zertrümmerte selbstmörderisch das Heil deines Lebens, und das Gebäude freundschaftlicher Sorgfalt. Hinausgeworfen in die fremdkalte Welt, geächtet mit dem brennenden Kainszeichen, durch Mord getrennt von dem reinsten Herzen, durch Mord gebunden an ein bei weitem wertloseres, trage nun die Strafe der Verblendung, und wehe dir! wenn auch diese stoische Schule vergebens um deine

Erziehung sich müht, und der rohe Stein für immer des Maßes und des Meisterhammers spottet!" —

Ein starker Druck der Hände schied sie. Der Doktor stand mit Einem Schritte wieder im Kahne, und stieß vom Lande. Seufzend warf sich Waldi in den Wagen, der, von schnellen Rossen gezogen, wie ein Schiff vor dem Winde mit ihm zur Gränze flog. — —

Zweites Blatt.

Es gibt in jedem Menschenleben Jahre, welche dem Regenwetter gleichen, das in den südlichen Zonen die Stelle des Winters vertritt. Wo ist der Glückliche, der in solcher Regenzeit nicht erkrankte, über welchen ein ewiger Sommer hinzog! Ohne Frost ist solche Zeit und ohne Gluth; aber ihre langweilige, unfruchtbare Mitteltemperatur macht den Geist verzweifeln, denn sie hat keine Blume und keinen Sturm. Nicht als Mitschöpfer geht durch sie der Mensch stolz wie unter dem althelvetischen Freiheits-

hute; nein, wie ein Fröhner am Pharaonischen Baue muß er die Arbeitsstraße auf- und abziehen, ohne Lohn, ohne Freude am Werke, wenn auch ohne Geißel und Schimpfwort, die noch der Widersetzlichkeit Duettentöne zu dem stummen, armseligen Tage brächten. Solche Jahre der Alltäglichkeit und des gespenstigen Umganges unter lebenvollen Brüderkreisen gleichen einem gewählten Stillschweigen von Walskapel; bunt sind die Bilder und der Natur abgestohlen; aber die Klarinetten geben keinen Ton; von den Notenblättern singt kein Sänger die deutlich geschriebene Melodie; der Champagner im Glase lockt mit hochperlendem Schaume keinen Durstigen; auf dem zierlichen Kalender streicht keine emsige Hand die verflossenen Wochentage aus; und der Todtenkopf allein ist der sprechende Repräsentant und Bruder Redner des bunten Durcheinanders, und verdeutlicht sein Memento. —

Auch Waldi lebte ein solches Stilllebensjahr. Er durchstrich Deutschland und seine Gränzgebirge, denn nur die rauhesten Gegenden waren seinem Gefühl befreundet; der Adlerhorst und der Gletschersturz nur gaben seinem Auge Genuß. Sein Gemüth war ein todtgebranntes Schlackenfeld. Die Erinnerung an des Freundes Blut wurde zwar stumpfer

dolchend, aber eine Abgespanntheit, eine Feindseligkeit ohne Willen und That legte sich wie ein Kieselsinter über das eingeschlafene Gewissen. In einzelnen Minuten wollte sich das bessere Selbst Luft machen, und die Steinhülle zersprengen, aber dann schien ihm Erdenleben und Menschheit keiner Anstrengung mehr werth, und der Winterschlaf seines Geistes blieb derselbe. — Napoleon war von Elba zurückgekommen, hatte durch den Zauber seines Namens allein Paris und Gallien wieder erobert. Diese Nachricht zuckte ihren elektrischen Stoß doch auch durch Waldi's erlahmte Gliedmaßen. Er erinnerte sich des Buchs, welches er in dem geheimnißvollen Hause gelesen; wie jener Unbekannte, sehnte auch er sich nach Schlachtentod und der fürchterlichen Zerstreuung des Krieges; so trat er wieder als Freiwilliger ein in die deutschen Heldenreihen, doch nicht im vaterländischen Heerhaufen, und unter dem Feldzeichen der braven Preußen lag er bei Ligny nahe dem gestürzten Heldengreise, den Germania's Genius damals mit schirmender Wolke bedeckte.

Schwerer, als sein Feldherr, war Waldi verwundet; doch heilte die zerschnittene Stirne bald, und die Tapferkeit, deren wackerer Gesell auch er gewesen, rief ihn nun auch zu den Siegesfesten und

Triumphzügen im Lande der Eroberung. Da trat in einer leeren, schlaflosen Mitternacht sein Schicksal in der blutenden Freundesgestalt wieder an sein Bett, und er warf den Waffenrock ab; ärmlich schien ihm aller Siegesprunk, Sünde das Frohlocken, und Lästerung der Tedeumsgesang über den Leichenfeldern der Brüder. Mit der Büchse auf der Schulter, im einfachen Jägerkleide streifte er wieder von Lande zu Lande ohne Zweck in der Irre, und darum wahrlich recht unglücklich. Selten begrüßte er große Städte, meistens nur dann, wenn er der Kreditbriefe des Doktors bedurfte, um seine Börse neu zu füllen, und allenthalben wurden diese gewichtigen Briefe respektirt.

Es zog ihn oftmals an die Gränze seines Vaterlandes; aber wenn er dann hinüberschreiten wollte, riß ihn eine gleich unsichtbare Gewalt, wie ihn hergezogen, mit kalter Geisterhand, die er im Haar seines Nacken zu fühlen glaubte, zurück.

So lag er auch einst auf einer Klippe am Gebirgsrande, auf der Scheidewand zwischen seinem Volke und einem andern Menschenstamme. Es war längst ein Jahr verflossen seit der Nacht seiner Verstoßung. Hinter ihm hob sich ein herrlicher Buchenwald hinanstrebend zum Himmel im roth und dun-

kelgrün gemischten Herbstkleide; unter ihm rauschte der Strom am Gebirge hinab, befeindend das ewige Granitgestein, den unbezwinglichen Gegner, und verrinnend an seiner Stärke; jenseits zog die schmale Gränzstraße sich am Berge hin, und in das Felsendüster hinein.

Es war kein Jesusblick, mit dem er in die Herrlichkeiten seiner Heimath hinein sah, nein! der Versucher stand neben ihm, und er horchte mit Hingebung den Schauertönen, welche ihm den Schritt von der Klippe hinab in des Wassers beschwichtigend Murmelbett als freundliche Einladung anriethen. Die sich zum Schlafe bereitende Natur schien auch ihn zur Theilnahme zu rufen mit dem Wiegenliede ihres Blättergesäusels, und ihren lockenden Zugvogelstimmen und des Wildes suchendem Geschrei; da störte ihn im düsteren Sinnen ein reisender Zug, der sich jenseits am Strome herabschlang. Es waren bekannte Gestalten, vaterländische; und mit der ersten Freude seit jener Unglücksstünde in Eulalia's Geheimzimmer sprang er vom Klippensitze empor. O, wie breitete er die Arme weit hinüber, aber — o Jammer ohne Maß! kein Blick stieg hinauf als Labung und Johannisrabe für den Verschmachteten. —

Voran dem Zuge ritt auf einem schwarzen spanischen Hengste der finstere Retter; ein schwarzsammten Barett senkte sich über die faltenreiche Stirn, und über die dunkeln Kleider hing phantastisch ein lichtblauer Mantel herab. Dicht hinter ihm trabte auf einem kleinen starrmähnigen Engländer ein zarter Page in heller idealisirter Bekleidung; das Federhütchen auf den lichtbraunen Locken fesselte Waldi's Auge, wie etwas höchst Bekanntes, und hörbar schlug auf Einmal sein Herz. Dann folgte eine bepackte, aufgeschlagene Reisekalesche, und in ihr saß unverkennbar das taubstumme Männchen, auch jetzt starr wie ein ägyptisch Steinbild, neben demselben beweglicher die schlanke Schwarze, welche ein feines Kindlein auf dem Schooße hielt, das mit elfenbeinernen Aermchen am ebenholzenen Nacken der Wärterin tändelte. Hinten nach ritten mehrere Paare bewaffneter Diener. —

Wie angestrengt rief Waldi alle Worte, welche Sehnsucht, Angst und zuletzt Verzweiflung eingeben konnten, von seinem Felsen herab; die Ferne war zu groß, der Strom rauschte zu tönend; keinen Blick jagte der Zufall zu ihm herauf, und wie im Robinson das Rettungsschiff an seiner Insel mußte er fast außer sich vor Schmerz das letzte Roß an der ver-

hüllenden Bergecke vorbeiziehen sehen. War sein Unmuth gegen das Geschick auf's Höchste gestiegen, so war doch seltsam plötzlich zugleich ein eigener Lebensmuth, eine neue Lebenslust in ihm erwacht, und er beschloß eiligst, durch den Wald hin jene Straße zu suchen, und ihr nachzuziehen in alle Weite unermüdlich, bis er die Landsleute eingeholt. —

Viele Fußsteige kreuzten sich im Walde. Ungeheure Steinmassen lagen zertheilt zwischen stachlichtem Gesträuch. Nicht lange, so hatte sich Waldi verirrt, und mit Freuden sah er daher einen Mann zu sich stoßen, und achtete nicht auf die schmuzige Außenseite und das verwilderte, schieläugige Gesicht desselben. Der Mann erbot sich zum Wegweiser, forderte jedoch den Lohn voraus, und starrte mit gierigen Blicken die volle Börse an; auch die schöne Uhr seines geführten Theseus wußte der Gauner sich sichtbar zu machen durch Waldi's Unbedachtsamkeit, und so führte er die erkorene Beute zu einer strohbedeckten kleinen Schenke, die mitten im Holze an schmaler Waldstraße eben nicht zum freundlichsten die Müden einlud. Drinnen klirrten Gläser, und viele rauhe Stimmen ließen ein Volkslied brüllend herausklingen; im seltsamen Gegensatze stand damit eine arkadische Scene dem Hause gegenüber, wo auf

kleinem Wiesenraume weiße Ziegen weideten, und zwey Mädchen, kaum Jungfrauen geworden, an hoher Felswand mit Handarbeit beschäftigt saßen. Der Führer ging hinein, Waldi setzte sich mitten zwischen den schalkhaften Schwarzkopf und die scheue Blonde, ließ sich von ihnen Milch herausbringen, und schwatzte Tändelworte mit ihnen, so viel es sein beunruhigt Gemüth zuließ. Wieder aus dem Hause trat nach einer Weile der schieläugige Kerl, und lud den Fremdling herein, weil der Abend zu nahe und die nächste Herberg zu weit; Büchse und Jagdtasche wollte er sofort voran hinein tragen. Der derbe und dreiste Ton des Antrags, das Satansauge und der höhnisch lächelnde Blick darin stieß jetzt auf Einmal an Waldi's Phantasie, und barsch dankend forderte er die Erfüllung des Versprechens, die schon bezahlte Führung aus dem Gebirg bis an die Gränze des benachbarten Reichs. Indem er dabei das Gewehr, welches vielleicht im hemmenden Gebüsch und Waldgerank sich selbst gespannt hatte, hart auf den Boden setzte, brannte der Schuß los, und der Knall tönte in hundert echotischen Klängen zurück. Eine Meute menschlicher Raubvögel stürzte mit dem Schusse aus der Waldschenke, Alle den Wegweiser fast noch überbietend an Häßlichkeit und rohem Aeußern, und

mit Gedankenschnelle sah Waldi sich eingekreiset, und Beile und Keulen gehoben nach sich. Sein fester Stand mit geschwungener Kolbe trotzig am Felsenrücken, wie ein Perseus unter Polydektes Kampfgenossen, oder ein Ulyß unter den Freiern, hielt sie noch einen Augenblick im Zaudern fest, doch schon winkten sich ihre Wechselblicke Ermuthigung zu, schon bewegte sich der mordgierige Kreis, da — tönte silberhell ein Posthorn an ferner Felsecke, ein zahlreicher Reitertrupp ward sichtbar, und wie durch ein Oberonshorn war die Bande zerstoben, selbst die Mädchen waren mit Windesschnelle entwichen.

Es war der schwarze Doktor und sein abenteuerlicher Zug. Bald erschienen sie dicht bei dem Erstaunten, und der Herr der Karavane reichte ihm freundlich die Hand vom Rosse herab. „Bist du mein Gott?“ fragte Waldi. „Wenn die Noth auf höchster Staffel ist, dann bist du immer bei mir.“ —

„Auch du trittst wie gerufen an meinen Weg,“ erwiederte der Angeredete, ohne die Begebenheit zu beachten, welche Waldi's Blut fast sieden gemacht. „Wo warest du verborgen, daß keiner meiner Freunde deine Spur zu finden vermochte? Doch hier ist nicht die Zeit zu Erörterungen; bald werden wir

freundlichere Muße dazu finden. Nimm diesen Brief; er ruhte für dich schon lange in meiner Brieftasche. Tilge die Kainsfalte von deiner Stirn, denn ein Wunder fast hat durch meine Kunst deinen Freund erhalten; du bist kein Mörder. Setze dich sogleich auf Eines jener Handpferde; ein Diener soll dich aus dem Walde geleiten; in drei Tagen mußt du in der nächsten Hauptstadt seyn. Frage dort bei dem Justizminister nach Alexiew v. Lieben, dieser Name wird dir eine gastfreie Aufnahme erwerben." —

„Und warum nicht mit dir?" fragte Waldi.

„Ich muß hier anhalten, denn meine Familie hat Hunger;" antwortete der Doktor lächelnd. „Auch ich habe in jener Stadt wieder einmal dem Schicksale eine Abbitte zu thun, und eine Unbesonnenheit gut zu machen. Sieh! so trifft uns Alle die Erinnerung an den blinden Sohn von Erde und Staub, an den Maulwurf; wenn wir noch so hoch und wissend uns dünken, wohl dann dem Hoffärtigen, wenn das Gutmachen noch in seiner Hand steht! Geh, mein Sohn! Laß mir die Freude, wie ein Theaterkaiser Glück und Ruhe, die wir verloren, plötzlich und sicher im letzten Akte über die herab zu gießen, welche mir vertraut wurden im Leben von dem Großmeister über den Wolken." —

Waldi wollte noch einwenden, noch fragen, doch der Absteigende winkte ihn ernst hinweg. Ein Diener sprengte mit dem Handpferde heran, und mechanisch, hingerissen von der unsichtbaren Gewalt, die dieses Unbekannten, mit ihm Verknüpften Nähe über ihn ausübte, stieg der Jüngling in den Sattel, und dann erst, als er schon das Pferd auf die Straße gewendet, blickte er sich erinnernd und suchend rückwärts, aber der Page auf dem runden Rößlein war nicht sichtbar unter dem Zuge, der die ganze Straße ausfüllte, und ihm allein galt dieser ahnungsvolle Rückblick doch. —

Als sie eine Weile fortgetrabt waren, gedachte Waldi des Briefes, ließ das Thier langsamer schreiten, und brach das Siegel. Er war von der Giorgini, das Datum vorjährig, bald nach der schreckvollen Nacht geschrieben. Er enthielt in fast unleserlichen Zügen folgendes:

— „Ein Abschiedswort dir, den ich zum Unglück riß und zur Unmenschlichkeit! Eine Bitte um Vergebung dir, dem ich die reine Neigung so bös belohnte, der die Annehmlichkeit der mir gewidmeten Freundschaft so entsetzlich bezahlte! Mann, der du mein Glück zertrümmertest mit dem eigenen zugleich, du bist gerächt! Thörichte Schwärmerei, Leichtsinn

und Eitelkeit sind härter gestraft an mir, als an irgend Einer der gleichen Sünderinnen meines Geschlechts. Wie jene Eulalia des Drama's bin ich ausgestoßen in die Welt, nur von ewigem Schmerz und ewiger Reue begleitet. Eines nur liegt mir noch am Herzen. Du, der du mir nach jenem herrlichen Todten der Theuerste warest, — magst du mich hassen, nur verachten sollst du mich nicht. So wisse denn: der Hauptmann war mein Gemahl, schon geraume Zeit verknüpfte uns ein heimlich Priesterband, und darum war dein Mordstahl kein Racheblitz, ein sündiges Band zertrümmernd, sondern eine kalte, eiserne Fatumshand, welche kirchenräuberisch die geweihte Hostie dicht vor den Lippen zweier Seligen zerbrach. Lebe wohl! Ewig!" —

Etwas Besonderes hat die Erfahrung in sich, daß grade der leidenschaftlichste, heftigste Mensch am meisten von seiner frühern Kindlichkeit behält, daß grade seiner Gefühle stürmend Meer leichter zu besänftigen ist mit einem Oelfasse, das Wehmuth oder Klage eines verwandten Unglücks in seine Brandungen ausgießt. Der traurige Brief beschwichtigte Alles, was noch Giftvolles in Waldi's Innerm gewohnt hatte, und söhnte ihn völlig aus mit dem Schicksale und

sich selbst. Des Doktors Wort hatte das Vogelfrei des Verbrechers von ihm genommen; Eulalia's Geständniß heilte auch die letzte Entzweiung in seiner Seele; seine Verstoßung, auf frühere Pflichten gegründet, schien ihm nicht widrig und schändend mehr, aber mit dieser Aufklärung verschwand auch der hohen Tänzerin Bild ganz aus dem Raume seiner Phantasie, jene idyllischen Abende an Meta's jungfräulicher Brust füllten jetzt ganz allein sie aus, und in den drei Tagereisen, die er allein zu machen hatte bis zum anbefohlenen Ziele — der fremde Diener war nach einer Stunde Geleit zurückgeritten — wurde der Vorsatz immer fester, bei dem nächsten Zusammentreffen den mächtigen Unbekannten, der wie eine Himmelshand sich in die Begegnisse seines Daseyns mischte, zu bitten, ihm ein festes Ziel zu bestimmen, sey es wo und wie, einen ruhigen Platz des Nützens und bürgerlicher Thätigkeit, und wo möglich Meta's Besitz, als Palladium gegen alle Befehdung der Leidenschaft und des Leichtsinns damit zu vereinen. —

Es war schon Dämmerung, als die kolossalen Thore der bestimmten Hauptstadt ihn aufnahmen. Mit dem Herzklopfen der gespanntesten Erwartung

ritt er durch sie ein. Wie ein verstörter Bienenschwarm war das Volksleben in den geräumigen Gassen; vorzüglich drängten sich tumultuirende Haufen vor einem großen, hellerleuchteten Gemeindehause, und auf dem Markte bauete man unter Geschrei der Jugend und Gemurmel des Pöbels ein weißes Gerüst in die Nacht hinauf.

Waldi trat in einem einladenden Gasthause ab. Auch da war ungewöhnlicher Betrieb, und wie er eingewohnt und umgekleidet herunterkam zum Nachtessen an der öffentlichen Tafel, war der große Saal voll Einheimischer und Fremder, die sämmtlich die duftende Mahlzeit zu vergessen schienen über Ein gemeinsames Gespräch.

Das Schicksal einer Kindesmörderin war die Axe dieser geschwätzigen Welt. Ein runder, wohlbehaglicher Bürgersmann unterbrach endlich, mit kräftiger Stimme durchdringend, das Gezischel und Geflüster, und sagte: „Laßt uns speisen; die Suppe verdampft! Was wissen wir Alle davon. Notarius Korb, die Kriminalpost, der trefflichste Erzähler, wie Liebhaber aller Henkersgeschichten, kommt gewiß; der war Geschworner; der kann über Alles Auskunft geben, da das Urtheil gesprochen wurde. Genug bis dahin: Sie hat den Mord gestanden; sie hat sich schnellste

Expedition erbeten, als Gnadenzeichen, und morgen wird der schöne, weiße Hals durchschnitten von Rechtswegen.“ —

Waldi sah mit feindseligem, fieberhaftem Schauder den runden Mann bei diesen Worten den Deckel des weiten Suppennapfes heben, und geruhig mit silberner Kelle ausfüllen. Es war durch den Kernspruch auf einen Augenblick Ruhe entstanden, und in ihr plauderte leise der Ruhehersteller — Es war ein freundlicher Senator der Stadt, und Waldi sein Tischnachbar geworden; — indem er diesem die würzige Portion zureichte: „Sie sind ein Fremder, da wird Ihnen der Notarius Korb als eine Merkwürdigkeit erscheinen. Der Mensch ist ein lebendig Räthsel. Neben der lächerlichsten Todesfurcht hegt er eine Wuth nach Scharfrichtertragödien, die ihn zehn Meilen weit danach reisen macht. Er ist nur Virtuos in der Einen Tonart geselligen Gesprächs über Delinquentenschicksale und Spitzbubenhochthaten, und gestand selbst, daß Hinrichtungsmetzeleien und Torturnächte ihm den höchsten Genuß im Leben brächten. Bis zur Widerlichkeit quält uns damit recht oft der geborne Halbmeister, doch heute muß er Allen willkommen seyn.“ —

Noch sprach er, da trat schon ein hagerer, unan-

genehm bleicher Mann herein, mit scheuem, etwas tückischem Auge, und alle, selbst der Fleischbrühinspektor, fuhren in die Höhe. Es war der ersehnte Notarius, und nachdem er sich mit kriechender Höflichkeit der Anstürmenden erwehrt, Platz und Teller genommen, horchte die Neugier überall lautlos auf sein wichtiges Wort.

„Ja, meine Herren," sagte er, „das Geschwornengericht hat sein Schuldig gesprochen, und morgen im Frühroth öffnet sich das schönste Augenpaar zum letzten Male dem Lichte. Ihr Bekenntniß erst nach dem Spruche hat die Weisheit des Spruchs bestätigt." —

„O, nochmals die ganze Geschichte!" bat der Runde. „Viele Fremde sind unter uns, und so etwas hört man, besonders von Ihnen, nicht oft genug." —

„Wohlan denn!" erwiederte der Geschmeichelte mit einem Bücklinge. „Sechs Monate sind es beinahe, da erschien Abends auf nächster Poststation ein Frauenzimmer mit Extrafuhre, eine Vornehme ihrer Umgebung nach, und, wie die scharfsichtige Postmeisterin sogleich bemerkt haben will, kein Mädchen, sondern eine verehlichte Dame. Das Posthaus war gefüllt von Reisenden, die Ankömmlingin bat um ein einsames Zimmer nach dem Garten hinaus. Am

andern Morgen wartet der bestellte, früh bespannte Wagen umsonst; todeskrank trifft man die Fremde im Bett; wenige Stunden später wird ein erwürgtes Kindchen im Gehölz am Rande des Gartens gefunden, und daß die Reisende in derselben Nacht Mutter geworden, bewähren hundert Zeichen in ihrer Wohnung.

Die Sache wird laut; die Obrigkeiten thun ihre Schuldigkeit. Aber das seltsamste Bekenntniß setzt die forschenden Behörden in Verwirrung; ist dasselbe ein Kind des Wahnwitzes, den man doch weder vorher noch späterhin an der Verbrecherin bemerkt, oder ist es eine Geburt der List? diese Wahlfrage belästigt die Richter.

Die Fremde gesteht nämlich frei und frank, Mutter geworden zu seyn in derselben Nacht, zwar als Witwe, doch ohne Vorwurf; doch von dem gebornen Kinde, oder gar einer Gräuelthat an demselben, will sie nichts wissen. Ich lag in einsamster Mitternacht, so erzählte sie, plötzlich von Ohnmacht und wildestem Schmerz wechselnd befallen. Nur in einzelnen lichten Momenten war der Gebrauch der Sinne mein, und da sah ich wie im wachen Traume einen freundlichen, hochgestalteten, schwarzen Mann an meinem Lager sich mühen um mich, und mir einen Linderungstrank

einflößen. Aus einem kurzen, erquickenden Schlummer weckte mich neue Höllenpein, da reichte, mich tröstend, mir derselbe Mann ein weißes Kindlein zum Kusse, doch der nebelgleiche Todestaumel, welcher mich umgaukelte, erlaubte meinem aufwallenden Gefühle weder Sprache noch Handlung, und ich glaubte zu sterben. Neu erwachend, doch wie im Scheintode regungslos erinnere ich mich nur noch, daß ich neben dem Helfer einen lockichten, freundlich weinenden Engel sah, dem der Mann das Kindlein in die Arme legte, und der auf rosenrothen Fittichen durch des Zimmers geöffnete Decke zu entschweben schien. „Sorge nicht um das Kind, unglückliche Mutter!" sprach der Mann noch. „Verbirg deinen Zustand; du wirst mich und die Kleine wiedersehen." —

Mehr wußte sie nicht; die Krankheit der Inquisitin verzögerte die Untersuchung; sie läugnete mit Abscheu beständig den Mord; sie sah ohne Erschütterung das gewürgte kleine Würmlein; doch mit Thränen und abgewendeten Blickes; sie wollte über Herkunft und Verhältnisse keine Auskunft geben. So verzögerte der Gerichtsgang sich lange. Hergestellt, bestach die Herrlichkeit ihrer Gestalt, der Adel ihres Gesichts alle Richter, dennoch fiel endlich die schwarze Kugel, und erst nach angehörtem Urtheilsspruche trat

sie mit Würde vor, und sprach mit der Ruhe einer Heroin und dem Anstande einer Stuart: „Ja! Ich bin eines Mordes schuldig! Die richtende Vorsicht will mein Blut zur Versöhnung für vergossenes! Wohlan denn, so beschleunige man nur mein Ende und die Stunde meiner Buße hienieden." —

Ihr Bekenntniß nach so langem folgerechten Läugnen bewirkte Erstaunen und Empörung gegen sie; Mitleid und sinnbestochene Theilnahme schwand, doch bleibt die Geschichte noch immer dem Denker eine Aufgabe, und wenn auch schuldig, ist doch sicher vieles anders, als ich und die Mitgeschwornen und Ankläger und Defensoren, denen sie nicht Rede stand und steht, wissen und zu wissen glauben." —

Der Notarius endete, und das lauteste Vielgespräch füllte nun von neuem den Saal und belebte die Tafelrunde. Waldi hatte aufmerksam zugehört; wie mit Nesseln peitschte ihn eine eigene unerklärliche Neubegier; er wollte sich näher zu dem Erzähler drängen, aber von allen Seiten besetzt, war dieser den ganzen Abend für den Fremdling unzugänglich, und unbefriedigt mußte sich Waldi spät niederlegen zu einer schlaflosen Traumnacht.

Ein wolkichter, kalter Morgen begann. Von früh an waren die Hauptstraßen und der Platz am Gefängnißhause überschwemmt mit hin- und herziehenden Menschen.

Armes Erdgeschlecht! Wie magst du so gern deine blöden Augen weiden an Gräuelscenen und Henkersfesten, wo du dich abwenden solltest mit in Scham und Mitleid gefoltertem Herzen? Was da stirbt den Tod der Gewaltthätigkeit ist ja dein Blut, ist ja dein Verwandter, wie du göttlichen Ursprungs, wie du einst zur Vollkommenheit erschaffen! O, hätte der Philosoph Recht, der deine Natur bösartig nannte vom Keime aus? — Und gar weibliche Wesen kreischen überall im Gedränge des Volks, und überall schimmern ihre bunten Gewänder? Wehe über Euch, Ihr Entweibten! Wehe der Menschheit, wenn aus solchem erzumpanzerten Leibe, aus solchem drachengiftgeschwängerten Geblüt Söhne und Töchter geboren werden, gefühlloses Steingeschlecht außen, wie Ihr, blutgierige Vampyre innen, wie Ihr! —

Das scharftönende Glöcklein rief vom höchsten Stadtthurme die Richtstunde aus, und stürmischer wogte das Menschenmeer dem Markte zu. Kopf an Kopf füllte den großen Platz, in dessen Mitte die traurige Schaubühne sich erhob, auf dem ein einsamer,

steinern dastehender Mann sein Opfer und die Heldin der Tragödie erwartete. Die Fenster aller Gebäude rings umher besetzten weithinschauende Gesichter, sogar die Dächer und der nahen Kirche Kuppel waren mit Wagehälsen geziert, die wie Luftschiffer mit Adlersansicht auf das Getümmel niederblickten und den eigenen Hals wagten, um einen fremden durchschneiden zu sehen. Husaren und Polizeireiter tummelten sich überall, emporragend, wie Klippen im Meer, Ordnung haltend mit blanker Waffe, und schon gällte näher und näher der Armesünder-Psalm, den Gang des Todeszuges kündend, und die Erwartung der Menge höher und höher spannend. —

Die schaudervolle Minute kam. Tausend Blicke hingen, wie durch Magnetenkraft festgebunden, am Mittelpunkte; — und ein hochgestaltet Weib, im reinen Kleide der Unschuld, hochgeflochten am Kopfe hinauf das reiche blonde Haar, stieg die Staffeln des Schaffots hinan, und stand droben mit dem Anstand einer Königin, das Kruzifix an der Brust, den betenden Priester zur Seite. Grabesstille umfing, wie durch einen Zauberschlag befohlen, die menschenvolle Gegend; man hörte nicht einmal den Athemzug.

Da erscholl plötzlich, desto erschütternder, an zwei entgegengesetzten Seiten im Volke der schneidende Dop=

pelausruf: „Eulalia!" in Tönen des losgelassenen Entsetzens. Das weiße Weib auf dem Schaffotte horchte wie erschreckt. Und Tumult entstand an zwei Seiten des Marktes, ein wildes Durchbrechen der Menschenwände; Geschrei und Fluchen folgte den Durchstürmenden, und zugleich schwangen sich hier und drüben Waldi und Hauptmann Keß auf die Blutstätte. „Sie ist unschuldig!" riefen beide, und umfingen beide die Sinkende.

„Nur ich weiß das, und nicht Ihr thörichten Schwärmer!" sprach da eine dumpfe Männerstimme auf höchster Stufe der Sündersteige, und der schwarze, finstere Retter hielt den andringenden Wachen und Beamten ein Papier mit dem königlichen Siegel entgegen.

„Retter! Räuber! Verderber!" stieß Eulalia hervor in den letzten Lauten einer brechenden Stimme, und in Bewußtlosigkeit versinkend. In das Volk hinunter rief der Doktor: „Sie ist unschuldig! Sie ist frei!" — Wachen umringten und trennten dann die Drei, und nachdem der Rettende, vom Volke theils bejauchzt, theils verwünscht, der obersten Gerichtsperson noch einige Anordnungen aufgetragen, verschlang für den Zuschauer Alles eine Volksüberschwem=

mung, deren unaufhaltbare Fluth des Gesetzes und der ordnunghaltenden Gewalten spottete.

In dem Prunksaale des Ministers standen der ehrwürdige Präsident und der sogenannte schwarze Doktor sich gegenüber. Herzlich und fest hatten sie ihre rechten Hände in einander geschlagen. Beide waren anzuschauen wie zwei ernste Väter aus starker Römerzeit, doch gab die ruhige Weisheit, welche unter sparsamem Silberhaare aus dem sanften Auge und weichen Gesichte des Ministers schauete, einen scharfen Gegensatz zu den dunkeln Gewitterblicken des finstern Freundes, welche über einem von Leidenschaften gezeichneten Gesichte und unter einem Lockenwalde sprühten, an dessen Farbe und Fülle, wie ehedem an des Friedländers Haupte, die Zeit kraftlos vorübergegangen war.

„Mein Alexiew!“ sagte der Präsident mit sanftem Vorwurfe. „Des Menschen Kraft geht in Schranken und Ketten, drum darf er nicht der Gott seyn wollen, sondern nur der Freund seiner Brüder, denn wir Alle theilen gleichen Irrthum. Mein Alexiew, wenn du nun nur Eine Stunde später kamest?“ —

„Züchtige mich!“ antwortete der Finstere. „O, der Uebermuth war meine Sünde immer, und die

Jahre haben nur eine dünne Eiskruste über diesen ewig brennenden Hekla gelegt. Der reisende Bundesbruder und seine seltsame Kriminalgeschichte trafen mich grade noch zeitig genug, und im Zufalle erschien der Weltenherr einmal wieder eben so groß, wie in Israels Feuersäule dereinst." —

Zum Himmel hob der alte Präsident die Linke, und feierlich sagte er: „Er, der Meister, versteht allein den Schicksalswagen zu lenken. Er hat auch dich gehalten am Abgrunde. Genieße denn nun dankbar die Freudenstunde, die er an deine Schwelle gesendet." —

Mit einem raschen Handdrucke zog Alexiew die Hand aus der des Freundes, und schüttelte die Silberschelle. Ein Reiteroffizier ließ auf der einen Seite den verwunderten Waldi herein; ihm gegenüber erschien zugleich aus einem Nebenzimmer die liebliche Meta, traurig ihr bleicheres Engelsantlitz, ein rosenwangiges Kindlein im Arme tragend, und langsam bis zur Mitte des Saales schreitend. Ungestüm eilte Waldi auf die erkannte Geliebte zu; in der Mitte seines Laufes wurde er von Alexiews Hand festgehalten.

„Stelle dich fest!" sagte der düstere Mann mit einer seltenen Jugend- und Freudengluth auf den

Wangen. „Die Hoffnung vor deinen Augen ist kein Truglicht mehr; du stehst am Ziele des Glücks. Doch keine romantische Spielerei, die Herzen zerdrückt, sondern die Pflicht allein leite an dem ernsten Tage, wo dir der Tod so grauenvoll erschien, deinen Schritt und deine Hand. Ein Blick sey dir noch vergönnt auf dieses Unschuldsbild, das dir ein reines Herz darbrachte, wie ein ewig blutend Opfer! Dieser Blick sey dir Strafe und Warnung!" —

Thränen rannen über Meta's Gesicht, sie hielt schluchzend dem Manne ihres Herzens das Kindlein entgegen. „Nimm, sagte sie leise und in tiefschmerzlicher Bewegung. „Nimm Eulalia's Kind, dein Kind, und sey glücklich mit Beyden. Ich habe das Engelchen dir und — ihr gepflegt, und habe Theil an diesem Kranze Eures Glücks. Das wird mein Trost seyn, meine Erinnerungsblume seyn, bis der scheltende Stiefvater auf dem St. Katharinenkirchhofe bald dieses arme Herz an demselben Plätzchen mit grünem Rasen zudeckt, welches meine Freudenthränen trank, und des bösen, doch ewig geliebten Mannes Lüge vernahm. O, Waldi, was hatte dir das arme Mädchen gethan, daß du seine harmlosen, fleißigen, frommen Stunden krank machtest und mit giftigen Bildern verdarbst, und die Buße und nie gekannter Reue

Geißelstreiche in sie trugest?" — Verwundernd starrte sie Waldi an.

„Bist du irre und wirklich krank, meine Meta?" fragte er dann in sanfter Unruhe. „Dich nur will ich! dich nur lieb' ich! Keine Andere hat Anspruch auf mich; keine Andere lockt mein Begehren! Ist dieses Kind Eulalia's Tochter, so habe ich kein Recht auf sie, sondern die Kleine gehört dem glücklichen Hauptmanne, denn dieser war lange schon Eulalia's Gatte durch Priestersegen!" —

Alle fuhren im Erstaunen auf; die Thür öffnete sich wiederum, und Eulalia wurde eingelassen, der Hauptmann unterstützte die Schwankende. Als sie den schwarzen Mann neben dem Präsidenten erblickte, faßte ihr ganzes Wesen der Aufruhr des Zorns, röthete sie und erstarkte sie.

„Du bist es!" rief sie. „Du warest es! Von dir fordere ich Rechenschaft hier am Richtersitze der Gerechtigkeit. Die Gefahr meines Lebens sey dir vergeben; doch wo ist das geraubte Kind, mein höchstes Kleinod? — Die Löwin wird die Krallen in dein Herz schlagen, wenn du hier nicht Auskunft gibst und Ersatz!" —

Lächelnd drückte der Präsident Alexiews Hand. „Der sterbliche Gott ist schon wieder in der Klemme!" flüsterte er ihm zu.

„Der stärkste der Schutzgeister, das Muttergefühl, soll ihn beschützen und retten!“ antwortete Lieben, nahm das Kind aus Meta's Armen und trug es zu Eulalien. Ich glaubte es diesem meinem Pfleglinge gehörig, meinem Waldi. Die Mutter muß seinem Vater vergeben, der, wenn auch etwas unbedachtsam und von romanesken Träumen verführt, das Großkind sich sichern wollte, als der Zufall, oder — verzeihe dem Spötter, du ewige Macht! — die Vorsehung es in seine Hände gab.“ —

Eulalia riß das Kind an sich, und hob es hoch auf zum Himmel; ihr Hauptmann streckte wortlos die Hände aus nach dem Pfande des Heils, welches beide so theuer bezahlt hatten.

„Aber wie war das?“ fragte jetzt Waldi. „Nanntest du dich nicht meinen Vater?“ —

„Ja, dein Vater!“ antwortete mit halber Stimme in tiefer Rührung der finstere Mann, und zog den Sohn in die engste Umarmung. Versagt war mir früher, die höchste der Freuden zu kosten, denn die Finsterniß meines Gemüths durfte nicht des rüstigen Knaben Kräfte einsargen von früh an; doch war es des Vaters einziger Glückstraum in seiner Gramesnacht, wie ein Schutzgeist zu wachen über den Sohn, wie ein Gott einzuwirken auf sein Leben. Verzeih mir die

Vermessenheit, Unendlicher! Du gabst ein gutes Ende, deine Vorsicht und Führung that ja Alles vom behorchten Gespräch mit dem Geheimschreiber an bis zu dem Kourierritte zum Hochgericht. Armselige Herren der Welt sind wir mit allem unserm Dünkel und Thun; nur was wir in der That wollten und empfanden, dürfen wir uns anrechnen als unser eigen, und die große, ewige Barmherzigkeit wird auch dieses nur als unser anzeichnen!" —

„Aber, Vater — gib mir Licht! Wie? —" stotterte Waldi verwirrt hinschauend auf das neue Daseyn.

„Still hier und jetzt!" entgegnete Alexiew ernst und wieder gefaßt. „Laß uns feiern mit frommem Schweigen die Stunde einer freundlichen Gegenwart! An ihren Fersen schleicht die verschleierte Zukunft, die nicht immer das freundliche Lächeln der Schwester theilt, und zu oft mit heimtückischen Dolchen ihre Kränze zerfetzt. — Ich bin dein Vater. Diese — er legte die bebende, verstummte, leise weinende Meta in des aufglühenden, glanzäugigen Jünglings Arme — diese sey dir Ziel und Axe deines Lebens. Mehr wolle nicht, dann hast du das Glück in den engen Kreis deines Heerdes gebannt. Wer mehr sucht, als das, bezahlt leicht die kühnen

Wünsche theuer, übertheuer, wie ich, das sollst du lesen im Buche meines Lebens, wenn wir bald zusammen sitzen auf meinem heimlichen Landschlosse im Felsenthale, denn auch das verbündete Pfeilbund hundert Sterblicher bleibt eine ohnmächtige Zerbrechlichkeit in der Hand der Allmacht. Eine Lehre nehmet Alle jetzt und bewahret sie. — Mein letztes, eitles Streben hat sie mir wieder zugerufen tönend und scharf:

Nicht dem Irrlichte der Sinne vertraue sich der Mensch; doch eben so wenig der blendenden Sonne des Verstandes allein. Nur das Herz führt, wie mildes, silbernes Mondlicht, still und im Glauben sicher durch die Nächte des Erdenlebens. —

X.

Das Bogenschießen 1566.

Von

Jean Pierre Graf Sermage.

Aus den: Moeurs françoises. L'hermite en province. T. I. Paris, chez Pillet. 1818.

I.

Henriot, Prinz von Bearn und la Gaucherie.

Wird dies Leben nimmer enden,
Dieses Leben ohne Lust!
Sitz' ich doch mit müß'gen Händen,
Edler Sehnsucht voll die Brust,
Nun schon hier seit vielen Wochen,
Ein Tag nach dem andern flieht;
Was frommt meines Herzens kühnes Pochen,
Da doch nichts, gar nichts geschieht!

Soll die Kraft mir denn vermodern,
Die in voller Jugend blüht?
Soll die Flamme denn verlodern,
Die in Brust und Auge glüht?
Deiner Klugheit schlaue Lehren
Haben wahrlich kein Gewicht,
Kann der Mann sie einstens nicht bewähren,
Unterstützt die Faust sie nicht.

Schamroth muß ich ab mich wenden,
Les' ich, was dein Plutarch spricht;
Meine Ahnen werd' ich schänden,
Die des Lorbeers Kranz umflicht.
Ach, du siehst, woran es fehlet,
Willst mich haben so wie sie,
Siehst, wie mich dies leere Leben quälet,
Und du schweigst, la Gaucherie! —

Prinz, ich ehre Euern Eifer,
Löblich ist er, fromm und gut,
Wird nur erst die Kenntniß reifer,
Wird bedächt'ger erst das Blut,
Dann vergönn' ich Euch die Waffen,
Dann erst bringen sie Gewinn;
Wer zu früh mit ihnen hat zu schaffen,
Dem verwildern sie den Sinn.

Doch nicht will ich Euch verwehren
Uebung in der Waffen Spiel,
Eint die Kunst mit meinen Lehren,
So allein nur gilt sie viel.
König Karl wird Euch besuchen
Hier im Schlosse zu Agen;
Mit dem Ohm könnt Ihr es dann versuchen,
Wie die Waffenspiele geh'n. —

II.

König Karl IX.

Was strömt denn in gedrängten Massen
Das Volk zum Thor hinaus so sehr?
Neugierig wogt es durch die Gassen,
Beinahe ist Nerak schon leer! —
Ei, draußen ist ein großes Schießen,
Das ist's, was Alle sehen müssen. —

Ein grüner Wiesenteppich breitet
Sich hinter'm Schlosse von Agen,
Zum Kampf' ist Alles dort bereitet
Am Blumenufer der Garenne,
Und an des Wäldchens dunklem Saume
Hängt die Orang' an einem Baume;

Sie ist das Ziel der edlen Schützen,
Sie faßt des heut'gen Tages Glück,
Und eh' noch Pfeile nach ihr blitzen,
Zielt schon nach ihr ein jeder Blick,
Und träfen nur die schönsten Blicke,
So stäubte sie in tausend Stücke; —

Denn wie im Blumenbeet die Rose
Dicht neben Nelk' und Lilie blüht,
Und aus der Blätter weichem Moose
Des Mohnes Purpurkäppchen glüht,
So stehen hier gedrängt der Frauen
Und Mädchen Reizendste zu schauen.

Nun tritt aus seines Hofes Mitte
Der König vor auf seinen Stand,
Nach guter alter Schützensitte
Den gold'nen Bogen in der Hand,
Er leget ein — es prallt die Saite
Und sausend fliegt der Pfeil — in's Weite.

Das gold'ne Ziel hängt unverrücket,
Herr Karl, das war kein Königsschuß; —
Und als er sieht, es sey mißglücket,
Tritt er bei Seite mit Verdruß.
Nun schießt der Guise, — kaum kann ich's fassen,
Auch den hat heut' die Kunst verlassen.

Nun tritt Prinz Henriot ganz leise,
Gefaßt und ruhig in den Stand,
Und nach gut hergebrachter Weise
Nimmt seinen Bogen er zur Hand,
Er zielt — er drückt — die Hörner schallen,
Und die Orange ist gefallen.

Und lächelnd bleibt der Jüngling stehen;
Der erste Schuß gebührt ihm nun:
Kaum hat der König das ersehen,
Kann er nicht mehr vor Aerger ruh'n,
Und schnell bereit zu arger Fehde,
Tritt er ihn an mit schnöder Rede.

Was kömmt dir blödem Knaben ein,
Gleich lasse mir das Schießen seyn!

Ich hab' den besten Schuß gethan,
Drum ist's an mir, fragt Jedermann. —

An mir ist's, bin ich nicht der König!

Im Schießen? — Ei, auch nicht ein Wenig. —

Darob entbrennt der Herr im Zorne —
Du wagst es! — ruft er wüthend aus,
Und packt ihn an dem Koller vorne,
Und wirft ihn aus dem Stand hinaus; —
Doch der hat schon am Aug' den Bogen,
Und schraff die Sehne angezogen:

Und schiebt der König nicht so eben
Vor sich noch hin den dicken Guise,
So war's geschehen um sein Leben;
Denn diesmal traf der Prinz gewiß:

Der tritt nun frank und frei und bieder
Vor den erschrocknen König wieder.

Nun aber, daß ich Euch beweise,
Es sey kein Zufall, daß ich traf, —
So spricht er hingeneigt, ganz leise, —
So seht! — er zieht die Saite schraff,
Und nimmt von eines Mädchens Strauße
Ein Röschen aus der Busenkrause.

Er steckt's an's Ziel — der Bogen klinget,
Und jubelnd ruft das Volk ihm zu,
Da tief der Pfeil den Kelch durchdringet;
Doch er springt hin in einem Nu,
Bringt Pfeil und Rose ihr — und drehet
Den Rücken Karlen zu — und gehet. —

III.

Der Gärtner zu Agen.

Ein Gärtner hat ein schön Geschäft,
Ein Gärtner möcht' ich seyn!
Und ob ihn Reif und Mehlthau äfft,
Er setzt sein Letztes ein,
Und ziehet in der Stunden Lauf
Manch duftig Blümlein sich herauf.
Ein Gärtner möcht' ich seyn!

Die Erde gräbt er um zum Beet,
Ganz flaumicht, weich und fein,
Und eh ihr's einmal euch verseht,
Setzt Pflänzchen er hinein:
Kopfhängend steh'n sie anfangs dort,
Dann aber wachsen frisch sie fort,
Ganz flaumicht, weich und fein.

Drauf kömmt die Sonn' und schaut sie an
Mit mildem Liebesblick,
Und wo's ein Knöspchen thun kann,
Guckt's blinsend ihr zurück,
Und küßt früh Morgens sie der Thau
Vom Schlummer wach, so ist die Au'
Ein einz'ger Liebesblick! —

So zog der Gärtner von Agen,
Mit stiller Vaterslust,
Ein Blümchen auf, gar zart und schön,
An seiner treuen Brust.
Hochstämmig schoß es auf geschwind,
Der Alte schaut' das holde Kind
Mit stiller Vaterslust!

Kopfhängend stand, verschämt sie da
Bei junger Bursche Lob,
Und wenn nur Einer an sie sah,
Erröthet sie darob, —
Man läßt ja Mädchen nimmer ruh'n,
Was soll ein armes Kind auch thun
Bei junger Bursche Lob!

Doch seit mit eigner hoher Hand,
Mit hellem Liebesblick,
Der schöne Prinz flink und gewandt
Die Ros' ihr gab zurück,
Seit sie von ihm den Pfeil erhielt,
Aus jedem ihrer Augen zielt
Ein heller Liebesblick. —

IV.

Das Stell-dich-ein!

Leise hauchen Abendwinde
Säuselnd durch die hohe Linde
An dem Ufer der Garenne,
Und die weichen, lauen Lüfte
Tauchen sich in ihre Düfte,
Ach, du Holde, kömmst du denn!?

Zögre nicht, wer kann uns denn belauschen,
Nur die Blätter sind es, die so rauschen,
Küssend sich im losen Spiel der Luft,
Alle Blumen schlossen schon die Augen,
Keine Biene kömmt mehr Honig saugen,
Eile, eile, dein Geliebter ruft. —

Horch, geschwätzig flieht die Welle
Und des Mondes Silberhelle
Spiegelt auf bewegter Fluth,
Und Fleurette, du kannst noch säumen,
Auf der Moosbank hier zu träumen? —
Ach, du bist mir nicht mehr gut!

Fürchte nicht, daß Horcher uns erspähen,
O, sie sollen nicht ein Wort verstehen,
Murmelnd trägt's die Welle mit sich fort;
Schüchtern blickt der Mond nur durch die Zweige;
Niemand ist der stillen Liebe Zeuge,
Und die Moosbank steht im Dickicht dort.

Sehnsucht klagt die Philomele, —
Ach, aus meiner tiefsten Seele
Nahm den Ton sie zum Gesang!
Hör' die Klage ihrer Lieder
Auch von meinen Lippen wieder,
Ach, wo weilst du denn so lang!

Und sie kam mit leichtem Schritt gegangen,
Glühend hielt der Jüngling sie umfangen
An dem reizend, heimlich stillen Ort,
Schüchtern blickt der Mond nur durch die Zweige,
Er nur war der stillen Liebe Zeuge; —
Doch mit schwerem Herzen ging sie fort. —

V.

Der Abschied.

Mein Blümchen, ich muß scheiden,
Muß eines Himmels Freuden,
Muß deine Nähe meiden;
Doch komm' ich bald zurück.

Du wirst auf fremden Auen
Wohl schön're Blümchen schauen,
Wie könnt' ich dir nur trauen,
Und deinem Liebesblick?

Wie magst du so mich quälen!
Nur Eins kann ich erwählen,
Nur Eins kann mich beseelen,
Und Blümchen, das bist du!

Ach, müßt' in spätern Tagen
Die heut'gen ich beklagen,
Wie würd' ich das ertragen,
Die Augen schlöss' ich zu!

Der Tag soll mir erscheinen,
Bestimmt, mich zu beweinen;
Stets nennst du mich den Deinen,
Wie hier, so in Bayonne. —

Gar bis Bayonne! o wehe,
Weh mir, ach, ich vergehe,
Wenn ich dich nicht mehr sehe,
Und du bist Schuld daran.

Mein Blümchen, sey verständig,
Bin ja nicht wetterwendig,
Und bleibe dir beständig
In Liebe zugethan.

So wirst du mein gedenken,
Wenn sich der Tag wird senken,
Die Sterne aufwärts lenken,
Die unsre Liebe sah'n!

Ja, bis sie sinken nieder!
Ich lieb' ja treu und bieder;
Doch wo find' ich dich wieder
In dieser Blumenwelt?

Dort, wo die Wellen rauschen,
Wo Liebchen Küsse tauschen,
Und Mond und Sterne lauschen
Durch's dunkle Laubgezelt! —

VI.

Mademoiselle Ayelle,

Hoffräulein der Katharine von Medicis.

Fröhlich, mein Mädchen, nun sind wir geborgen;
Weit von dem Hofe nur wohnet das Glück,
Dort schleichen tückisch die ängstlichen Sorgen,
Dort schielt verborgen der spähende Blick,
Ach, und der Liebe bezaubernde Freude,
In des Geheimnisses Schleier verhüllt,
Birgt ihre Strahlen dem lauernden Neide;
Dort wird nur halb jeder Wunsch uns erfüllt.

Fühlst du dich hier nicht im klassischen Lande,
Das einst zuerst deine Schönheit gesehn?
Weicht denn an Duft diese Veilchenguirlande,
Weicht sie den Veilchen im alten Athen?
Grünen nicht hier auch die kräftigen Bäume?
Lächelt der Himmel nicht heiter und hell?
Ach, und der Liebe buntfarbige Träume
Nah'n sie dir nicht, meine theure Ayelle?!

O, mein Agen wird dem paphischen Gotte,
Wird der Kythere zum Tempel geweiht,
Sieh, diese epheuumgitterte Grotte
Ist schon mit duftenden Rosen bestreut:

Und wie dem mächtigen Lenker der Siege
Liebe einst flehende Demuth verlieh,
Beuge auch ich dir, indem ich erliege,
Demüthig flehend das trotzige Knie. —

Was schwebet da vorüber
Am zitternden Gesträuch?
Was schwebet da vorüber!
Die Wange geisterbleich.

Es flieht nach jener Seite,
Es flieht, und eilet sehr,
Und schon aus ferner Weite
Tönt's dumpf und traurig her:

Die Sterne sinken nieder,
Und liebst du treu und bieder,
So findest du mich wieder
In jener Blumenwelt;

Dort, wo die Wellen rauschen,
Wo Liebchen Küsse tauschen,
Und Mond und Sterne lauschen
Durch's dunkle Laubgezelt! — —

VII.

Das Wiederfinden.

Es knarrt und kracht der Tannenwald,
Der Nachtwind pfeifet eisig kalt,
Durch Busch und Hecken, und ihr Laub
Wird seiner tollen Wuth zum Raub,
Gleich Elfenspuk weht's hin und her,
Es findet keine Ruhstätt' mehr. —

Dem Irrlicht gleich auf gift'gem Moor,
Schaut aus zerrißner Wolk' hervor
Das Mondesantlitz, geisterbleich,
Und wie in ödem Todtenreich
Die Lämpchen, denen Oel gebricht,
So flattert matt das Sternenlicht.

Was braust und schäumt der wilde Fluß?
Was wälzt er mit im jähen Schuß?
Und taucht's hinab, und wirft's herauf,
Und trägt's in regellosem Lauf
Hinaus nun, an den kahlen Strand,
Und schleudert's auf den nassen Sand! —

Fleurette! Fleurette! du armes Kind!
Was treibt dich fort in Nacht und Wind?

So jammert mit zerstreutem Haar,
Gebleicht durch manches Lebensjahr,
Der Vater, und nach ihrer Spur
Durchwankt er seines Gartens Flur.

Und wankt am Stabe mühsam fort,
Bis hin zu ihrem Lieblingsort,
Wo im Gebüsch die Moosbank steht,
Und wie er um die Linde dreht,
Da steht er stumm in Schreck und Graus, —
Und rauft die weißen Haare aus;

Da liegt entseelt das arme Kind,
Ihr triefend Kleid durchwühlt der Wind;
Das Antlitz, sonst so engelmild,
Jetzt ist es eisig kalt und wild;
Und ach! das Auge, irr und scheu,
Zeigt selbst im Tod' noch — Raserei; —

Ein Pfeil liegt zu des Mädchens Haupt,
Der eine dürre Ros' entlaubt;
Und aus den Hecken springt ein Mann,
Der sieht die Jammergruppe an;
Er schaudert; — seine Geister flieh'n,
Und sinnlos stürzt er zu ihr hin. — —

XI.

Denksprüche und andere Einfälle

von

A. F. E. Langbein.

Sie jammert mit zerstreutem Haar,
Geschleicht durch manches Lebensjahr,
Der Vater, und kam ihrer Spur
Durchwankt er [illegible] Gartens Flur.

Und merkt [illegible] [illegible] fort,
[illegible] zu ihrem [illegible]
[illegible] im Gesicht [illegible]
Und wie er um die [illegible]
[illegible]
[illegible]

Da liegt [illegible]
Ist [illegible]
Das [illegible]
Jetzt ist es [illegible]
Und ach! das Auge, [illegible]
Zeigt selbst im Tod noch — [illegible] —

Wie [illegible] liegt in des [illegible]
[illegible]
Und aus den [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] — —

Wie viel ihr auch die Sprache schraubt und dreht,
Das beste Deutsch ist, das vom Herzen geht.

Dich beliebt zu sehn bei Allen,
Gib dir keine Müh!
Wer den Thoren will gefallen,
Wird ein Thor, wie sie.

„Unter Wölfen muß man mit heulen!“
Das klingt nicht löblich und fein.
So müßte man wohl auch bisweilen
Ein Schelm unter Schelmen seyn.

Zag' nicht und ducke dich sogleich vor jedem Feind!
Die Wölfe fressen den, der als ein Schaf erscheint.

„Mit großen Herr'n ist nicht gut Kirschen essen;
Sie werfen einem,“ wie Bürger spricht,
„Gern Stiel und Stein in's Angesicht.“ —
Ei! wären sie wirklich so vermessen,
So gibt man, gölt' es auch Amt und Glück,
Mit männlichem Muthe den Wurf zurück.

Wenn sich vor dir nur dann ein stolzer Schwach-
kopf bückt,
Indem ein Feierkleid dich schmückt,
So laß den Hut stehn ohne Wanken:
Das Kleid mag danken!

Es ist fürwahr nicht ohne Grund,
Wenn manchmal mit Geberden und Mund
Ein Schneider thut, als ob er was bedeute:
Er macht ja Leute!

„Nicht alle Leute sind Menschen!“ sagt
Ein Sprichwort, und es scheint zu gewagt:
Seht aber den Kriegsknecht, der mit Schwert und
Brand
Muthwillig verwüstet des Feindes Land,
Und seht den Selbstling, mit dem Herzen von Eisen,
Der sich nur lebt, für sich nur scharrt und ge-
winnt! —
Schon diese beiden Unholde beweisen,
Daß nicht alle Leute Menschen sind.

Gott und die Natur sind freundlich und gut;
Die Menschen nur quälen sich bis auf's Blut.

Unter die Qualen im menschlichen Leben
Wird auch bisweilen die Liebe gezählt;
Aber man muß ihr das Zeugniß geben,
Daß sie mit Anmuth quält.

Was läuft, als ob es fliege?
Die Lüge.
Doch möchte sie auch noch schneller seyn,
Ihr folgt die Wahrheit und holt sie ein.

Macht einer sich selbst mit Gewalt zum Gauche,
So scheint's, daß er einen Narren sehr nöthig brauche.

Fast einem klugen Manne gleicht
Ein Narr, der — schweigt.

Wem Stolz und Dünkel in die Ohren schrei'n,
Was sie für Wunderdinge leisten,
Dem fällt sogleich das Sprichwort ein:
„Das schlechtste Rad am Wagen knarrt am meisten."

Was rühmt sich selbst der schlechte Wicht?
Gemalte Blumen riechen nicht.

Hans Gut-genug, der bequeme Knecht,
Macht all' seine Sachen nur halb und schlecht.

Die Eitelkeit, dies Glanzbild von Eis,
Ist nur zum Wohlthun gelaunt,
Wenn sie voraus mit Gewißheit weiß,
Daß ihren Namen die Zeitung posaunt.

Es fand ein Frosch einen Heller am Teich,
Saß drauf und quakte: Respekt! ich bin reich!

Das drolligste Fratzengesicht von der Welt,
Das macht wohl, sollt' ich meinen,
Der lachende Erbe, der sich stellt,
Als wollt' er bitterlich weinen.

Manch ehrlicher Tropf ist doch zum Erbarmen
Ein stummer Sklav seiner Frau!
Er trägt, nach dem Sprichwort, die Katz' in den Armen,
Und darf nicht sagen: Miau.

Wer Unglück soll haben, stolpert im Grase,
Fällt auf den Rücken, und bricht die Nase.

Wenn Fehde dir ein Zänker beut,
So laß dich nicht zum Streit verführen.
Klug widerräth ein Sinnspruch alter Zeit,
Das Feuer mit dem Schwert zu schüren.

Daß Fischweiber sich aus Brotneid öffentlich schelten,
Mag gelten;
Doch wenn sich Gelehrte so niedrig benehmen,
Muß man sich in ihre Seele schämen.

Puff schreibt ein gelehrtes Wochenblatt,
Und schimpft darin nach Herzensgelüste;
Doch da er keine Leser hat,
Ist er ein Schreier in der Wüste.

Man hört oft, was hämisch ein Krittler spricht,
Vor tausend Stimmen des Beifalls nicht,
Und, trotz seinem Wir von Gottes Gnaden,
Hat er nicht Macht, dem Talent zu schaden.

XII.

Agrionien

für das Jahr 1820

gesammelt

von

Theodor Hell.

Das drolligste Frauengesicht von der Welt,
Das macht wohl, sollt' ich meinen,
Der lachende Erbe, der sich stellt,
Als wollt' er bitterlich weinen.

Manch christlicher [illegible] sich zum Erbarmen
Ein Hummer-Gesicht [illegible]
Er trägt, nach dem [illegible] in den Armen,
Und darf nicht [illegible].

Wer [illegible]
[illegible]
[illegible]
Wenn Gebbe [illegible]
So laß dich nicht [illegible],
[illegible] widerrufe ein [illegible],
Das Feuer mit dem [illegible] zu [illegible].

Der [illegible]
Was [illegible],
Doch [illegible]
[illegible]

Paul [illegible]
Und [illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] Kritiker spricht,
[illegible]
[illegible]
Hat er nicht [illegible] zu [illegible].

I.

Charade von drei Sylben.

Erste Sylbe.

Wer schreitet das Wiesenthal dort entlang,
Des Frühlings eilender Bote?
Wer badet au Himmels Bergeshang,
In Morgenmeers wogendem Rothe?
Wer schauet herab vom friedlichen Dach,
Ein Schutzherr, den liebend wir ehren?
Wer schleicht zu dem myrtenumkränzten Gemach,
Und läßt dort prophetisch sich hören?

Die letzten Sylben.

Wie heißt die Laute, auf der er so süß,
Von liebenden Herzen verstanden,
Singt von dem seligsten Paradies,
In der Liebe gelobten Landen?
Wie heißt der Zepter, den herrschend er trägt,
Der Schirmherr des ländlichen Strebens,
Die Hand, in die ihm die Lösung gelegt
Der Geisterräthsel des Lebens?

Das Ganze.

Wer nennt das wunderbar mystische Ding,
Das Großes zu Kleinem gestaltet,
Das in der Erinnerung glänzendem Ring
Der Liebe Demanten entfaltet?

Durch das, der Vergangenheit Flammen entwandt,
Geliebte Todte uns leben,
Und dessen Kinder im Schattengewand
Uns lichte Vergißmeinnicht geben?

Wilibald.

2.

Gleichname.

Männlich — halb und halb ein Räuber,
Obwohl mit Vergunst vom Staat;
Weiblich — werfen Köch' und Weiber
Es an Brühen und Salat.

Fr. Kind.

3.

Charade.

Im Schatten dunkler Haine stand
Der Ersten hohes Bild,
Und manche sanfte Hirtin wand
Den Opferkranz mit frommer Hand
Der Gottheit sanft und mild.
Die beiden letzten Sylben nennen
Dir solch ein frommes Hirtenkind,
Das wir durch zarte Dichtung kennen,
Wo ewig junges Leben rinnt.
Die Sehnsucht hebt die trunk'nen Blicke —
Und seufzet nach Arkadiens Flur,
Doch nimmer kehrt die Zeit zurücke,
Die Zeit der Unschuld und Natur.
Seitdem das Ganze unvorsichtig
Die arme Menschenwelt verrieth,
Sind jene sanften Freuden flüchtig,

Unwiderbringlich abgeblüht.
Zu schnell nur wucherten die Gaben,
Die trüg'risch ihre Hand verlieh,
Die goldne Zeit — sie ist begraben —
Und nur der Dichter träumet sie!

Agnes Franz.

4.

Räthsel.

Kinder sind wir Einer Mutter,
Aber keins dem andern gleich;
Ob nun karg für uns das Futter,
Oder unsre Speise reich,
Sind bald klein, bald groß gerathen
Wir mit mächt'gem Unterschied,
Doch entsproßt von gleichen Saaten,
Bis in das entfernt'ste Glied.

Wie wir werden, wie wir reifen,
Wie uns die Bestimmung ruft,
Wie wir oft an Wolken streifen,
Kommend aus der tiefen Gruft,
Hat vor nicht gar langen Jahren
Einer an das Licht gestellt,
Der jetzt auch den sel'gen Schaaren
Höh'rer Geister zugesellt.

Ich bin zwar ein kleiner Sprößling
Aus der großen Sippschaft blos,
Nur ein dünner Weidenschößling
Gegen Eichen riesengroß,
Aber doch bin ich gleich meinen
Andern Schwestern auch gebaut,
Sie im Großen, ich im Kleinen,
Alle werden gern wir laut.

Und mit unsern Zungen sprechen
Wir dann mannichfaches aus,
Bald weit über Berg und Flächen,
Bald nur im verschloss'nen Haus,
Bald zur Wonne uns'rer Hörer,
Bald zur Pein und zum Verdruß,
Manchmal sind wir Freudenstörer,
Manchmal schaffen wir Genuß. —

Nimm mich denn und brauch' mich friedlich
Bei dem Mahl der Häuslichkeit,
Bin ich doch recht klein und niedlich,
Mache mich auch gar nicht breit,
Solltest nur am Geraflüßchen
Meine Urmutter sehn,
Würde dir doch Angst ein Bißchen,
Wollt' auf deinem Tisch sie stehn.

Sonst auch wohl, bei frohem Spiele,
Wie, „der Abt ist nicht zu Haus;"
Kömmst du leicht mit mir zum Ziele,
Meine Töne gehn nicht aus,
Und wenn ich dir nichts mehr nütze,
Meine Blüthenzeit verrann,
Nun so häng mich an die Mütze
Von der Kinder Hampelmann.

Nur das Eine muß ich bitten,
Laß zum Krankenbette nicht
Nach mich folgen deinen Schritten,
Wär' auch Dienst dort meine Pflicht,
Kömmt ein solcher böser Bube —
Sey auch griechisch selbst sein Wort —
Laß ihn gar nicht in die Stube,
Sondern jage flugs ihn fort.

Th. Hell.

5.

Charaden an Minna.

a.

Die Dritte bin ich von den Ersten gegen dich,
Das Ganze warst du stets so innig gegen mich.

b.

Wohl ist die Erste jetzt mein Loos,
Denn du bist immer noch nicht mein;
Wär' nicht das Letzte bei mir groß,
So zög' das Ganze bei mir ein.

c.

Als ich dir einst Liebe schwur,
Und zur Ersten dich erkohr,
Kam die sternbesäte Flur
Fast mir wie die Letzten vor.
Bald nun stehe ich am Ziele,
Werde dich zum Ganzen führen,
Und bei frohem Liebesspiele
Wird der Ersten Kranz dich zieren.
O wie glücklich werd' ich seyn,
Wird die Erste an den Letzten mein!

d.

Den Ersten zwei dich zu vergleichen,
Fällt mir nicht schwer, denn ihre Pracht
Muß deinen Reizen, Holde, weichen,
Wenn liebend mir dein Auge lacht.

Wie blick' zu dir ich voll Verlangen,
Seh' ich auf deinen zarten Wangen
Der Ersten beiden Fülle prangen.

Denn nichts ist deinem Dritten zu vergleichen,
Und wenn dein holdes Ganze spricht:
„Ich liebe dich!" so kann kein Gott mir nicht
Wohl größ'res Glück und Wonne reichen.

e.

Nur von der Ersten stets umgeben,
Bist an der Ersten du die Zweite;
Sey stets die Letzte durch dein Leben
An Seligkeit, an Herzensfreude.
Mein Leben immer zu versüßen,
Warst du das Ganze stets für mich,
Und hast die Erste oft bewiesen.
O, Minna, wie verehr' ich dich!

f.

Stets thut mein Auge das, was dir die Zweite nennt,
Und sucht nur dich, der Schönen Zier.
Doch wenn mein Auge nirgends dich erkennt,
So klage ich: Was nützt die Erste mir,
Kann ich die Reizende doch nirgends sehn!
Denn vor dem Ganzen möcht' ich fast vergehn,
Das immer mich mit bangen Sorgen plagt,
Und ohne Unterlaß am wunden Herzen nagt.

Heinr. Sternau.

6.

Charade.

Geht auch die Erste stets auf Vieren,
So gleichen doch von allen Thieren
Ihr wenige nur an Verstand.
Kaum gibt der Mensch durch Fuß und Hand
Ihr seinen Willen zu verstehn,
Und gleich wird man bereit sie sehn,
Dahin, wo er befiehlt, zu gehn.

Die Zweite läßt von ihr sich tragen,
Und weichet auch bei'm schnellen Jagen
Nicht einen Augenblick von ihr,
Zugleich ist sie im Sternrevier
Den Astronomen wohl bekannt,
Doch wird sie selbst nicht Stern genannt,
Ist so zu sagen nur Trabant.

Für's Ganze wagt im Kampf und Streite,
Daß er's vor Allen sich erbeute,
Der Held sein Blut und Leben gern,
Es gilt ihm mehr als Land und Stern.
Und wenn sein Streben ihm gelingt,
Daß er es dreimal sich erringt,
Es ihn zu hohen Ehren bringt.

Jahn.

7.

Räthsel.

Die liebreich sorgende Natur
Hat weislich mich zum Schutz erschaffen,
Der rohe Mensch besitzt mich nur
Zur Gegenwehr statt and'rer Waffen,

Und Blut bezeichnet meine Spur,
Gleich eines Greifs und Adlers Kralle.
Nur nach der ersten Menschen Falle
Des Hülfsbedürftigen Verstand
Mich, als ein Werk der Kunst, erfand;
Holz wählte man dazu, Metalle,
Die man im Schooß der Erde fand.
Gewöhnlich bin ich nur von Eisen,
Allein, nach einem alten Brauch,
Bin ich von Gold und Silber auch,
Will Prunk man und Verschwendung weisen.
Zuweilen bin ich unsichtbar,
Dann hüte dich vor meinen Tücken,
Wird man an dir mich je gewahr,
Kann man den Spott nicht unterdrücken.
Denn lächerlich stellst du dich dar;
Auf keine Nachsicht darfst du hoffen,
Und räthst du mich, so hast du offenbar
Mich glücklich auf den Kopf getroffen.

K. Müchler.

8.

Palindrom.

Sagt mir doch, was bin ich nur?
Les' ich mich von Links zu Recht,
Steht bei Kräutern mein Geschlecht,
Schuf zur Erdfrucht mich Natur.
Les' ich mich von Rechts zu Links,
Werd' ich erst zur wahren Sphinx,
Denn da dien' ich bald zur Wacht,
Wo man Schuld in Fesseln hält,
Bald auch in Entsagungsnacht
Durch mein Netz die Sonne fällt.

Th. Hell.

9.

Räthsel.

Dem Mutterschooß entreißt mich Menschenhand,
Drauf röstet mich des Ofens heißer Brand,
Dann werden alle Glieder mir zerschlagen,
Wonach sie mich mit spitzen Stacheln plagen,
Nun dehnt man mich in ungeheure Länge,
Bringt mich hierauf durch Gitter in's Gedränge,
Dann quält im Freien mich die Sonnengluth,
Doch lindernd kühlt mich hier die Wasserfluth.
Hat endlich Stahles Schärfe mich zerschnitten,
Hab' ich zuletzt durch spitzen Stahl gelitten,
Dann scheint mein Leiden plötzlich sich zu enden,
In ein oft neidenswerthes Loos zu wenden,
Denn ich umschling' der Schönheit höchste Zier,
Selbst holde Scham zeigt sich enthüllet mir;
Doch ewig währet nie ein Glück hienieden!
Das Alter, ach! zerstöret meinen Frieden.
Vernichtend trennt es die verbund'nen Glieder,
Man wirft verachtet sie im Winkel nieder,
Bis sie vereint mit mehreren Gefährten
In den Verwandlungsort geschafft nun werden,
Wo, wie aus Flammen nun der Phönix steigt,
Die Kunst aus uns ein neu Geschöpf erzeugt,
Das mannigfaltig, Vielerlei verwahrt,
Oft Frieden, Krieg, oft Münzen einer Art.
Es ist ein Feld, das Wissenschaft bebauet,
Auch blickt's, geziert von Künstlers fleiß'gen Händen,
Durch's Glas auf dich herab in Zimmerwänden.
Die Flamme ist sein Grab, wenn's nicht noch Schlimm'res ist:
Wie heißt dies Ding, dem du so nahe bist?

J. Müntzenberger.

10.

Sylbenräthsel.

Die Erste baut ich mir'
In einem schönen Gau,
Schrieb über meine Thür;
„Allein auf Gott vertrau."
Es ranken sich daneben
Des Weinstocks grüne Reben.

Macht nun das zweite Paar
Mein süßes Hoffen wahr,
Beglücket Stadt und Land
Den Oelzweig in der Hand,
So soll man bald mich sehen
Mit ihr zum Altar gehen.

Wir finden Edens Spur
Dann in dem Ganzen nur,
Und keltern unsern Wein
Beim Liebessonnenschein,
Und flechten froh und weben
Uns Rosen in das Leben.

G.

11.

Sylbenräthsel.

Die ersten Drei sind gut Latein,
Und doch versteht sie jeder Schreiber,
Ja wohl — ich wett' ein Oxhoft Wein —
Ebräer selbst und Trödelweiber.
Sie theilen ohne Instrumente
Die größten Massen schnell und leicht.

Das Inventar, wie die Legende,
Gehorsam ihrer Theilkraft weicht.
So lange wir dies Kleeblatt kennen,
Nahm es auch stets, als müßt' es seyn,
Dreist nur die Oberstellen ein;
Und doch, anmaßend es zu nennen,
Das dürfte wohl sehr albern seyn.
Auch seicht und vorlaut ist die Drei,
Strebt, alles flüchtig vorzutragen,
Und doch fiel es noch Niemand bei,
Ihr drob ein tadelnd Wort zu sagen;
Vielmehr noch Ehre sie genießt,
Daß all' ihr Wissen — Stückwerk ist.

Steht dem und jenem das Latein
Auf dem wohl schmalen Deutungswege,
Man weiß, wie's geht — etwa im Wege,
Wohlan! wir wollen billig seyn,
Und das Latein selbst übersetzen —
Nur in dem dritten Sylbchen ta
Strahlt die gelehrte Gloria —
Denkt Euch: tel stände dafür da,
Und bald wird Euch die Deutung letzen.

Die vierte Sylb' ist winzig klein,
Und doch zu hoher Kraft berufen.
Nicht selten zimmert sie allein
Die größten Geld- und Ehrenstufen.
Gerader Weg ist nie ihr Weg,
Sie liebt und sucht den Schlangensteg.
Die sich der Sylbe Kraft bedienen,
Die nennen's: Schwimmen mit dem Strom.
Vor kurzer Zeit ist sie erschienen
Im Abendblatt als Palindrom.

Das Ganze könnt an seinen Thaten
Ihr wohl den Augenblick errathen.
Ist's klug, seht Ihr's auf Rosen gehn,

Und trachten nie nach Rang und Würden;
Ist's dumm, seht Ihr's auf Dornen stehn,
Und seufzen unter schweren Bürden —
Doch sey es nun klug oder dumm,
Geehrt ist's überall auf Erden,
Und jeder treibt dies Studium,
Das Ganz' auf leichte Art zu werden.

Noch eins: wenn alle Regeln gelten,
Sind es fürwahr! die Dichter selten.
Zum Beispiel, ich — das sag' ich offen —
Nicht etwa nur so im Gedicht —
Ich war es nie und bin es nicht —
Und hab' auch nimmer drauf zu hoffen.

Richard Roos.

12.

Charade von drei Sylben.

Süße Nahrung biete ich,
Mäßig lebt, wer mich genießet,
Glücklich ist der Himmelsstrich,
Wo mein reicher Segen fließet.
Meine andern Beiden ziehn
Weit sich über Thal und Hügel,
Und, mit ihnen zu entfliehn,
Trägt dich hin der Sehnsucht Flügel.
Mit Bewund'rung und mit Lust
Blickt das Auge auf das Ganze,
Höher hebt sich jede Brust,
Angestrahlt von seinem Glanze.

K. Stahl.

13.

Charade von zwei Sylben.

1.

Hinan, hinan, auf Nummer Eins,
Es gilt dem Ruhm, dem Siege!
Freut man wohl köstlichern Vereins
Sich in dem blut'gen Kriege?
Ob auch der Tod
Daraus uns droht,
Es soll uns doch nicht hindern,
Nicht uns're Kühnheit mindern.

2.

Was tönt das Zweite mir so nah,
An meiner blut'gen Seite?
Es liegt ein alter Krieger da,
Verwundet in dem Streite.
Ein einz'ges Wort
Reißt Schmerz ihm fort,
Dann faltet er die Hände,
Ihm nahet still das Ende.

3.

Frisch auf, mein Ganzes! ungewohnt
Bist du zwar dieses Ganges,
Doch wirst du auch dafür belohnt
Bei'm Ton des Siegesklanges.
Gleich mir erfreut
Er dich noch heut',
Du halfst durch kühnes Wagen
Ihn mir ja schon erjagen.

Th. Hell.

14.

Charade an Friederiken.

Wilder Krieger rauhe Horden
Ziehen durch das stille Thal,
Wüstes Sengen, Rauben, Morden,
Blut'gen Schwertes Blitzesstrahl,
Todesröcheln, Todeswunde
Ist die Losung jeder Stunde.

Sieh, da strahlt die **Erst' und Zweite**
Fern am blut'gen Himmel auf,
Alles jubelt, voll von Freude,
Lob und Preis steigt hoch hinauf,
Und es strömt aus aller Herzen
Dank für's Ende herber Schmerzen.

Kennst du wohl die **ersten Beiden**
Hell im lichten Himmelsschein?
Einzige, zu allen Zeiten
Sah ich sie so klar und rein
Um die Engelsstirne schweben,
Sah, wie sie dich stets umgeben.

Andre Sylben, Holde, nennen
Dir ein flüchtig, schlankes Thier,
Wirst du wohl den Namen kennen?
Ist des Waidmanns Sprachmanier
Dir bekannt? wohl nimmer, Liebe!
Dich erfreu'n nur stille Triebe.

Nun das **Ganze** — immer rufe
Ich es hörbar kaum und leis.
Wisse, daß ich eine Stufe
Mich dem Himmel näher weiß,
Ist es endlich mir gelungen,
Daß ich es für mich errungen.

Werde ich ihn bald wohl sehen,
Wird er kommen bald, der Tag?
Wo im stürmisch heft'gen Wehen
Jauchzend ich dann rufen mag:
Endlich, endlich ist das Ganze
Mein mit seinem Himmelsglanze!

Heinr. Sternau.

15.

Logogriph.

Ich kenne eine Handelsstadt
Am Meere,
Die netto sieben Zeichen hat,
Auf Ehre!
Richtig sieben.
Trägst du Belieben
Sie zu erkennen,
So mußt du trennen
Eins, Zwei und Drei;
Drin liegt verborgen,
Was täglich neu
An jedem Morgen,
Mit Purpurglanze,
Im Strahlenglanze
Uns zu beglücken,
Schön geht hervor.
Wer säh' das Thor
Nicht mit Entzücken! —
Die letzten Viere kommen oft
Im Leben
Den Menschenkindern unverhofft,
Und geben
Nach ihrer Weise
Der Lebensreise

Oft süße Freuden,
Oft bitt're Leiden,
Zuletzt den Tod.
Sie enden Plagen,
Gefahr und Noth.
Sind — kurz zu sagen —
Von allen Dingen,
Soll's Werk gelingen,
Die Hauptpersonen.
Durch sie vergehet,
Was da bestehet,
Nichts sie verschonen.

Jahn.

16.

Logogriph.

Wenn der Accent auf meiner Ersten ruht,
So klingt es deinem Ohr gar wunderhold und schön,
Doch reichst du ihn der letzten Sylbe dar,
So schreckt es uns, in fremder Sprache zwar,
Durch seiner Donnerstimme laut Getön.
Das Erste zieht mit süßen Harmonien
Das Herz empor in heil'ger Liedeslust;
Dem Zweiten wurde Schrecken nur verliehen,
Ja, Tod trug es in manche tapf're Brust.
Durch Einklang sieht das Erste man entstehen,
Wenn einzeln stets des Letzten Ton verhallt,
Doch wird man nie ein hohes Fest begehen,
Wo nicht vor Allen diese Stimme schallt.

Agnes Franz.

17.

Charade.

Es soll die erste Sylbe leicht Euch werden,
Wenn Ihr fein hört, nicht Nebendinge treibt,
Denn sie macht nun und nimmermehr Beschwerden,
Ob auch ihr Sinn nicht stets bei Ehren bleibt,
Sie schwingt sich auf zum Himmel von der Erden,
Und wenn man sie noch näher Euch beschreibt,
So habt Ihr sie schon, eh' ich noch geschlossen,
Und das wär' doch das Kind mit sammt dem Bad vergossen.

Die beiden Andern! Nun, die sind schon schwerer,
Wär' die Charade aus, so wären sie schon da,
Es mahnt dazu die Schüler gern der Lehrer,
Und alles deuten sie, was ganz geschah.
Auch der Soldat, der glänzende Zerstörer,
Ruft sie, wenn nun das Ziel des Strebens nah.
Nur manchen Rednern mit gelehrten Bürden
Sagt man zum Hohn es nach, daß nimmer sie es würden.

Das Ganze nun! Damit sind wir leicht fertig,
Wenn alles ganz genau wir angehört.
Es ist dem Ernst gewaltig widerwärtig,
Doch oft bei'm Scherz gelitten und geehrt,
Und du mein dritter Reim darauf, o, sperr' dich,
So viel du willst, ich bleibe ungestört,
Denn was im Doppelsinn es immer auch bedeute,
Das war ich, Freunde, selbst, bei der Charade heute.

Th. Hell.

18.

Räthsel.

Kennst du das Haus? das herrlichste von allen?
Es ist ein dunkel, gränzenlos Gezelt,
Darin der Sphären Harmonien schallen;
Ein Gott nur hat's vom Anfang an bestellt.
In seine unermeßlich weiten Hallen
Gebannt, erblickest du die ganze Welt.
Ist's ewig? Ist's erschaffen? — dieser Fragen
Auflösung Niemand dir vermag zu sagen.

Und durch des Hauses hochgewölbte Bogen
Strömt reißend schnell ein wunderbarer Fluß,
Kein Forscher weiß, woher er kommt gezogen,
Und Niemand kennet seiner Fluth Erguß;
Dahin auf seinen ewig gleichen Wogen
Das All — selbst der Gedanke — schwimmen muß;
Und willst du kühn dich bis zu Gott erheben,
Kurzsichtiger! du siehst ihn selbst drauf schweben.

Entgegen starrt dies Paar, gleich Herkul's Säulen,
Dem Menschengeist; der Unbeschränkte kann
Bis hierher nur, hier muß der Stolze weilen,
Verschlossen hier ist seines Fluges Bahn;
Und will er auch zur andern Welt enteilen,
Er trifft auch jenseits beide wieder an,
Die er nicht einmal fähig ist zu trennen.
Kannst du das Haus, kannst du den Fluß mir nennen?

J. C. Mielach.

19.

Räthsel.

Ich bin von ur=uraltem Adel,
Mein Wappen ist das ält'ste, traun,
Auf das ich sicher ohne Tadel
Mit etwas Stolz darf niederschau'n.
Denn, frei heraus! mein Herr Papa
War lange vor der Sündfluth da.

Doch kurz und gut — ich bin kein Spötter,
Auch just zum Spaße nicht gelaunt —
Ich bin ein echter Sohn der Götter!
Nicht wahr, Heraldiker, Ihr staunt?
Gott Chronos selber mich gebar —
Nun? Ihr verstummt ja ganz und gar?

Jedoch, Ihr Zweifler, hört nun weiter,
Was mit mir ferner noch geschah!
Ich stieg hinauf die Lebensleiter,
Es stieg hinab mein Herr Papa.
Gott weiß, wo er begraben liegt.
Ich lebe noch und bin vergnügt.

Zwölf munt're Söhne mich umblühen,
Im allerschönsten Jugendglanz,
Und ihre Kinder lächelnd ziehen
Weit um mich her den frischen Kranz,
Und ihre jugendfrohe Schaar
Erbaut mir gern den Dankaltar.

Vier fromme Priester dort empfangen
Die Gaben, die ihr Frohsinn beut,
Und liebend und vertrauend hangen
Sie an den Priestern jederzeit,
Und jeder aus der frommen Schaar
Reicht's Opfer dem Erwählten dar.

So wandl' ich in den weiten Reihen
In ew'ger Jugendfrische hin,
Sie sind's, die neue Kraft mir leihen,
Wenn ich erschöpft und müde bin;
Drum altr' ich stets und sterbe nie. — —
Sagt, kennt Ihr mich? und kennt Ihr sie?

Blankenburg.

20.

Charade.

Die Erste drängt sich immer vor
In ihrer Schwestern reichem Chor,
Und muß sie hinten bleiben,
Will sie doch vorwärts treiben.
Die Zweite gibt Euch guten Rath,
Wie, was Euch jetzt vor Augen trat,
Im Guten oder Bösen,
Ihr sollt auf's beste lösen.
Wer Vorrath von dem Ganzen hat,
Der ißt und trinkt sich immer satt;
Es lehren uns die Alten,
Fein stets darauf zu halten.

Th. Hell.

Auflösung.

1. Storchschnabel.
2. Der Kaper, die Kaper.
3. Pandora.
4. Das Tischglöckchen.
5. a. Liebevoll.
   b. Schwermuth.
   c. Brautaltar.
   d. Rosenmund.
   e. Huldreich.
   f. Sehnsucht.
6. Roßschweif.
7. Der Nagel.
8. Rettig — Gitter.
9. Das Papier.
10. Hausfrieden.
11. Kapitalist.
12. Milchstraße.
13. Wallach.
14. Friederike.
15. Ostende.


BIBLIOTEKA ELBLĄSKA



